REISEBILDER

Karl Braun

Herrn E. Steiger,

New York.

Hochachtungsvoll

vom Verleger.

Stuttgart, 15. II. 75.

EAW

Braun

Skizzenbuch

von

Karl Braun-Wiesbaden.

Reisebilder

von

Karl Braun-Wiesbaden.

Freuet Euch des wahren Scheines,
Euch des ernsten Spieles.
Kein Lebendiges ist Eines,
Immer ist's ein Vieles.
Goethe III, 96.

Stuttgart.
Verlag von August Auerbach.
1875.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

Meinen

lieben Freunden und alten Reisegefährten,

den Herren

Joseph Görz,

Obergerichtsrath in Mainz, Präsident der Zweiten Kammer des Hessischen Landtags;

Dr. Wilhelm Petri,

Appellationsgerichtsrath in Wiesbaden, Mitglied des Preußischen Abgeordneten-Hauses;

Carl Schierer,

Stadtrath und Mitglied der Handelskammer in Breslau;

zur freundlichen Erinnerung

an gemeinsame frohe Fahrten

gewidmet von

K. B.-W.

Vorwort,

welches handelt

von der Kunst und von der Geschichte des Reisens.

Ich eröffne dies Skizzenbuch mit einer Reihe von Reiseskizzen.

Vielleicht wäre es klüger, denselben zu überlassen, sich selbst zu introduciren und den Beweis ihrer Daseinsberechtigung durch ihren eigenen Inhalt zu führen.

Allein da in unserm papiernen Zeitalter fast Jeder, welcher reist, auch schreibt, und Jeder, der schreibt, auch das Geschriebene gedruckt sehen will, wär's auch in dem Hauptblatte seines engeren oder engsten Vaterlandes oder nur in dem Wochen- oder Intelligenz-Blatt seines heimathlichen Städtchens, so glaube ich, daß Jeder, der Reiseberichte veröffentlicht, verpflichtet ist, gleich im Eingange seinen Lesern zu sagen, wie er reist, und wie er seine Eindrücke sammelt, wie und warum er seine Skizzen aufnimmt, und zu welchem Zweck er sie öffentlich ausstellt.

Dies vorausgeschickt, gehe ich in medias res.

Vor zweihundert Jahren reisten nur zwei Klassen der deutschen Nation, der Adel und die Gelehrten, und beide vorzugsweise in der Jugend. Heutzutage reist Jedermann, und die meisten erst in reiferem Alter.

Im siebzehnten Jahrhundert wurde der Junker auf Reisen geschickt, um die Stallbildung, welche er zu Hause genossen, zu ergänzen durch jene eigenthümliche Art von Weltbildung, welche man damals vorzugsweise in Paris suchte, wo man die „deutschen Bären" zurechtleckte, aber sie zugleich auch „leer im Beutel, krank im Herzen" wieder zurückschickte. Anstandshalber gab man natürlich dem jungen Herrn auch einen „Informator" mit auf Reisen; allein dieser Informator war ein armer, schlecht bezahlter, halb verhungerter Candidat der Gottesgelahrtheit, welcher in der Wissenschaft wenig und in der Welt gar keinen Bescheid wußte und daher bald von der Rolle eines Mentors für den jugendlichen Telemachus herabsank zu der eines Stichblatts für junkerlichen Muthwillen. Mehr als der verzopfte Pedant aus der Heimath, welcher in der Fremde die Vogelscheuche abgab, imponirte dem Junker in Paris der Tanz- und der Fechtmeister, und unter ihrer Führung begann er, die Welt zu studiren. War der junge Herr aber dem hohen Adel, d. h. einer der Tausend von regierenden und reichsunmittelbaren Familien entsprossen, so gab man ihm neben dem dummen und unbeholfenen Informator noch einen „Cavalier" mit, den man für klug und weltkundig hielt. Letzterer sollte für „Bildung" und ersterer für „Wissenschaft" sorgen. Der Prinz wurde auf eine französische „Academie" geschickt. Auf dieser Academie waren fünf Wochentage den Leibesübungen und nobeln Passionen, einer den Wissenschaften und einer angeblich den rituellen Glaubensübungen gewidmet. Hatte man so sich „ausgebildet", so reiste man, soweit es die Mittel erlaubten, an den europäischen Höfen umher, um den letzten Schliff zu gewinnen. Ueberall wurde man den höchsten Herrschaften vorgestellt und von den niedrigen gerupft.

Es ist dieselbe Geschichte, die auch heute noch in Paris spielt. „Werden wir Sie heute Abend bei uns sehn? Wir werden ein kleines Spiel machen?" fragt Madame den Für-

sten Pavianowitsch. »En grande tenue?« fragt der Fürst. „O nein, es genügt, wenn Sie einfaches, aber dezentes Portemonnaie mitbringen," lautet die Antwort.

Diese Reisenden sehen die Höfe und die „gute Gesellschaft", die Reitbahn, den Spiel- und den Ball-Saal. Von Natur und Kultur, von Land und Leuten, bekommen sie gar nichts zu sehen.

Ganz anders reisten vor mehr als zweihundert Jahren die deutschen Gelehrten. Ich kann dies nicht besser schildern, als nach einer witzigen Darstellung, welche wir bei St. Evremont (Oeuvres mêlés, tom. II. pag. 81 & sqq.) finden. Heutzutage weiß man wenig mehr von Saint-Evremont. Vor zweihundert Jahren galt er in Frankreich als einer der glänzendsten, geistreichsten und heitersten Schriftsteller. Man bewunderte ebenso sehr seinen Witz, als seine „Philosophie". Freilich verstand man damals unter Philosophie noch nicht die „Metaphysik" und die „Phänomenologie des Geistes", sondern eine Art praktischer Lebensweisheit mit spekulativem Hintergrund. Trotz dieser „Philosophie" aber beging der gute Saint-Evremont allerlei tolle Streiche. Um der Bastille zu entgehn, mußte er nach England flüchten; und selbst seine Schriften durften nicht mehr in dem bekanntlich außerordentlich frommen Frankreich gedruckt werden. Sie sind in Holland (Amsterdam 1706, 5 Bde.) erschienen, welches damals das Asyl der Freigeister war.

Dieser leichtfüßige Franzose schildert uns also, wie damals der solidere Deutsche, der gelehrte und bürgerliche Deutsche, zu reisen pflegte. Es ist wahr, er macht sich ein wenig lustig über uns. Allein er thut es in geistreich-charakterisirender Weise; und

„Wer sich nicht selbst zum besten halten kann,
Gehörte schwerlich jemals zu den Besten."

Hören wir ihn also. Er schreibt:

— „Das Reisen ist eine in Deutschland gewöhnliche Sitte; wir reisen vom Großvater zum Vater und vom Vater zum Sohn, und nichts hält uns davon ab. Sobald wir die lateinische Sprache erlernt haben, bereiten wir uns auf das Reisen vor. Das erste, womit wir uns ausstatten, ist ein Itinerarium, welches uns über die Wege belehrt; das zweite ein kleines Buch, in welchem verzeichnet steht, was es in jedem Lande Merkwürdiges gibt. Falls unsere Reisenden Gelehrte sind, versehen sie sich, wenn sie von zu Hause weggehen, mit einem weißen, gut gebundenen Buch, welches man »Album Amicorum« nennt, und versäumen es dann nicht, die Gelehrten aller Orte, an denen sie ihr Weg vorbeiführt, zu besuchen und ihnen besagtes Album vorzulegen, damit sie ihren Namen hineinschreiben, was diese gewöhnlich thun, indem sie noch einige sententiöse Sätze oder irgend eine Bezeugung ihres Wohlwollens in irgend einer der vielen alten und neuen Sprachen der Welt hinzufügen. Es gibt nichts, was wir nicht thun, um zu dieser Ehre zu gelangen; wir erwägen, daß es ein eben so seltenes wie belehrendes Ding ist, diese gelehrten Leute, die soviel in der Welt von sich reden machen, von Ansehen gekannt zu haben und ein Pröbchen ihrer Schrift zu besitzen. Ferner ist es uns eine sehr große Hilfe bei unseren Schmäusen: denn wenn alle gewöhnlichen Gesundheiten getrunken worden sind, nimmt man das Album Amicorum zur Hand, und indem man die »großen Männer«, welche die Güte hatten ihre Namen einzuschreiben, Revue passiren läßt, trinkt man ihre Gesundheit. Wir haben auch ein Tagebuch, worin wir unsere Beobachtungen niederlegen, sobald wir sie machen; selten warten wir bis zum Abend, aber niemals hat sich ein deutscher Reisender schlafen gelegt, bevor er das, was er im Laufe des Tages gesehen, zu Papier gebracht hat. Es gibt keinen berühmten Berg, den Ihr nicht nothwendigerweise sehen müßtet, er sei voll Schnee

und Eis oder nicht; schadet alles nichts, Ihr müßt oben drauf, wenn es irgendwie möglich ist. Was die Flüsse betrifft, so müssen wir die Quelle, die Breite, die Länge des Laufs wissen, auch, wie viele Brücken und Uebergänge sie haben, und besonders, wo sie in das Meer münden. Wenn noch etwas aus dem Alterthum vorhanden ist, ein Stück von einer Römerarbeit, die Ruine eines Amphitheaters, die Reste eines Tempels, einige Brückenbogen, oder einfache Säulen: alles das muß besichtigt werden. Die Zeit von heute bis morgen würde nicht ausreichen, wenn ich Euch von allem dem erzählen wollte, was wir in jeder Stadt sehen. Es giebt kein Gebäude, kein Monument, das wir unbesichtigt lassen. Die Kirchen, die Klöster und viele, viele andere Sachen; die öffentlichen Plätze, die Rathhäuser, die Wasserleitungen, die Citadellen, die Arsenale. Von Gräbern und Grabinschriften gar nicht zu reden: denn ein jeder weiß, daß damit angefangen wird. Ich vergesse weder die Glockenthürme mit ihren Glockenspielen anzuführen, noch die Uhren, aus denen die zwölf Apostel vor dem Schlagen heraustreten, ferner nicht das Paradies und die Arche Noahs, in welcher sich die Thiere wie durch Zauberei bewegen. Aber man muß nach Deutschland gehen, um dergleichen Meisterwerke anzuschauen. Es liegt durchaus nicht außerhalb der Sache, wenn ich Euch von einigen weitern Sitten in Kenntniß setze, die kein deutscher Reisender zu beobachten verfehlt. Zum Beispiel: wir sind sehr neugierig auf die königlichen Wohnhäuser, und dennoch sehen wir sie nur dann, wenn die Könige nicht darinnen sind. Auf meiner Reise nach Frankreich sah ich den Louvre im Sommer, als der König in Fontainebleau war, und Fontainebleau im Winter, als der König wieder nach Paris zurückgekehrt war. Jedes Ding hat seinen Grund, und dieser hier ist sehr wichtig. Wir gehen nicht aus unserm Lande, um draußen bei Hof u. s. w. Aufwartung zu machen. Wäre ein Deutscher

gesonnen, Höfling zu werden, so würde er seinem Herrscher oder seinem Magistrate dienen. Bei fremden Völkern gehen wir nur auf Seltenheiten aus, die wir nicht daheim besitzen; und Ihr werdet Euch wohl denken können, daß es unmöglich wäre, die vorher erwähnten Seltenheiten in den königlichen Wohnhäusern in Gegenwart des Königs genau zu betrachten. Es ist nicht unsere Art und Weise, die Leute des Landes, das wir bereisen, kennen zu lernen, etwa ausgenommen einen Lehrer, der uns die fremde Sprache durch grammatische Regeln beibringt; und der Grund ist dieser: Die Eingeborenen verachten die Reisenden; und ganz im Gegensatz suchen sich die Fremden unter einander und befreunden sich; denn sie haben ein gleiches Interesse, und man ist gern mit solchen Leuten zusammen, welche von verschiedenen Ländern sprechen können. So sehen wir die Franzosen in England, die Engländer in Frankreich, die Belgier in Italien, die Italiener in Brüssel, oder sonstwo. Indessen sind die Dinge, welche gewöhnlich vorkommen, nicht unsere Hauptarbeit; das Allerschwierigste ist, wenn wir an einem bestimmten Platze etwas „mitmachen" müssen. Z. B. ich bin in Turin, oder ich bin in Genf, oder ich bin im Begriff nach Rom zu gehen; wenn ich aber da von der Wahl eines deutschen Kaisers, von der Salbung des Königs von Frankreich, von der Krönung eines Königs von England, von einer fürstlichen Heirath, von einem Friedensvertrag, von einem Einzug reden höre, da muß ich Extra-Post nehmen, wo ich mich auch befinde, um zu rechter Zeit zur Feierlichkeit zu kommen. Denn bei so etwas darf man nicht fehlen."

Ergänzen wir diese humoristische Schilderung, wie der Deutsche vor mehr als zweihundert Jahren zu reisen pflegte, durch eine sehr ernsthafte und gelehrte. Wir entnehmen sie den Briefen des französischen Philologen Marès an den berühmten holländischen Kritiker Heinse (Maresii epistolae ad

Nicolaum Heinsium, Lib. I. epistola 43). Nicolaus Heinsius, der 1620 in Leyden geborene berühmte Sohn des nicht minder berühmten Daniel Heinsius, war der erste Virtuos seines Jahrhunderts im Gebiet der philologischen Kritik. Er hat zuerst den Text des Ovidius von seinen zahlreichen Entstellungen gereinigt und war der gelehrte Vertrauensmann der Königin Christina von Schweden, welche letztere bekanntlich mehr in literis als in moribus excellirte.

Allerdings schreibt Maresius an Heinsius, um ihm in urbanstem klassischen Latein Höflichkeiten zu sagen; aber er ist höflich ohne unwahr zu sein. Auch betrachtet er den Holländer noch als einen Deutschen, und der Holländer hat nichts dagegen. Heutzutage ist das ganz anders.

Also Maresius schreibt:

— „Jene Sitte, welche den Niederländern und allen andern Deutschen gemeinsam ist, ihre „große Tour" durch alle civilisirten Länder Europa's zu machen, bevor man sich irgendwo definitiv niederläßt und durch ein Amt oder durch die süßesten Bande der Ehe fesselt, — diese Sitte billige ich von Herzen. Denn auch abgesehn von der Kenntniß der fremden Sprachen und von der Weltklugheit, welche man durch das Reisen in verschiedenen Ländern erwirbt, springt noch ein anderer Vortheil für Euch Philomathen (Wißbegierige) heraus, nämlich der, daß Ihr die hier und dort zerstreut lebenden großen Gelehrten aufsuchen und mit ihnen Freundschaft, Unterhaltung und Umgang pflegen könnt, wovon man zum öftern noch größern Nutzen zieht, als aus dem Studium ihrer Bücher. Und auch hierin habe ich Dich nicht fehl befunden. Vielmehr hast du auf Deiner Hinreise nach Italien und auf der Rückreise Dich eifrig bemüht, Alles was es in Frankreich von hervorragenden Gelehrten giebt, aufzusuchen und durch Dein herzliches Entgegenkommen für Dich zu gewinnen. Dazu kommt denn noch ein anderer Euch eigenthümlicher Vortheil,

daß Ihr nämlich die Bibliotheken nach seltenen Büchern, Manuscripten und Codices durchforscht. Wir müssen zugestehn, daß Ihr und die übrigen Deutschen, neben Euren sonstigen Studien, Euch auszeichnet durch die Sorgfalt, die Ihr der Verbesserung und Wiederherstellung des Textes der griechischen und römischen Klassiker widmet, wodurch Ihr Euch den Dank der Gelehrten aller Länder verdient habt."

Vielleicht sind diese beiden Citate etwas zu gelehrt und zu schwerfällig, um die Gunst des Lesers im Sturm zu erobern. Allein bei einigem Nachdenken wird man finden, daß dergleichen „Stellen aus alten Schmökern" nicht ohne Nutzen sind für den Leser, welchen ich der Mühe überhebe, die Werke des Saint-Evremont und die Episteln des Maresius im Urtext zu lesen.

Es ist eine ganz lehrreiche Arbeit vergleichender Kulturgeschichte, wenn wir uns die Frage vorlegen, wie sich in Betreff des Reisens wir, die Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts, zu unsern Vorfahren, den Deutschen des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts, verhalten.

Einen Unterschied habe ich bereits betont. Damals reisten nur die Vornehmsten, die Gelehrtesten und die Reichsten, die Leute, welche spezielle Zwecke verfolgen. Heute reisen wir Alle. In den Fremdenbüchern findet sich zwar auch heute noch die Rubrik „Zweck der Reise". Aber wenn nicht einmal ausnahmsweise ein lustiger Student einen Bummelwitz hinein schreibt, findet man die Columne stets unausgefüllt. Warum? Haben wir Ursache, unsere Zwecke in ein geheimnißvolles Dunkel zu hüllen? Oder haben wir überhaupt keinen Zweck mehr? Oder haben wir so viele Zwecke, daß dafür der Raum der Columne nicht ausreicht?

Lassen wir das vorläufig einmal dahingestellt sein. Konstatiren wir vor Allem: das Reisen ist bequemer und angenehmer, billiger und, fast möchte ich sagen, demokratischer geworden. Der mächtigste Herrscher Europa's kann (auf der

Eisenbahn) nicht schneller vorwärts kommen, als der geringste seiner Unterthanen; und jeder Schneidergeselle fährt heute schneller und besser, als vor dreihundert Jahren ein Kurfürst des heiligen römischen Reiches.

Kurfürst August von Sachsen z. B. ging 1584 nach Bad Schwalbach, um sich von einem Magenleiden zu befreien. Die Reise von Dresden nach Bad Schwalbach kostete ihn enormes Geld und sehr viel Zeit. Zur Vorbereitung brauchte man ein ganzes Jahr und zur Reise selbst achtzehn Tage, obgleich Alles auf das Vortrefflichste vorbereitet war und unterwegs die Herren Kollegen, d. h. die deutschen Mitfürsten, durch deren Territorium man reiste, den eifrigsten Vorschub und Beistand „prästirten". Heute legt man die Strecke in eben so viel Stunden zurück.

Der Landgraf Philipp von Hessen ging 1637 nach Bad Ems. Seine Residenz war in Butzbach, einem Ackerstädtchen in der Wetterau zwischen Gießen und Frankfurt am Main. Er brauchte, trotz größter „Eilfertigkeit", vier Tage für den Hin- und acht Tage für den Rückweg; und allein die Transportkosten betrugen über siebenhundert Gulden. Unterwegs mußte er zehn Wasserzollstätten passiren und vierundzwanzig verschiedene Länder. Er ist überall bedroht durch die Pest und durch französische Marodeure; auch stößt er rührende Klagen aus über schlecht „Losamente" und böse Beschaffenheit der „Essens- und Trinkensspeisen".

Der Schneidergeselle Fips legt diesen Weg heute auf der Eisenbahn in vier Stunden, statt in vier Tagen, zurück, und der Transport kostet ihn, statt siebenhundert, nur sieben Gulden; auch findet er überall für ein kleines Stück Geld, das er mit Leichtigkeit verdient, ein kräftig Stück Fleisch und einen kühlen Schluck Weins oder Bieres. Trotzdem schreit er nach „menschenwürdigem Dasein", behauptet, der Militärstaat fresse ihm Alles vor dem Munde weg, und verspricht sich von der

Petroleusen-Commune eine bessere Zukunft. Und nicht bloß er, sondern auch andere Leute, welchen keine Entschuldigung zur Seite steht, wenn sie sich als dumm und unwissend erweisen, sehnen sich zurück nach der „guten alten Zeit“ der Passagezölle, der Pest und der Marodeure. Noch im Herbst vorigen Jahres, zwei Tage vor der Sedanfeier, sagte mir ein ganz ernsthafter Mann am Rhein mit halb rührender und halb vorwurfsvoller Betonung: „Das werden Sie doch nicht leugnen wollen, daß wir im Durchschnitt besseres Wetter halten, als wir noch nassauisch waren?“

So viel über das Schnell-, Billig- und Bequem-Reisen. Um gerecht zu sein, muß ich indeß auch die Schattenseiten hervorheben. In der That, bei der Mehrzahl der Reisenden führt diese allzugroße Bequemlichkeit zu einer Art von Versimpelung oder Verflachung. Statt mit Land und Leuten, beschäftigt man sich nur mit Sammlungen oder Gebäuden. Statt die Augen überall zu haben, hat man die Nase im „Bädeker“ *) oder in sonst einem bevormundenden Buche. Statt mit Verstand, reist man mit „Stangen“. Statt auf Weg und Steg, befindet man sich im Eisenbahnwagen, wo man sich einsperren läßt, statt seine Freiheit zu genießen. Statt nationaler Speisen, genießt man die sich unter allen Breiten und unter allen Völkern überall und ewig gleichbleibende Kochs-Küche der table d'hôte **). Statt der Ge-

---

*) Damit will ich weder dem „Bädeker“ noch andern Reisehandbüchern einen Vorwurf machen, sondern nur an das Wortspiel jenes griechischen Philosophen erinnern, welcher, gefragt, was zum Studiren nöthig sei, antwortete, es bedürfe *βιβλίου καὶ νοῦ, γραφείου καὶ νοῦ* u. s. w., was, je nachdem man *καινοῦ* oder *καὶ νοῦ* schreibt, entweder heißt: eines neuen Buchs, eines neuen Schreibzeugs, oder: eines Buchs und des Verstands, eines Schreibzeugs und des Verstands. Sapienti sat!

**) Ich kann hier den Unterschied zwischen nationaler Volks-

tränke der Eingeborenen, bleibt man bei dem ewigen „Bordeaux“, einer rothen Brühe, welche nichts schadet, weil sie auch nichts nützt; und statt unter dem Volk oder in der „Gesellschaft“, sitzt man im Hôtel bei den schwalbenschwänzigen Kellnern.

Ich kenne in der That viele verehrte deutsche Reichsbürger, welche nicht so reisen, wie es Saint-Evremont und Marès von unsern Vorfahren erzählen, sondern so, wie ich es oben in einigen Strichen angedeutet. Vielleicht habe ich auch da schon zu viel gesagt, und ich kann die Sammlungen und Gallerien noch wegstreichen und es lediglich bei der Eisenbahn und dem Hôtel, bei der Table d'hôte und dem Lohndiener bewenden lassen. Wenn solche „Touristen“ zurückkehren, pflegen ihre genauesten Bekannten die Bemerkung zu machen, daß sie nicht klüger seien, wie damals als sie fortgingen; und diese Bemerkung ist richtig, denn wer abreist ohne etwas gelernt zu haben, kehrt zurück ohne etwas gesehn zu haben; und wenn jene armen Schlachtopfer der Reisemode ehrlich sein wollten, dann würden sie den Worten des berühmten schwäbischen Barden Johann Jacob Biedermeier zustimmen, welcher, von einer Ferienreise zurückgekehrt, in die Leier griff, um zu singen:

„Ach was sieht der Mensch nicht aus!
Warum bleibt er nicht zu Haus?“ — — —

Ich kann übrigens noch aus eigener Erfahrung sprechen, wenn ich das Reisen mit Eisenbahn vergleiche mit dem ohne.

Als ich vor zwanzig Jahren Italien bereiste, gab es in

Küche und kosmopolitisch-internationaler Kochs-Küche nicht ausführlich erörtern und begnüge mich daher, zu bemerken, daß sich die Nationalküche zur Kochsküche etwa so verhält, wie das nationale Volksrecht zu dem gelehrten Juristenrecht, und im Uebrigen auf meine „Briefe über die deutsche Küche“ zu verweisen. (K. Braun, Aus der Mappe eines deutschen Reichsbürgers. Hannover, 1874. Bd. I, S. 1—94.)

Norditalien zwar Eisenbahnen, aber sie theilten sich in österreichische (oder lombardisch-venezianische) auf der einen, und piemontesische auf der andern Seite, und beide weigerten sich beharrlich, einander die Hände zu reichen. In Mittelitalien war Florenz mit Livorno durch einen Schienenstrang verbunden; auch gab es ein bißchen Lucca-Pistoja, berühmt durch seine Prozesse; sonst nichts. Was den Kirchenstaat anlangt, so bestand derselbe noch in seiner ganzen, von Franzosen- und Schweizerregimentern beschirmten Machtfülle, aber es war dort mehr für das ewige Seelenheil, als für das weltliche Wohl der Unterthanen Seiner Heiligkeit gesorgt. Man erzählte uns damals, der Papst habe kürzlich in Civita Vecchia den „ersten Spatenstich" gethan, und es habe sich hierbei folgendes denkwürdige Ereigniß zugetragen:

Nach dem Spatenstich sollte Seine Heiligkeit nebst Gefolge in dem Palazzo des Principe So-und-So ein Gabelfrühstück einnehmen. Alles war in schönster Ordnung, die Tafel war gedeckt, das Essen aufgetragen. Die Feierlichkeit dauerte ein wenig lange, allein was schadet das? Es waren nur kalte Speisen und der Wein stand in Eis. Als nun aber der Principe endlich den Papst und Gefolge nach dem Palazzo führte, und es darin nun so gehen sollte, wie der blinde Vater Homeros singt:

„Und sie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle", —

siehe, da waren sämmtliche Speisen und Weine verschwunden. Der souveraine Pöbel war so frei gewesen und hatte die lange Dauer der Feierlichkeit benutzt, um sich alles das zu Gemüthe zu führen. Aber Pio Nono, der, wenn er nicht gerade ex cathedra spricht, wenigstens damals ein recht liebenswürdiger alter Gentleman war, sagte lächelnd zum Gastfreund: Trösten Sie sich, mein Fürst, es ist heute noch, wie vormals der Dichter sang: »Latium vorax« (die Latier sind gefräßig).

Dies war die einzige Spur von einer Eisenbahn, welche

ich 1855 im Kirchenstaate entdeckte. Es war eben einfach beim Spatenstiche geblieben.

Das Königreich beider Sicilien hatte etwa 1 ½ Meilen Eisenbahn von Neapel nach Süden. Man konnte damit Pompeji aufsuchen. Wer jemals mit dieser Bahn gefahren, der vermochte später niemals der Berlin-Anhalter Verwaltung ganz böse zu werden. Denn er hatte schon weit Schlimmeres erlitten.

Damals also, vor zwanzig Jahren, mußte man sich ohne Eisenbahnen behelfen, wenigstens in Mittel- und Süditalien und auf der Insel Sicilien. Man brauchte mehr Zeit, aber man lernte auch mehr. Ich habe für die Tour von Rom durch das Gebirg und die pontinischen Sümpfe nach Neapel vier, und für die von Florenz über Siena nach Rom sechs Tage gebraucht, natürlich mit dem Vetturino, der stets lustig war, überall die besten Weinkneipen kannte und unterwegs, natürlich mit unserer Erlaubniß, allerlei Mitreisende in die „Vettura" aufnahm. Sie gehörten nicht immer den höheren Ständen an. Aber in Italien kann man dies riskiren. Es ist sehr demokratisch, dieses Land, nicht in dem Sinne, wie z. B. einzelne Theile von Altbaiern, wo der Baron in Rusticität und Rüpelhaftigkeit mit dem Holzknechte wetteifert, sondern in dem Sinne, daß die unteren Stände die oberen in guten Sitten und feinem Betragen zu überbieten suchen. Bei meiner Art zu reisen hatte ich Gelegenheit, politische und wirthschaftliche Studien zu machen, woran der deutsche Reisende in der Regel am allerwenigsten gerade in Italien denkt. Ich studirte die italienische Klein- und Vielstaaterei, welche, gleich der deutschen, damals schon in Folge der Ereignisse von 1848 ihr naives Selbstvertrauen verloren hatte und sich in einem Zustande nervöser Gereiztheit und aggressiver Bosheit befand, wodurch sie ihren Untergang beschleunigte. Italien hatte es auf der einen Seite besser und auf der andern schlechter als Deutschland. Es hatte keinen Bundestag, d. h.

keinen Polizeityrannen, welcher alles geistige und nationale Leben von einem gemeinsamen einheitlichen Mittelpunkt unterdrückte (obwohl Oesterreich zuweilen diese Function auszuüben bemüht war); aber es hatte auch keinen Zollverein, und die Dynasten waren fremdländischer Herkunft. Die beiden letztgenannten Umstände hatten den plötzlichen Uebergang zum Einheitsstaat in Italien zur Folge, während Deutschland sich genügen ließ an dem Bundesstaat mit monarchischer Spitze. Ich studirte aber nicht nur die Kleinstaaterei mit ihrer schlechten Politik, ihren noch schlechteren Finanzen und ihren wirthschaftlichen Zuständen, welche die allerschlechtesten waren, sondern auch die populären und unitarischen Bestrebungen, welche mächtig unter der Oberfläche wogten und von Kunst, Wissenschaft und schöner Literatur unterstützt wurden, und die auf Erfolg rechnen konnten, weil das Land, fast eine Insel, eine selbständige Stellung inmitten zweier Meere, etwa gleich Mexico, einnimmt und eine einheitliche bilaterale Gliederung hat, gleich dem menschlichen Körper. Ich habe meine Aufzeichnungen von damals nicht publicirt, weil wir Deutsche schon zu viel Bücher über Italien haben. Aber es gewährt mir persönlich auch heute noch das größte Interesse, den Kulturzustand von 1855 mit dem von 1875 zu vergleichen, und z. B. das Rom von damals, in welchem noch Pio Nono regierte, aber mehr beherrscht als beschützt von den französischen Bayonnetten („man kann sich nicht darauf setzen", sagte er in seiner geistreichen Weise), mit dem Rom von heute, in welchem zwar der Rè galantuomo regiert, aber zugleich Pio Nono unter seiner Aegide alle Rechte des Souverains hat und nur der Pflicht der internationalen Verantwortlichkeit überhoben ist, während die Jesuiten an die Stelle der französischen Bayonnette getreten sind, beschützend, finanziell subventionirend, aber zugleich auch — beherrschend. Eine solche Parallele, wenn sie ein Ausländer versuchte, hätte Werth auch

für die Italiener, welche jene Gegensätze nicht so sehr fühlen, weil sie die zwanzig Jahre hindurch alle Uebergänge mitgemacht haben. Darin hat wirklich zuweilen der Ausländer einen Vorzug vor dem Inländer. Der Letztere ist zu nahe dabei und sieht deßhalb den Wald vor lauter Bäumen nicht. Der Erstere ist zu weit entfernt und irrt daher oft in Betreff der einzelnen Bäume. Aber er sieht den Wald, — den ganzen Wald in seiner Gesammtheit. Daher kommt es auch, daß oft Deutsche in Shangai und Honolulu das deutsche Reich richtiger beurtheilen, als die Leute von Coblenz und Meppen. —

Wir, die Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts, welche Touristenfahrten unternehmen, gehören, im Gegensatze zum siebzehnten Jahrhundert, der Mehrzahl nach weder dem hohen Adel der Geburt, noch dem hohen Adel der Gelehrsamkeit an. Männer des bürgerlichen Mittelstandes, machen wir gerechten Anspruch auf wissenschaftliche Bildung, ohne irgend eine höchste, hohe oder abgelegene gelehrte Spezialität zu pflegen. Wir sind nicht darauf aus, alte Codices neu aufzuspüren; was uns interessirt, das ist das Land und die Leute, ihre natur- und kulturwissenschaftlichen Voraussetzungen und vor allem ihr Verhältniß zu uns selber. Es ist ihr Kulturzustand, seine Vergangenheit, seine Zukunft, seine internationalen Wechselwirkungen. Wer seinen Blick durch kulturhistorische Studien geschärft hat, der sieht auf vaterländischem Boden mancherlei Dinge, für welche andere Deutsche blind sind. Er vermag z. B. an der Gestaltung der Dorfmark zu erkennen, ob das Dorf eine slavische oder eine deutsche Niederlassung ist, welche dieser beiden Rassen es gegründet und welche es später occupirt hat. Er kann jedem Bauernhaus ansehen, ob es im slavischen, germanischen oder keltischem Stile gebaut, ob es ein niedersächsisches, ein schwäbisches, ein fränkisches oder ein bajuvarisches Haus ist. Und um das alles zu erkennen, ist es gar nicht nöthig, wissenschaftliche Apparate, Fern-

röhren, Mikroskope, Meßinstrumente, gelehrte Werke mit auf Reisen zu nehmen. Man muß nur, bevor man reist, ein wenig studirt und unterwegs recht offene Augen und Ohren haben.

Ich spreche nicht ex cathedra und bin nicht unfehlbar. Wenn ich daher in dem Nachstehenden einige Regeln zu Papier bringe, wie ich mir solche aus meiner mehr als vierteljahrhundertjährigen Erfahrung als Tourist entnommen, so geschieht dies nicht mit der Anmaßung, dieselben der reisenden Welt als maßgebende Norm zu octroyiren, sondern nur um sie für meine nachfolgenden Reiseskizzen zu verwerthen, d. h. um dadurch zu begründen und zu entschuldigen, wie ich die Reisen gemacht und wie ich sie beschrieben habe. Man kann auch von meiner Methode sagen, daß sie „an den Fehlern ihrer Tugenden leidet". Meine erste Regel ist:

Studire vor der Reise die Bücher und die Karten, und unterwegs die Menschen.

Man kann ein Land nicht mit Erfolg bereisen, ohne etwas von seiner Sprache zu verstehen und ohne die nöthigen wissenschaftlichen Kenntnisse in Betreff seiner Geschichte und Geographie, seiner Politik und seiner Wirthschaft und seiner sonstigen Kulturzustände gesammelt, auch eine gute Spezialkarte zum öfteren betrachtet und seinem Gedächtnisse eingeprägt zu haben. Dann kann man aber lustig drauflos reisen, ohne eine Reisebibliothek mitzunehmen. Karte, Kompaß und Kursbuch genügen. Da man jede Reise mit einem Tag Eisenbahnfahrt durch bekannte Gegenden zu beginnen pflegt, so ist das eine gute Gelegenheit, das Kursbuch zu studiren, um sich die Haupteisenbahnstrecken, die Züge und die Anschlüsse, die Posten, die Dampfschiffe u. s. w. zu merken, welche in der Regel während der Sommersaison die nämlichen bleiben. Im Uebrigen soll man unterwegs sich unter die Leute mischen, in deren Land man reist. Es lohnt sich sehr, zuweilen aus dem Speisesaal herunter zu steigen in den „Sitz", wo die

Kutscher und die Führer, die Eingeborenen und der sogenannte „gemeine Mann“ hausen. Es lohnt sich ferner, auf der letzten Eisenbahnklasse zu fahren, wo die Reisenden von Ortskenntniß und Mittheilungslust strotzen, während sie auf der ersten so unwissend und schweigsam sind, wie wir selber. Geht man zu Fuß, so soll man mit Jedermann anbinden, der Einem unterwegs aufstößt. Es ist Niemand so gering, daß man nicht Etwas von ihm lernen könnte, und vor den Sprachschwierigkeiten soll man sich nicht fürchten; bei der nöthigen Portion Selbstvertrauen, oder wenn man so lieber will, „Unverfrorenheit“, überwinden sie sich von selber. Man erfährt von solchen Leuten, mit welchen uns der Zufall zusammenführt, mehr als von allen Lohndienern, Fremdenführern, Ciceroni, Custodi u. s. w., — von den Kellnern ganz zu schweigen, welche in der Regel erst seit gestern „im Ort“ und arge Nomaden und Ignoranten sind. Es war im Salzburgischen, als ich meinen Führer fragte, was das für ein Vogel sei? „Ein Kranich ist's, Gnoden,“ sagte er. Ich schwieg, dachte aber innerlich: „Daß dich das Mäusle beiß', wo magst du die Ornithologie gelernt haben!“ Als ich dem nächsten Bauer, der uns begegnete, dieselbe Frage vorlegte, antwortete er: „Dos is a Krôa.“ Und richtig, es war eine große Art Krähe. Der Bauer sprach Dialekt und drückte sich in diesem ganz richtig aus. Der Führer aber glaubte hochdeutsch sprechen zu müssen; da er nun aber dasselbe nicht verstand, so übersetzte er sich die „Krôa“ fälschlich in „Kranich“. — Dazu kommt, daß in der Regel Kellner, Kutscher, Führer u. s. w. alle unter Einer Decke stecken. In Italien z. B. ist der Reisende, welcher kein Italienisch kann, auf diesen Kreis von Menschen, diesen circulus vitiosus angewiesen und beschränkt; auch können dieselben zur Noth französisch radebrechen (aber fragt mich nur nicht wie). Wer aber die Sprache des Landes versteht, reicht über diesen Kreis weit hinaus und erhält

auf Schritt und Tritt alle die Auskunft, welche Kellner und Konsorten nicht geben können oder nicht geben wollen. Das bißchen Italienisch, das sich so leicht lernt, rentirt sich auch finanziell außerordentlich reichlich. Wenn ich deutsche Landsleute in sittliche Entrüstung über die „italienische Prellerei" ausbrechen höre, frage ich mich, stille zweifelnd, wieviel Schuld sie wohl selbst daran tragen, sei es durch Ungeschick oder falsche Prätensionen, welche sich der geschmeidige Italiener zwar zur Noth gefallen, aber ganz sicher auch ganz gehörig bezahlen läßt, — und ob denn im guten deutschen Vaterland nicht auch zuweilen geprellt wird. Wenigstens kenne ich einige Bäder — doch genug; wer ein gar zu großes Uebergewicht von „sittlichem Pathos" mit sich führt, der soll lieber nicht reisen. Eine zweite Regel ist:

Schreibe unterwegs nichts, als deinen Waschzettel.

Letzteres bezieht sich natürlich nur auf solche Länder, wo die Wäscherinnen lesen können. Ich habe in den Donauländern und im Orient auch Gegenden gefunden, wo dies nicht der Fall war. Da bediente ich mich der Hieroglyphen. Ein kleines Viereck war ein Taschentuch, ein großes mit zwei Zweigen rechts und links oben ein Hemd; ein ditto mit zwei Wurzeln nach unten ein Paar Unterhosen u. s. w.

Im Uebrigen ist das Schreiben vom Uebel, weil es zu viel Zeit und gute Laune absorbirt und uns an banausische Dinge erinnert. Die richtige Reisestimmung ist die:

„Frei will ich und müßig gehn,
Jeden Tag was Neues sehn!"

Es ist nicht blos die Wißbegierde, welche uns in die Ferne treibt, sondern auch ein anderes Bedürfniß. Man will einmal von Zeit zu Zeit aus seiner eigenen Haut hinausfahren, aus jener alten deutschen Haut, welche Altmeister

Goethe (IV. 198) vor etwa hundert Jahren schon so trefflich besungen mit den Worten:

„Ein Bürger kommt, — — — — — — —,
Mit Frau und Kindern häuslich eingezwängt,

Von Grillenqual, von Gläubigern gedrängt,
Ein wackrer Mann, wohlthätig und gerecht,
Nach Freiheit lechzend, der Gewohnheit Knecht."

Ganz so schlimm, wie damals, ist es nun heute nicht mehr. Aber in einer Beziehung tragen wir schwerer. Wir arbeiten zehnfach so viel wie unsere Vorfahren, und zwar (hierin sehr verschieden von andern Nationen, z. B. von den Franzosen) selbst bis in unser hohes Alter hinein. Deßhalb bedürfen wir der Erholung; und so gut wie der Schlächter den Zweck der Erholungsreise verfehlte, wenn er unterwegs überall Schweine schlachtete, so verfehlen wir ihn, wenn wir überall und jeden Tag dasselbe thun, wie zu Hause, — schreiben, schreiben und immer wieder schreiben.

Ich habe als Student drei Semester gebraucht, um dahinter zu kommen, daß es mit dem Hefteschreiben nichts sei, und daß man besser daran thue, solche Kollegia, von welchen man nichts davon trägt, als ein „gutes Heft", lieber gar nicht zu hören.

Ein Reisetagebuch habe ich früher zehn Jahre lang sehr gewissenhaft geführt, und nur durch folgenden Hergang bin ich davon abgekommen:

Ich reiste in Süditalien. An sehr vielen Orten grassirte die Cholera furchtbar; ich ließ mich dadurch nicht abschrecken, da ich nicht apprehensiv bin. Natürlich wandte ich aber meine Aufmerksamkeit auch der Cholera zu. War sie doch immerhin für mich »una curiosità«. Ich fand an allen Orten, wo sie herrschte, einen ganz spezifischen Geruch vor, und bildete mir nun ein, ich könne die Cholera riechen. Ich machte

darüber die sorgfältigsten Beobachtungen und trug sie jeden Morgen gewissenhaft in mein Tagebuch ein. Das dauerte so lange, bis ich durch einen Zufall dahinter kam, daß die Italiener damals den Absynth (einen Schnaps aus Wermuth und Anis) als Specificum gegen die Cholera massenhaft gebrauchten, und daß es dieser Schnaps war, den ich gerochen. Als ich nun all die lehrreichen Einträge über den Cholera-Geruch in meinem Tagebuch nachlas, wurde ich mißtrauisch gegen dasselbe. Dies Mißtrauen stieg, als ich eine retrospective Revue über meine Tagebücher vornahm und fand, daß sie vielfach solche Irrthümer enthielten. Ja, ich konnte ähnlich, wie Kaiser Titus sagte: »Nulla dies sine linea«, beinahe behaupten: Kein Tag ohne Bock, den ich geschossen. Diese Einsicht gebar die Reue und die Reue die Besserung. Unterstützt von natürlicher Trägheit, beschloß ich, so lange der Stein im Rollen war, nicht mehr zu schreiben, sondern es den Tageseindrücken zu überlassen, sich gegenseitig zu rectificiren, und erst dann, wenn sich ein möglichst vollständiges und richtiges Gesammtbild gebildet hatte, meinerseits zur Feder zu greifen; und zwar that ich dies nur entweder bei einem längeren Ruhepunkt unterwegs oder, und das bildet die Regel, nachdem ich zur häuslichen Ruhe zurückgekehrt war. Aber unterwegs blieben meine Hände rein von Tinte.

Ich weiß, was sich gegen dies System sagen läßt, und meine Hoffnungen, daß es durch die nachfolgenden Aufsätze werde gerechtfertigt werden, sind nur bescheiden. Nur Eins muß ich, um Mißverständnisse zu verhüten, bemerken: Meine Methode schließt nicht aus, daß man unterwegs studirt. Die Zeit, welche man dem Tagebuch abspart, soll man nicht nur zum Studium der Menschen, wie ich oben bereits angedeutet, verwenden, sondern auch dazu, sich in der Local- und Spezial-Literatur umzuthun. Ich muthe Niemandem zu, daß er als Tourist Archive durchforscht oder Beiträge zu Mommsen's

»Corpus inscriptionum« liefert; aber außer diesem Hochwild, welches den gottbegnadeten Gelehrten vorbehalten ist, liefert für uns gewöhnliche Sterbliche ein Pürschgang auf Chroniken, Aufzeichnungen von Pfarrern und Schullehrern, gewerbliche und merkantile Notizen, sowie auf jene kleine Literatur, welche der Buchhandel verschmäht, und die daher gewöhnlich im Selbstverlag eines Verfassers erscheint, der Opfer bringt, „um der Wissenschaft und dem gemeinen Nutzen zu dienen", und wirklich auch zuweilen, wenngleich selten, die Befähigung zu diesem Dienst besitzt, — auch ein solcher Pürschgang, sage ich, liefert oft ein recht schönes Ergebniß. Und wenn ich oben gesagt habe, kein Mensch ist so gering, daß man nicht Etwas von ihm erfahren kann, so möchte ich hier, wenngleich nicht mit der nämlichen Bestimmtheit, behaupten, vielleicht sei auch kein Buch so unbedeutend, daß man nicht daraus Etwas lernen könnte, vorausgesetzt daß der Verfasser erstens aufrichtig, zweitens originell und drittens eine Spezialität ist.

So macht sich denn die Zeit- und Arbeitstheilung für die Reise von selbst. Vor der Reise: Generalstudium. Während der Reise: Spezialstudien von Land und Leuten und localer Literatur. Schreiben aber erst, nachdem man nach Kräften vorher beobachtet und nachgedacht, die Einzeln-Kenntnisse und die Total-Erkenntniß zu gewinnen gesucht hat. Forschen, Sammeln, Sichten, Darstellen: das ist die natürliche Aufeinanderfolge der Dinge. Vor Allem aber nicht Nachbeten, lieber einmal Irren!

Was das Darstellen anlangt, so habe ich die alte Wahrheit bewährt gefunden, welche der große Lessing entdeckt und in seinem klassischen Buche „Laokoon oder über die Gränzen der Malerei und Poesie" vor mehr als hundert Jahren auseinandergesetzt hat. Es mag immerhin sein, wie Simonides, welchen Lessing den „griechischen Voltaire" nennt, behauptet, daß die Malerei eine stumme Poesie und die Poesie eine

redende Malerei sei. Aber trotz Alledem kann die Malerei nicht erzählen und die Poesie kann nicht malen. Die erstere ist auf das „Nebeneinander" und die letztere auf das „Nacheinander" angewiesen.

Ohne auf den hohen Rang eines Poeten Anspruch zu machen, weiß ich doch soviel ganz gewiß, daß ich kein Maler bin, und daß mein Gänsekiel kein Pinsel ist. Ich habe daher niemals prätendirt, Gemälde zu malen, sondern mich darauf beschränkt, anspruchslos zu erzählen oder auseinanderzusetzen, wie man das, nach Hause zurückgekehrt, im Kreise seiner Freunde und Bekannten zu thun pflegt, wenn man grade von guter Laune beseelt ist.

So kommt es denn, daß meine Aufzeichnungen entweder viel weniger sind, als Tagebücher, oder ein wenig mehr. Sollten sie letzteres sein, so verdienen sie auch noch nach Jahren gelesen zu werden. Einige Kritiker, welchen ich für ihr Wohlwollen dankbar bin, haben sogar behauptet, sie würden „als Quelle für die Kulturhistoriker zukünftiger Jahrhunderte dienen".

Wenn uns Horatius Flaccus räth, wir sollten Geschriebenes neun Jahre lang im Pult verschließen und liegen lassen (»Nonumque prematur in annum« Horat. ars poet. v. 388), bevor wir es an die Oeffentlichkeit bringen, so will ich hier nicht untersuchen, ob und inwieweit dieser Grundsatz heute noch anwendbar erscheint in der Zeit des Dampfes und des Telegraphen. Aber soviel kann ich versichern, daß ich zwanzig Jahre lang mich als Tourist in der Welt herumgetummelt und geschrieben habe, bevor ich es, beinahe fünfzig Jahre alt, wagte, die erste Zeile über meine Reisen drucken zu lassen.

Ich glaube, ich habe mich in dem Obigen mit der rückhaltlosesten Offenherzigkeit über meine Handwerksgeheimnisse ausgesprochen; und wenn an derselben noch Etwas fehlt, so ist es das Geständniß, daß ich allerdings zunächst nur für mich selbst geschrieben, dann das Geschriebene einigen Freun-

den zu lesen gegeben, später es in Zeitschriften veröffentlicht und schließlich (mit noch nicht Gedrucktem) in eine Sammlung zusammengefaßt habe. Möge man auf diesen Hergang nicht Virgil's Worte anwenden, wonach der Weg zur Hölle so verführerisch und so bequem ist (»facilis descensus Averni«).

In der gegenwärtigen Ausgabe habe ich Alles zusammengefaßt, mit Ausnahme erstens der Skizzen, welche unter dem Collectivtitel „An den Grenzen des deutschen Reichs" in meinem Buche „Aus der Mappe eines deutschen Reichsbürgers", Hannover, C. Rümpler, 1874, Bd. I., Seite 1 bis 326, publicirt sind und von Nancy, Metz, Holland, Belgien und dem Memeler Leuchtthurme handeln, — und zweitens der Reise-Erinnerungen aus Ungarn, 1871, welche unter dem Titel „Tokaj und Jókai" 1873 bei Herrn Georg Stilke in Berlin erschienen sind. Der Verleger der letzteren hatte die Güte, mir die Reproduction von ein paar Kapiteln dieses Buchs zu gestatten, welche ich hier des Zusammenhangs halber für nöthig erachte. Ich danke demselben hierdurch für die mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit ertheilte Erlaubniß, indem ich im Uebrigen auf das Buch selber verweise.

Gewidmet habe ich diese Sammlung meinen lieben Reisegefährten, d. h. denjenigen davon, die noch leben. Zwei Andere, v. Arnoldi und Lang, deckt schon lange der kühle Schooß der Erde. Sie haben die letzte große Reise angetreten. Wir werden folgen. Mit Einem von ihnen, meinem alten tapferen nassauischen Kriegskameraden Fritz Lang spazierte ich vor vielen Jahren in der Umgebung von Neapel umher. Da zeigte uns ein Mönch (er war deutscher Abkunft) auf einem vergilbten Blatte, das damals schon seine dreißig Jahre alt sein mochte (also jetzt ein halbes Jahrhundert), ein Gedicht von Friedrich Rückert, in des Dichters eigener Handschrift. Es machte einen tiefen Eindruck auf uns, und doch hatten wir nicht den geringsten Hang zu Sentimentalitäten.

Seitdem wir, Lang und ich, uns für diese Welt getrennt haben, seitdem er sich auf dem andern Ufer befindet, kommen mir immer jene Verse wieder in den Sinn, so oft ich seiner gedenke. Ich will dieselben hierher setzen, zu Nutz und Frommen aller Touristen. Sie lauten:

— „Von Neapel ging ich nach Puteoli.
Mich schleppen ließ ich hergebrachter Maßen
Durch alle Steine, die einst Römer hie
Der Pracht gehäuft und nun dem Schutt gelassen.

Die Tempeltrümmer ließ ich hinter mir:
„Ich stütz' euch nicht, ihr mögt nur ferner sinken!“
Da sah ich rechts am Weg in stiller Zier
Mir eine kleine Gotteskirche winken.

Und eine Inschrift, die daran sich fand,
Hielt meinen Blick, es ging mein Fuß nicht weiter;
Hier als der Kirche Schutzherr war genannt
Sankt Rafael, der Reisenden Geleiter.

„O wie du einstmal des Tobiä Sohn
Hast heimgeleitet zu der Eltern Hause,
So wirst du mich auch heimgeleiten schon,
Den müden Wandrer, aus der fremden Brause.“

Ich trat hinein. Ein heil'ges Dunkel barg
Den innern Raum. Und als mein Blick nun forschte,
Da sah ich ausgestellet einen Sarg,
Drin eines Pilgers müder Leib vermorschte.

— Sankt Rafael! dies ist der Reise Ziel;
Und diesen hast du heim in Gott geleitet.
Nun führe den auch, der durchs bunte Spiel
Des Lebens noch und seine Trümmer schreitet!“ —

Berlin, S.-W., 55 Königgrätzer-St.,
im Sommer 1875.

Dr. K. B.-W.

Reisebilder.

I. Sommer 1870.

II. Herbst 1870.

III. Sommer 1871.

IV. Sommer 1872.

Die Wilhelmshöhe bei Kassel.

Kulturgeschichtliche Bilder aus sieben Jahrhunderten.

(Sommer 1870.)

I.

„Und abermals nach vielen Jahren.“
Friedrich Rückert.

Ich habe das Schloß und die Parkanlagen zu Wilhelmshöhe, wo später Napoleon III. Gelegenheit hatte, „fern von Madrid darüber nachzudenken“ (er selbst wird wohl wissen, worüber), bei sehr verschiedenen Gelegenheiten und zu verschiedenen Zeiten gesehen.

Das erste Mal im Jahre 1840 als Student. Die Göttinger Musensöhne machten damals öfters in großen Trupps Kassel und Umgegend unsicher, namentlich auch die Allee, welche nach der Wilhelmshöhe führt, und die wir damals in großen Schwadronen, tolle Reiter auf elenden Miethpferden, hinaufgallopirten. Jugend hat keine Tugend; aber schön war es doch.

Es war auf Pfingsten. Die großen Wasser sprangen so lustig und die Sonne schien so hell auf die Wasser und auf das Land, auf die glänzenden Paläste und auf die frischen duftigen Wälder, auf Nachthessen und Taghessen,

auf Konservative und Liberale, auf Gerechte und Ungerechte — auf Alle mit gleicher Huld und Gnade. Wir sahen die großen Kaskaden und bewunderten die Riesenfontänen. Wir wurden von der aufmerksamen Bedienung überall herumgeführt. Keine Kuriosität und keine Geschmacklosigkeit wurde uns geschenkt. Wir sahen Alles, den Sisyphus und den Tantalus, Pluto, Cerberus und die drei Richter der Unterwelt, Sokrates, Plato, Orpheus und den ganzen Olymp. Wir konnten manchmal mit dem witzigen Verfasser der „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen" sagen: Wir sahen alle Götter, wir sahen alle Göttinnen, mit alleiniger Ausnahme derjenigen des guten Geschmacks.

So sehr wir auch über mancherlei zopfige Spielereien lachen mußten, so kann ich doch nicht verhehlen, daß das Schloß, das Octogon mit dem Herkules und selbst die Löwenburg einen sehr guten Eindruck auf uns machten. Vor Allem aber imponirte der Park mitten in dieser großen und lieblichen, echtdeutschen Landschaft. Nur ein großer Strom fehlt derselben.

Zuerst besuchten wir damals das Schloß; es ist ein stattlicher Bau im klassischen Styl, jedoch durch spätere Zuthaten ein wenig verballhornt. Es birgt einige schöne Bilder, Tischbein's Gemälde aus der Geschichte des Antonius und der Kleopatra, und dann ein sehr sprechendes Portrait der Königin Louise von Preußen von einem Maler, dessen Namen ich vergessen habe.

Unser zweiter Besuch galt natürlich dem Herkules. In den cyklopischen Felsenhallen des Octogon, in welchen eine erfrischende Kühle herrschte, vermißten wir damals von unserm burschikosen Standpunkte einen Bierkeller. Dann stiegen wir vier Treppen hoch zum ersten Umgang und ebenso hoch zum zweiten. Durch den dritten mit Arkaden versehenen Stock gelangten wir in ein achteckiges Tonnen-

gewölbe, und aus ihm mittels einer Wendeltreppe auf die Plattform. Auf dieser steht die 96 Fuß hohe Pyramide, und auf ihr wieder der 36 Fuß hohe Herkules. Immer höher hinauf ging es durch die Pyramide, und endlich in die Keule des Herkules, in welcher wir, acht Mann hoch, geräumig Platz fanden. Der ehrenwerthe Kupferschmied, welcher das Riesenbild aus Kupfer getrieben, hat die Güte gehabt, in der Keule ein größeres Loch zu lassen, von wo aus man die Aussicht genießen kann. Allein das genügte uns nicht. Wir krochen alle acht, einer nach dem andern, zu dem Loch hinaus, um die Keule und die Füße des Herkules herum und dann wieder hinein. Es ist das offenbar die beste Art, die Aussicht zu erschöpfen, wenngleich etwas gefährlich und nur für Studenten rathsam, welche keinen Schwindel besitzen, sondern höchstens einen harmlosen Schwindel verüben.

Die Aussicht vom Herkules ist eine der schönsten in Deutschland. Sie kann sich mit dem Schloß bei Heidelberg und dem Kapuzinerberg bei Salzburg messen. Der prachtvolle Park mit seiner malerischen Architektur, der große Habichtswald mit Berg und Thal, mit Kuppen und Senkungen, das freundliche Kassel, eine Unzahl hübscher Dörfer in Obstbäumen, sorgfältig bestellte Felder und gut gepflegte Wiesen, und in der Ferne der Harz, eine sich lang hinstreckende Sphinx, deren von dem Rücken der Hochebene aufstrebendes Haupt der Blocksberg bildet, — das Alles, beschienen von der Pfingstsonne, vermochte wohl auch andere Herzen als das eines Göttinger Studenten zu erwärmen.

Endlich die Löwenburg, zwar auch nur eine Spielerei, aber eine ziemlich große und gelungene. Eine Burg im Style des Mittelalters, jedoch mit großen wohnlichen Räumen im Innern, angefüllt mit alterthümlichem Mobiliar aus allen Jahrhunderten, auch ausstaffirt — wenigstens damals

— mit einer ansehnlichen Bibliothek, welche nichts enthielt, als moderne Ritter= und Räuberromane à la Cramer und Spieß, bewacht endlich von mittelalterlich kostümirten Invaliden, welche aussahen wie die bunte, Hellebarden tragende Schweizergarde des heiligen Vaters in Rom.

Kurhessen hatte damals, 1840, zwei Fürsten, einen Kurfürsten, welcher nicht mehr regierte, sondern im Schloß Philippsruhe der Ruhe pflegte, und einen Kurprinz=Mitregenten, welcher allein regierte und sich nicht gern von Anderen etwas dreinreden ließ. Da aber der Erstere noch den größeren Theil der Einkünfte der Krone bezog, so konnte oder wollte der Letztere für die Wilhelmshöhe nicht viel thun. Kaum wurde das Vorhandene erhalten, Neues kam nicht hinzu. Um das Octogon nebst Herkules nicht dem Verfalle preiszugeben, mußten sich endlich sogar die Stände entschließen, Geld aus Landesmitteln, d. i. aus Steuern zu dessen Ausbesserung und Wiederherstellung zu verwilligen.

Der Kastellan, der uns die Burg nebst Zubehör zeigte, klagte bitterlich. Er hatte noch unter dem letzten Landgrafen gedient, der zugleich der erste Kurfürst und nebenbei der Wiederhersteller des Zopfes war. „Das war damals die gute alte Zeit," seufzte er, „sie kehrt niemals wieder." Er zeigte uns in der Burgkapelle das Grab dieses Fürsten. Der Sarkophag war von carrarischem Marmor und trug, natürlich lateinisch, wie es damals in Deutschland Sitte war, die Inschrift: „Dieser Marmor schließt den Erbauer dieses Lustschlosses, Kurfürst Wilhelm I., Landgraf von Hessen, ein."

Der gute Kastellan konnte gar nicht müde werden, uns zu erzählen, wie pompös, schauerlich und ergreifend 1821 das „höchstselige Begräbniß" gewesen sei: Die Menge Geistlichkeit und Trauermarschälle. Letztere mit langen, schwarzen Stäben, woran riesige „Plörösen". Ein reich dekorirter

Leichenwagen mit acht schwarzen Pferden. Darum die Leibgarde in Schwarz. Davor ein geharnischter Ritter, das Pferd schwarz, die Rüstung schwarz, die Helmzier schwarz. Dann der endlose Trauerzug, Beamte, Bürgergarde, Schulen, Zünfte und Militär. Die Pforte der Löwenburg ist verschlossen. Der schwarze Ritter pocht daran mit eiserner Hand. Der Herold ruft von Innen: Was ist Euer Begehr? Darauf der Ritter: der Herr dieses Landes begehrt Einzug zu halten zur Stätte seiner letzten Ruhe. Die Pforte öffnet sich. Unter endlosen Feierlichkeiten wird der Sarg in die Gruft gesenkt. Der schwarze Ritter zerbricht den Degen des Fürsten und wirft denselben dem Sarge nach in die Gruft. Die Gruft wird vermauert.

„Das war das Leichenbegängniß des Kurstaats," sagte der Kastellan, „der althessischen Zucht und Treue; die Zeiten kommen nicht wieder, niemals — niemals — niemals." Der Mann weinte wirklich und ernsthaft.

Dann zeigte er uns eine stattliche schwarze Rüstung. „Darin", sagte er, „hat dazumal bei dem Begräbniß unseres höchstseligen Herrn, Anno 1821, der schwarze Ritter gesteckt. Es war nämlich ein Freiherr von Eschwege, ein junger, stattlicher Herr. Von Alters her hat es geheißen, daß der schwarze Ritter, welcher den Landgrafen zur Gruft geleite, ihn keine acht Tage überlebe. Der junge Herr von Eschwege wußte das; allein er wollte sich deshalb seiner ritterlichen Pflichten und Ehren nicht entschlagen. Zu derselbigen Stunde, da er hier in der Kapelle der Löwenburg den Degen zerbrach über der Gruft seines höchstseligen Herrn, wurde seine Mutter zu Hause von einem plötzlichen Schrecken befallen. Das Bild ihres Sohnes stürzte nämlich von der Wand und zertrümmerte in seinem Falle eine kostbare Vase, worauf die Löwenburg abgemalt war; sie war ein Gnadengeschenk des Kurfürsten. Acht Tage darauf war der Sohn

am Fieber gestorben. Aber Unsereiner kennt den Zusammenhang besser. Ich sage Ihnen, es geht hier mit uns Allen zu Ende. Die Zeiten sind schlimm und es ist Niemand da, der es bessert." — —

Das war auf Pfingsten 1840.

— „Und abermals nach vielen Jahren
Kam ich desselben Wegs gefahren",

wie Friedrich Rückert sagt.

Dieser zweite Besuch fand statt auf Pfingsten 1867. Ich kehrte von Berlin, aus dem verfassunggebenden Reichstag des norddeutschen Bundes, zurück nach der rheinischen Heimath. Das Wetter war trübe und kalt; ja manchmal kam es Einem vor, als flögen noch verspätete Schneeflocken in der Luft umher.

Die Stimmung in Kassel und auf der Wilhelmshöhe entsprach dieser Witterung. Ich glaubte überall wieder den Kastellan von 1840 zu hören, nur mit dem Unterschiede, daß man die Zeit, welche 1840 Gegenwart war, und welche damals der alte Kastellan verfluchte, weil sie nicht mehr „die gute alte Zeit" von 1820 war, daß man dieselbe schlechte Zeit von 1840, sage ich, nun, nachdem sie Vergangenheit geworden, als „die gute alte Zeit" lobte und zu ihren Gunsten die Gegenwart verdammte und der Zukunft entgegenjammerte.

Es ist merkwürdig, welch' eine Ueberfülle von Pietät und Treue in dem deutschen Volke steckt, und in dem althessischen Stamme insbesondere. Es waren wohlunterrichtete und einsichtsvolle Leute, von welchen ich solche Urtheile hörte. Gutmüthig wie sie waren, hatten sie schnell die Leiden der Vergangenheit vergessen, aber nur, um die der Gegenwart zu übertreiben. Es lag wirklich eine elegische Stimmung über Land und Leuten. Empfänglichkeit für die Poesie des Untergangs! Echt deutsche Romantik!

Man zeigte eine krankhafte Empfindlichkeit gegen das Preußenthum, gegen das liberale wie gegen das konservative. Das war ganz einerlei. Das preußische Wesen war so kahl, so nüchtern, so verständig, so regelmäßig, so stramm, so schroff, so unendlich prosaisch. Da fehlten die Ritter und Räuber der Löwengrube, die Götter und Ungeheuer der Grotten auf Wilhelmshöhe, die Schrullen und Launen des letzten Kurfürsten, die Gemüthlichkeit und die Bummelei; die allabendliche Stammkneipe, auf welcher der permanente Stammgast täglich seine regelmäßige Anzahl Schoppen aus dem Stammseidel trinkt und dabei jedesmal auf Hassenpflug und die Strafbaiern schimpft.

Mir fiel ein Ausspruch des alten Ernst Moritz Arndt ein: „Es ist angenehm, preußisch zu sein, aber nicht angenehm, preußisch zu werden. Das Preußenthum ist wie eine neue wollene Jacke. Im Anfang juckt sie unausstehlich. Später findet man, daß sie recht warm und nützlich ist, und besonders bei schlechtem Wetter einen unentbehrlichen Schutz verleiht."

Aber wenn ich diese Arndt'sche Reminiscenz (aus der Rheinprovinz von 1820) auftischte, so predigte ich tauben Ohren. „Unser schönes Kassel, bisher Residenz, wird zur bloßen Kaserne herabsinken. Bisher ein lokaler Centralpunkt für Politik, Literatur, Kunst und öffentliches Leben, wird es nun eine langweilige, öde, nichtige Provinzialstadt werden. Und nun gar das schöne Wilhelmshöhe! Wer wird sich noch seiner erinnern? Seine Geschichte ist abgeschlossen. Es gehört der Vergangenheit an. Seitdem Hessens Genius*)

*) So heißt es am Schlusse der Schrift von E. Welper, Geschichte von Wilhelmshöhe bei Kassel (Kassel 1867). Die elegische Stimmung muß man dem Verfasser schon zuguthalten. Es war ja damals, 1867, die herrschende. Sonst aber ist es eine recht nette und fleißige kleine Monographie.

ihm den Rücken gewandt, wird Jemand noch die Mittel hergeben, diese großen Anlagen, diese prachtvollen und kostspieligen Bauten zu unterhalten? Das Octogon wird zerfallen. Der Herkules wird von seiner Höhe herunterstürzen; und in wenigen Jahren wird man auch auf uns die Worte des Lord Byron — oder sind sie von dem Grafen Platen? — anwenden können: „Venedig liegt nur noch im Land der Träume.“ — —

Das war auf Pfingsten 1867.

— „Und abermals nach dreien Jahren
Kam ich desselben Wegs gefahren.“

Es war in den ersten Tagen des Juli 1870. War das ein Land der Träume? Wo war der elegische Zug geblieben? Eine neue Welt hatte sich hier aus den chattischen Trümmern erhoben.

Ueberall hämmerte, pochte und arbeitete es, als sollte über Nacht neben dem alten Kassel ein doppelt so großes neues entstehen. Von der Terrasse der Kattenburg, welche die Dynastie verewigen sollte, aber kaum begonnen, schon zur Ruine ward, sah man einen riesigen Ausstellungspalast ebenso sinnreich ausgedacht wie geschmackvoll ausgeführt und arrangirt, gefüllt mit Produkten der Industrie aus dem norddeutschen Bunde, aus Süd-Deutschland, aus Oesterreich-Ungarn, aus der Schweiz, aus Frankreich, England, Rußland, Dänemark, Norwegen, Holland, Belgien und Amerika. Darunter namentlich so viele musikalische Instrumente, daß der „Führer durch die Ausstellung“ an die Worte des Dichters erinnerte:

— „Wohlthätig die Musike ist,
Wenn sie der Mensch mit Maß genießt.“

Dabei sowohl in der Ausstellung, wie in der Stadt und Umgebung Alles wohl geordnet. Keine Prellerei wie sie

1867 in Paris, oder auf manchen Sänger- und Schützenfesten geherrscht hat, von welchen obgemeldeter Dichter sagt:

— „Nämlich so ein Sängerfest
Giebt dem Portemonnaie den Rest."

Dieses früher so stille, in sich gekehrte Kassel war auf einmal laut, mittheilsam, ja beinahe tumultuarisch geworden. Es glich dem Dornröschen des deutschen Märchens. Es war schon damals schön, als es noch unter dem Zauberbann seinen langen Schlaf hielt. Aber noch viel schöner ist es doch jetzt, nachdem es erwacht ist. Der preußische Adler, von welchem man glaubte, er werde das nette Hessenkind zerfleischen und auffressen, hat sich in den ritterlichen Prinzen verwandelt, der den bösen Zauber löst, den Todesschlummer verscheucht und die Gebannte zum Leben zurückführt.

Man schwelgte in dem Vollgefühl neuer Jugendkraft. Alle wirthschaftlichen Faktoren entfalteten ihre Schwingen in der Sonne des Friedens. Kein Mensch ahnte damals, daß zwei Wochen später Frankreich uns den Krieg erklären, und noch viel weniger, daß zwei Monate später das Schloß auf der Wilhelmshöhe, welche sich schon einmal, am Anfang des 19. Jahrhunderts, sieben Jahre lang den offiziellen Spitznamen „Napoleons-Höhe" hatte gefallen lassen müssen, den Neffen des lustigen Karneval-Königs Hieronymus als traurigen Gefangenen beherbergen werde.

Damals, in den ersten Tagen des Juli 1870, war Kassel das Stelldichein des ganzen reiselustigen Publikums. Man hörte auf Weg und Steg alle deutschen Mundarten, unter welchen das „richtige Berlinisch" überwiegend war, das sich nach seiner erobernden Weise jetzt schon im Sommer in die einsamsten Ecken der böhmischen Wälder und in die entlegensten Thäler der Tyroler und Salzburger Alpen vorschiebt. Nie hatte Kassel in kurfürstlichen Zeiten eine solche Völkerwanderung gesehen; und das Hauptziel war, neben

der Ausstellung, die Wilhelmshöhe. Das Octogon war durchaus nicht zerfallen, und noch weniger war Herkules von seiner Pyramide heruntergestürzt. Im Gegentheil, er schaute mit vergnügtem Sinnen auf das fröhliche Menschengewimmel unter sich herab, worin sein Scharfblick ohne Zweifel auch die Humoristen des „Kladderadatsch“ und der Berliner „Wespen“ entdeckte, welche es sich so sehr angelegen sein ließen, seinen Ruhm in allen deutschen Landen zu verbreiten. Wenn er früher wohl zuweilen ein Gelüste verspürt haben mochte, von seinem erhabenen Standpunkte herunterzusteigen, um da drunten den Stall des kurfürstlichen Augias zu misten, so hatte er jetzt vielleicht Neigung, sich unter die fröhliche Menge zu mischen und in dem Industriepalast alle die neuen Ideen zu studiren, von welchen er bisher keine Ahnung gehabt hat, weil sie noch nicht existirten in jenen alten heroischen Zeiten.

In Summa: das Jahr 70 hat gezeigt, daß Kassel nicht im Absteigen, sondern im Aufsteigen ist, daß Wilhelmshöhe nicht „im Reiche der Träume“ liegt, daß es nicht der Vergangenheit angehört, sondern daß es eine Gegenwart und eine Zukunft hat, und daß es zwar noch Strafbaiern giebt, daß dieselben aber hinfür nicht mehr in Kurhessen arbeiten, sondern in Frankreich.

II.

„Zwischen Kassel und Weißenstein."
Goethe.

Herr Adolph Schöll in Weimar hat kürzlich seinen zahlreichen Verdiensten um Aufhellung der großen Epoche unserer klassischen Literatur ein neues hinzugefügt.

Er hat nämlich einen, sich auf die Wilhelmshöhe bei Kassel beziehenden Vers in Goethe's „Neuestem aus Plundersweiler" nach der Urschrift vervollständigt.

Er lautet nach ihm jetzt so:

„Und zwar mag es nicht etwa sein:
Wie zwischen Kassel und Weißenstein,
Als wo man emsig und zu Hauf
Macht Vogelbauer auf den Kauf,
Und sendet gegen fremdes Geld
Die Vöglein in die weite Welt."

Die Worte „Kassel und Weißenstein" fehlten in den bisherigen Ausgaben; statt ihrer standen drei Gedankenstriche da. Ohne diese Worte war die Stelle für uns unverständlich. Das Gedicht ist von 1781. Damals regierte in Kassel der Landgraf Friedrich II., bekannt durch den einträglichen Menschenhandel mit England. Er residirte gern auf jener Wilhelmshöhe bei Kassel, die jetzt dem Kaiser Napoleon III. als Aufenthalt dient. Sie hieß damals noch Weißenstein. Den Namen Wilhelmshöhe hat ihr erst Landgraf Wilhelm IX. von Kassel beigelegt, welcher 1803 Kurfürst ward und dadurch von „Wilhelm IX." ziffermäß rückwärts zu einem „Wilhelm I." avancirte. Landgraf Friedrich II. verwendete einen Theil der kolossalen Summen, die ihm der Soldatenhandel eintrug, auf Wilhelmshöhe (Weißenstein). Namentlich verdankt es ihm das komische chinesische Dorf Mou-Lang nebst Moschee und Pagode u. s. w.

Schöll behauptet nun: In der Strafanstalt, welche zwischen Kassel und Wilhelmshöhe liegt, machen die Gefangenen Käfige. Das erklärt den „Vogelbauer." Die an England zur Verwendung nach Amerika verkauften Landeskinder aber sind die „Vöglein." Letzteres ist nun ohne Zweifel richtig. Auch Ersteres hat prima vista viel für sich. Mir kam es jedoch bedenklich vor, daß bei dieser Auslegung Goethe aus dem Bilde fällt, was man bei ihm nie vermuthen darf. Sind bei ihm die Menschen Vögel, so sind die Vogelbauer auch Häuser. Ein Goethe sperrt nicht Menschen in Käfige.

Dieser Zweifel an der Auslegung des Herrn Schöll führte mich zu folgenden Nachforschungen: Allerdings steht jetzt eine Strafanstalt zwischen Kassel und Wilhelmshöhe, gleich rechts an der Allee, wenn man Kassel hinter sich hat. Allein existirte dieselbe schon 1781? Nein! Sie ist entstanden zur Zeit des Königs Jérome von Westphalen und war ursprünglich Kaserne. Die Stadt hat sie gebaut, weil den Bürgern die fortwährende Einquartierung unerträglich wurde. Sie erhielt dagegen die Versicherung der Quartierfreiheit auf ewige Zeiten, welches Versprechen seitdem leider nicht immer gehalten wurde. Als der „König Luschtigk" vor den herannahenden Kosacken geflohen und der alte Kurfürst wieder eingerückt war, fand letzterer, daß eine unter französischer Herrschaft entstandene Kaserne nicht würdig sei, hessische Soldaten in sich aufzunehmen, namentlich nachdem letztere mit dem Zopfe, dem Symbol altchattischer Treue, auf's Neue wieder ausgestattet waren. Kurfürst Wilhelm I. verwandelte diese „städtische Kaserne" in eine Strafanstalt; und das ist sie noch. Daß in derselben je die Gefangenen mit der Fabrikation von Käfigen beschäftigt worden sind, konnte ich nicht ermitteln. Ein Gefängnißbeamter, den ich befragte, bezweifelte es. Das wäre zu unpraktisch, meinte

er. Jedenfalls aber existirte 1781 hier keine Strafanstalt.

Wir müssen demnach die „Vogelbauer" an einer anderen Stelle zwischen Kassel und Weißenstein suchen. Treten wir also die Wanderung an. Wir gehen von der Königstraße in Kassel aus über das Rundel, durch die Wilhelmshöher Vorstadt. Die Strafanstalt lassen wir rechts liegen. Auf derselben Seite liegt ein Dorf, Kirchenditmold genannt, — ein verstümmelter Name, ursprünglich Diet-Mal, d. h. die Gerichtsstelle, die Malstätte für das dortige Gau; dann kommt ein zweites Dorf rechts: Wahlershausen. Links, ebenfalls wie jene zwei Dörfer, eine gute Strecke an der Straße, der Allee ab, liegt das Dorf Wehlheiden, dann kommt das „lange Feld", auf welchem die kurfürstliche Armee ihre Herbstmanöver zu halten pflegte. Sonst ist nichts zu finden „zwischen Kassel und Weißenstein." Nirgends „Vogelbauer" oder etwas Aehnliches! Doch halt, könnte man nicht diese Cottages als Käfige bezeichnen?

Es finden sich nämlich sowohl auf der ersten Hälfte der Allee, als auch auf der zweiten mehrere Strecken, auf welchen rechts und links der Straße entlang kleine und geschmacklos gebaute Häuser, aus Holz, Lehm und Fachwerk, stehen. Waren diese Häuschen im Jahre 1781 schon da? Antwort: Ja, zum größten Theile. Viele von ihnen sind sogar unmittelbar vor 1781 und in 1781 von dem damaligen Landgrafen erbaut, welcher mit den meisten deutschen Fürsten des 18. Jahrhunderts die Sucht, seine Residenz zu vergrößern, getheilt und Häuser gebaut hat, für die sich dann keine Bewohner fanden. Er und sein Nachfolger Landgraf Wilhelm IX. hatten die Absicht, die ganze Straße zwischen Kassel und Wilhelmshöhe auf beiden Seiten mit solchen Cottages zu besetzen. Der Plan liegt vollständig vor. Man hatte diese Ansiedelung auch schon als Commune

constituirt unter dem Titel „Wilhelmshöher Allee.“ Als aber zuletzt Niemand mehr kam, der sich hier niederlassen wollte, so löste man diese Gemeinde wieder auf und theilte die Häuschen auf der ersten Strecke dem links gelegenen Dorfe Wehlheiden und die auf der zweiten Strecke dem rechts gelegenen Dorfe Wahlershausen zu, wozu sie auch jetzt noch gehören. Man ist wohl berechtigt, diese Häuschen scherzweise „Käfige“ zu nennen.

Damals also baute der Landgraf diese Häuser und zugleich entvölkerte er seine kleine Landgrafschaft durch den Menschenhandel. In dem Gedichte, wovon wir reden, preist Goethe das Wachsthum Plundersweiler's und dann kommt die Eingangs erwähnte, durch Herrn Schöll vervollständigte Stelle. Es heißt also da: Plundersweiler vergrößert sich; die Häuser mehren sich; aber nicht so wie zwischen Kassel und Weißenstein, wo der Landgraf Häuser (Vogelbauer) baut, aber die Menschen (Vögel), welche sie bewohnen sollen, in die weite Welt hinausjagt.

Diese Auslegung würde auf sicherer historisch-topographischer Grundlage ruhen; und das Bild wäre correct durchgeführt.

Da der Witz etwas bitter ist, so hätte denn der höfliche Altmeister der deutschen Dichtkunst, der zugleich auch kleinfürstlicher Minister war, bei der Publication die Worte „Kassel“ und „Weißenstein“ gestrichen und durch Gedankenstriche ersetzt, und damit dem Publicum eine Nuß vorgelegt, welche zu knacken wir beinahe ein ganzes Jahrhundert Zeit nöthig hatten.

— Ich benutze die Gelegenheit, um noch einen andern Irrthum zu berichten. Er bezieht sich ebenfalls auf die Wilhelmshöhe und die damalige Zeit:

Eine ganze Reihe deutscher Zeitungen erzählt gegenwärtig von einem interessanten Fund, welchen ein hessischer

Gelehrter in dem Nachlasse eines alten Kasseler Soldaten gemacht habe. Es soll eine handschriftliche Urkunde aus dem vorigen Jahrhundert sein, welche lautet wie folgt: „Ein schön und wahrhaftig Soldatenlied, so Anno 1775 am 19. Oktober zu Kassel auf der Parade von dem abziehenden Militär mit admirabler „bonne humeur“ vor Ihrer Durchlaucht gesungen worden“, und lautet:

— „Juchheisa nach Amerika,
Dir Deutschland gute Nacht!
Ihr Hessen präsentirt's Gewehr,
Der Landgraf kommt zur Wacht.

Ade, Herr Landgraf Friederich,
Du zahlst uns Schnaps und Bier.
Schießt Arm man oder Bein uns ab,
So zahlt sie England Dir.

Ihr lausigen Rebellen ihr,
Gebt vor uns Hessen Acht!
Juchheisa nach Amerika,
Dir Deutschland gute Nacht!“

Ich zweifelte sofort an der Aechtheit dieser Urkunde, erstens weil eine Redewendung in dem Gedicht der populären Ausdrucksweise der damaligen Zeit und der dortigen Gegend fremd, zweitens aber hauptsächlich deshalb, weil das Datum — 19. Oktober 1775 — entschieden falsch ist. Der erste Vertrag, welcher zwischen dem englischen Oberst William Faucith, als Vertreter der britischen Krone, einerseits, und dem hessischen Minister Generallieutenant Martin Ernst von Schlieffen, als Vertreter des Landgrafen Friedrich des Zweiten von Hessen-Kassel, andererseits, über die Lieferung von landgräflichen Soldaten zum Zwecke des Verbrauchs in dem Kriege Englands wider Amerika, abgeschlossen wurde, datirt nämlich vom 15. Januar 1776 („Done at Cassell the fifteenth of January in the year 1776.“ Siehe die Urkunde bei Friedrich Kapp. Der Soldatenhandel deutscher

Fürsten nach Amerika, 1775—1783). Die erste Lieferung der Soldaten war am 18. Februar 1776 marschfertig, und die erste Division hiervon marschirte am 2. März 1776 von Kassel ab, nachdem der Landgraf an dem nämlichen Tage Parade über dieselben auf dem Exerzierplatze zwischen Kassel und Wilhelmshöhe (Weißenstein) gehalten. Die angebliche Urkunde ist sonach beinahe ein halbes Jahr zu früh datirt; am 19. Oktober 1775 ist weder eine Parade noch ein Abmarsch verhandelter Landeskinder gewesen, folglich konnte auch das „Militär" — ein Ausdruck, der damals in dieser Weise nicht gebraucht wurde — nicht „mit admirabler bonne humeur vor Ihrer Durchlaucht singen: Juchheisa nach Amerika."

Weitere Nachforschungen haben denn auch dazu geführt, die wahre Quelle zu entdecken, welcher jenes schöne Lied entstammt. Es datirt nämlich nicht von 1775, sondern von 1859. Sein Verfasser ist nicht irgend ein alter hessenkasselscher Kantor, Präzeptor oder Feldwebel, sondern der Reichstags-Abgeordnete Dr. Ludwig Bamberger. Dieser veröffentlichte 1859 ein politisches Pamphlet, betitelt: „Juchhe nach Italia," welches die damals in Deutschland vielfach herrschende Neigung, Oesterreich beizuspringen, bekämpft als „eine scheinpatriotische Erhebung, deren Ausgangs- und Endpunkt in erster Linie die Rettung des habsburgischen Soldaten- und Pfaffendespotismus ist, in zweiter Linie die Erhaltung der darauf basirten Zersplitterung, Ohnmacht und Kleinstaaterei Deutschlands.

Zur Charakteristik der letzteren wird u. A. auch jener Soldatenhandel angeführt und das Lied „Juchheisa nach Amerika" mitgetheilt. Es ist offenbar nicht einer ältern Quelle entnommen, sondern von Bamberger selbst gedichtet und dann dem Schriftchen: „Juchhe nach Italia" lediglich pro coloranda causa einverleibt worden. Ohne Zweifel

muß es dem Herrn Verfasser außerordentlich schmeichelhaft sein, wenn ihm Zeichnung und Kolorit so wohl gelungen, daß sich die Presse und die Kritik täuschen und wirklich glauben, das Lied sei „unter der Hinterlassenschaft eines alten hessischen Soldaten aufgefunden."

* * *

Es ist nicht ohne tendenziöseste Absicht, daß ich, bevor ich zu meiner wahrhaftigen Geschichte des Lustschlosses Weißenstein-Wilhelmshöhe übergehe, diese zwei kleinen und harmlosen historisch-philologischen Antiquitäten vorausschicke. Sie beweisen nämlich, wie sich selbst heute noch, mitten in diesem als ungläubig verschrieenen neunzehnten Jahrhundert, und gleichsam unter unsern eigenen Augen, Mythen bilden, die, wenn man ihnen nicht bei Zeiten mit zerstörenden Angriffswaffen zu Leibe geht, gar bald das Bürgerrecht erlangen und als vollwichtig cursiren.

Ich habe seit September 1870 oft die Behauptung gehört, die Anwesenheit Napoleons entweihe den Boden von Wilhelmshöhe. Wir haben immer gelacht, wenn die Franzosen behaupteten, wir deutschen Barbaren entweihen den „heiligen" Boden Frankreichs; und wir hatten Recht zu lachen. Aber nehmen wir doch auch den „heiligen" Boden der Wilhelmshöhe nicht ohne Weiteres ernsthaft, sondern prüfen wir deren Geschichte:

Die jetzige Wilhelmshöhe also hieß ehedem der Weißenstein. Hinter dem südwestlichen Flügel des jetzigen Schlosses ragt nämlich ein großer weißer Felsstein empor, und dieser hat dem Orte seinen ursprünglichen Namen gegeben. Man nannte es dort „Am weißen Stein." Bis in die Mitte des zwölften Jahrhunderts bildete der Ort eine stille und wilde Waldeinsamkeit, in welcher nur der Jäger Bescheid wußte. Sie gehörte zu dem schon erwähnten Dorfe Kirch-

Ditmold, das in der damaligen Urkunde „Dyttmelle" genannt wird.

In dem alten hessischen Städtchen Fritzlar wohnte dazumal ein alter, frommer und reicher Bürger, Bonifacius geheißen. Er wird als „Magister" bezeichnet, worunter man sich wohl einen Grad irgend eines gelehrten oder frommen Ordens, aber nicht das Amt eines Schulmeisters vorzustellen hat; denn auch damals schon pflegten die Schulmeister keine Schätze aufzuhäufen. Dieser alte Herr erachtete den Platz am weißen Stein für sehr geeignet zur Gründung eines Klosters. Er erwarb ihn zu diesem Zwecke von der Dorfschaft Ditmold und baute das Kloster darauf, welches 1145 durch den Erzbischof Heinrich von Mainz eingeweiht wurde. Heute sind die Klöster ein Anachronismus — damals waren sie Pflanzstätten der Kultur. Es waren Cistercienser und Bernhardiner, welchen wir den Steinberger, den Marcobrunner und den Rüdesheimer verdanken; und auch die Mönche im Kloster auf dem weißen Stein (ecclesia in lapide albo) waren unermüdlich, das Land anzuroden und die damals noch etwas wilden Chatten im Obst- und Gemüsebau und sonstigen nützlichen Künsten des Friedens zu unterrichten. Zum Dank dafür wurde das Kloster mit zahlreichen Stiftungen und Schenkungen bedacht; auch wußte es sich durch Privilegien und Freibriefe des deutschen Königs und der Territorialherren von Fluß- und Wegzöllen, Stapelrechten und anderen Lasten, welche den Verkehr hemmten, zu befreien. Die Klöster hatten damals auch eine wirthschaftliche Bedeutung. Sie waren Pflegestätten des Gewerbefleißes und Knotenpunkte des Handels, wofür sie wirthschaftliche Freiheit suchten. Sie bildeten einen wichtigen Faktor in dem ökonomischen Leben der Nation; sie unterhielten sogar auch eine Art Postanstalt, welche von Kloster zu Kloster ging und von dem besser situirten Publikum be-

nutzt wurde. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen ein Kloster zu Blüthe und Wohlstand gelangte, wie dies auch bei den Weißensteinern der Fall war.

Im dreizehnten Jahrhundert finden wir in demselben Augustiner-Nonnen, ohne daß wir wissen, wie es kam, daß die Mönche, welche der Konvent in Fritzlar geschickt, ihnen Platz gemacht hatten. Auch da noch steht das Kloster in vollem Glanze, und es sind namentlich Fräulein aus guter Familie, welche dort eintreten. Sogar Mechthild, die Tochter des Landgrafen Wilhelm I., suchte zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts dort Schutz vor einem verhaßten Freier, und fand ihn. Es war Sitte, daß die Novizen dem Kloster eine Mitgift einbrachten und der Landgraf konnte sich dem nicht entziehen. Er wußte indeß die Frömmigkeit mit Geschäftsklugheit zu vereinigen und verschrieb 1493 dem Kloster Weißenstein tausend Gulden, zahlbar am 1. Mai 1500, falls dann die Tochter noch lebe und noch Nonne des Klosters Weißenstein sei; denn er behauptete, des Menschen Wille sei wandelbar bis zu seinem Tode. Hier war dies jedoch nicht der Fall, und das Kloster erhielt diese Summe. Kurze Zeit darauf aber begann die fromme Tochter des Landgrafen zu kränkeln und starb als „Schwester Seraphine" unter bangen Visionen über die Zukunft des Hauses Brabant (so hieß ursprünglich die hessische Dynastie) und unter inbrünstigen Gebeten, daß die Vorsehung das Unglück abwenden möge, das diese kurhessische Kassandra voraussah.

III.

„O fons Bandusiae.“
Horaz.

Die Anhänger der alten Kirche sahen die traurigen Prophezeiungen der Schwester Seraphine verwirklicht, als ein Vierteljahrhundert später deren Neffe, Landgraf Philipp, „der Großmüthige“ genannt, die Reformation einführte und die Klöster aufhob, natürlich auch das, welches Tante Mechthild zu seinen Schwestern gezählt hatte.

Im Frühjahr 1527 erschien ein Vogt des Landgrafen auf dem Weißenstein und hieß die Klosterjungfrauen gehen. Von den jüngeren unter ihnen wurde, so scheint es, die Sprengung der Klosterpforten nicht mit allzugroßer Unzufriedenheit aufgenommen; wenigstens meldet uns die Chronik, daß eine Nichte des Landgrafen, welche ebenfalls in Weißenstein den Schleier genommen hatte, weniger willensstark als ihre Großtante, sich alsbald nach Aufhebung des Klosters einem Grafen zu Tecklenburg vermählte. Bei den älteren freilich war es anders. Die Priorin, welche 1493 die Prinzeß Mathilde aufgenommen hatte, weigerte sich, die geweihten Mauern zu verlassen, und der gutmüthige Vogt that ihr den Willen. Sie blieb und ist in ihrer Zelle, fast 90 Jahre alt, gestorben.

Das Kloster aber kam immer mehr in Verfall; und das der Kultur abgerungene Land wäre wieder in den Zustand der Wildniß zurückgefallen, wenn nicht im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts ein Nachfolger des „Großmüthigen“, Landgraf Moriz, welcher den Beinamen des „Gelehrten“ führte, weil er die griechischen und lateinischen Autoren liebte, dazwischen getreten wäre. Er verirrte sich eines Tages, seinen Horaz in der Tasche, in diese Wald-

einsamkeit; die Ruine der Klosterkirche gefiel ihm: er streckte sich im kühlen Schatten auf das weiche Gras, und in demselben Augenblicke, wo er in seinem Horatius die schöne Ode: „O fons Bandusiae, splendidior vitro“ u. s. w. (O Bandusischer Quell, strahlender als Krystall ꝛc.) las, hörte er neben sich, unter Laub und Farrenkraut versteckt, eine muntere Quelle murmeln. Das genügte, um ihn zu dem Entschluß zu bestimmen, sich hier ein Asyl zu bauen, wo er, fern von dem Geräusch des Tages, seinen klassischen Liebhabereien nachgehen könne.

In dieser Zeit vor dem dreißigjährigen Krieg entstand jener Landsitz, welcher jetzt, freilich in anderer Form, an demselben Platz stehend, Wilhelmshöhe heißt. An Stelle des Klosters baute der gelehrte Landgraf ein Schloß, bestehend in einem Corps de Logis und zwei Flügeln, jenes für die Herrschaft, dieses für Besuch und Dienerschaft bestimmt. Die zerfallene Kapelle ließ er wiederherstellen; und da sie dicke Mauern hatte, hinter welchen es im Sommer sehr kühl war, so verwandelte er sie in einen Gartensalon nebst Badezimmer. Es war eben eine etwas pietätlose Zeit. Neben dem Schloß ließ er seinen „Bandusischen“ Quell in einen Brunnen fassen; auf den marmornen Brunnenstein setzte er eine von ihm selbst in der Sprache des Horatius gedichtete lateinische Inschrift, welche man deutsch nicht besser wiedergeben kann, als mit den schönen Worten von L. C. Hölty:

„Wunderseliger Mann, — welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums — jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.

Jedes Schattengesträuch — ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott — näher vorüber wallt,
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhabnen kniet.“

Das Schloß erhielt die Aufschrift „Villa Mauritiana“ oder gar „Mauritiolum leuco-petraeum“; da aber das biedere Volk der Chatten zufrieden war, daß sein Landgraf Latein wußte, und sich selbst der alten Sprachen nicht befleißigte, so nannte es den Landsitz, so lange Moriz der Gelehrte lebte, „Morizheim“ und kehrte nach dessen Tode wieder zu dem Klosternamen „Weißenstein“ zurück. Denn in solchen Dingen ist das Volk oft konservativer, als die Regierungen. Ja, der richtige Hesse nennt heute noch die Wilhelmshöhe den „weißen Stein“, und den Bergrücken, an welchem es liegt, den „Winterkasten“ wie vor siebenhundert Jahren.

Im Uebrigen hören wir während der ersten drei Viertel des siebzehnten Jahrhunderts wenig von Weißenstein. Die Furie des dreißigjährigen Krieges tobt durch das Hessenland. Die Unterthanen und die Fürsten leiden gleich sehr. Die Letzteren (die Landgrafen Wilhelm V., VI. und VII.) starben alle nacheinander früh. Die Zeit der klassischen Reminiscenzen ist vorbei, und die schon so hoch gestiegene wirthschaftliche Kultur droht in dem Kriege Aller gegen Alle unterzugehen, um erst im neunzehnten Jahrhundert, seit Gründung des Zollvereins, einen erneuerten Aufschwung zu nehmen.

Der Weißenstein wird erst wieder erwähnt, seitdem 1677 der Landgraf Karl den Thron bestiegen, um den Gebäuden den Stempel des damaligen Geschmacks in seiner ganzen Größe, zugleich aber auch in seiner ganzen Wunderlichkeit, ja man kann sagen Abgeschmacktheit, aufzudrücken.

Dieser Landgraf Karl war prototyp für seine Epoche und sein Geschlecht. Zu damaliger und früherer Zeit nämlich waren die hessischen Landgrafen eben so groß im Geldausgeben, als während der beiden letzten Generationen im Geizen und Gelderübrigen. Was Philipp den Großmüthigen,

den gemeinschaftlichen Stammvater der Kasseler und der Darmstädter Linie anlangt, so bewahrt das Staatsarchiv heute noch eine Quittung des Grafen zu Ortenberg, worin derselbe bekennt, von dem Landgrafen 10,000 Gold-Gulden, die dieser im Hazardspiel an ihn verloren, erhalten zu haben. Zehntausend Gold-Gulden waren damals so viel, wie jetzt hunderttausend Thaler. Der Landgraf Karl fröhnte edleren, aber nicht minder kostspieligen Passionen, nämlich denen, Kunstwerke zu erwerben und sich in Bauten zu verewigen. Um die dazu erforderlichen Mittel, welche das keineswegs reiche Hessenland in genügendem Maße nicht gewährte, aufzubringen, begann er jenes Geschäft, welches seine Nachfolger im achtzehnten Jahrhundert so schwungvoll fortsetzten, und das bekannt ist unter dem Titel des „Menschenhandels" oder des „Verkaufs hessischer Landeskinder", d. h. er vermiethete oder verkaufte seine Truppen an fremde Mächte zum Zwecke der Verwendung in allen möglichen Kriegen. So überließ er 1687 an Venedig 1000 Mann zum Kriege gegen die Türken in Morea, 1702 an die Seemächte 9000 Mann, 1706 zur Kriegführung in Italien 11,500 Mann, nach dem Frieden von Utrecht an Georg I. von England 12,000 Mann; und seit der Thronbesteigung Georg's II. zahlte ihm England für hessische Mannschaften jährlich 240,000 Pfund Sterling, nach den damaligen Verhältnissen eine kolossale Summe. Mit dem Ertrage dieses Geschäfts bestritt er seine Bauten und seine Kunstreisen. Von einer der letzteren brachte er einen italienischen Baumeister, Signor Giovanni Franzesco Guerneri mit. Diesem stellte er ein Programm für die Wilhelmshöhe. Es sollten da Dinge geleistet werden, wie sie Deutschland noch nicht kannte, und zwar unter sinniger Benutzung der schönen Landschaft und des berg-, wald- und wasserreichen Terrains. Signor Guerneri verpflichtete sich im Jahre 1700, den

ganzen großen Plan, welchen er in Gemeinschaft mit dem Landgrafen Karl festgestellt hatte, binnen vierzehn Jahren auszuführen, vorausgesetzt, daß die Mittel nicht aufhörten, zu fließen. Die Mittel flossen und der italienische Künstler hielt Wort. Sein Hauptstolz war die Nachahmung der Kaskaden der Villa d'Este in Tivoli. Sie übertraf ihr Vorbild. Sie ist 900 Fuß lang und 40 Fuß breit, und alle 150 Fuß sind Bassins und Terrassen angebracht, aus welchen das Wasser von Neuem hervorbricht. Die Spitze der Höhe krönt ein achteckiges Gebäude, bekannt unter dem Namen des „Octogon". Es enthält, ähnlich den kolossalen Bauten des Potsdamer Pfingstberges, die Wasserbehälter. Unten tragen große Kreuzgewölbe einen mächtigen cyklopischen Bau; dann folgt darüber ein rundum laufender Bogengang mit 200 toskanischen Säulen; dann die Plattform, und über oder auf ihr eine Pyramide von 96 Fuß Höhe. Alles Das ist in der That großartig und schön, namentlich in der prachtvollen Landschaft, die es umgiebt.

Außerdem aber hat Landgraf Karl geflissentlich und sein italienischer Baumeister vielleicht halb wider Willen, dem mythologisch verzopften Geschmack der damaligen Zeit in ausgedehntestem Maße gefröhnt. Tritonen, die auf kupfernen Hörnern seltsame Töne produciren, Töne die aus dem Drucke des Wassers und der Luft entstehen; — der Riese „Enceladus", unter einem Felsblock begraben, so daß nur die eine Schulter und der Kopf hervorragen, ein Kopf mit einem riesigen Maul, das einen Springbrunnen von 58 Fuß in die Höhe wirft; — ein Bassin mit der Grotte des Cyklopen Polyphemos, das seltsamer Weise daneben mit Figuren dekorirt ist, welche die Liebe und die Hoffnung, den Neid und den Tod vorstellen sollen, ohne daß man weiß, in welchem Zusammenhange diese Tugenden und diese Unannehmlichkeiten mit dem einäugigen Riesen stehen sollen,

der durch den verschlagenen Odysseus berühmt geworden; — und noch viele derartige Schnurrpfeifereien, auf welche eine Menge Kraft und Geld verwendet wurde, die eines bessern Zweckes werth war. Dazu kommen denn noch die sogenannten „Vexir-Künste“, mit welchen der Fürst in gnädig-muthwilliger Laune seine Gäste zu necken pflegte. Will man z. B. sich in der Grotte einen Platz suchen, um den Cyklopen ordentlich in Augenschein zu nehmen, so geräth man plötzlich in ein — wenn dieser Widerspruch erlaubt wird, möchte ich sagen: — in ein „wässeriges Kreuzfeuer.“ In dem Felsen und in den Steinen der Grotte sind nämlich eine Menge von unsichtbaren Röhren eingelassen, welche den wißbegierigen Besucher nicht blos mit einem Regen, sondern mit einer wahren Traufe oder mit einer Mehrheit von Traufen begießen. Dergleichen muthwillige Veranstaltungen waren dazumal an der Tagesordnung. In den Gärten des Lustschlosses Hellbrunn bei Salzburg finden wir sie noch weit sinnreicher. Rings um eine große steinerne Tafel finden sich dort steinerne Sitze. Hier gab der Bischof von Salzburg seine Diner's. Er selber thronte auf dem Sessel des Vorsitzenden. Das Ganze aber war unterminirt von Wasserkünsten; und wenn der hochwürdigste Präsident an einem Knopf, der sich vor ihm an dem Tische befand, drückte, dann erhoben sich plötzlich die Springfluthen, nicht nur von der Tafel, sondern auch von den steinernen Sesseln der geehrten Gäste, welchen dadurch unfreiwillige Sitzbäder à posteriori bereitet wurden. Heutzutage würde man dergleichen etwas plumpe Scherze übel nehmen, namentlich einem Fürsten der Kirche; damals fühlte man sich allerunterthänigst dadurch geschmeichelt. Jedenfalls aber läßt sich zu Gunsten dieser Wasserkünste wenigstens so viel sagen, daß sie ungleich harmloser und menschlicher waren, als die Feuerkünste, welche man selbst

zu jener Zeit noch anwandte bei jenen unglücklichen alten Weibern, welche man als Hexen anklagte, bloß deshalb, weil sie rothe Triefaugen hatten; dann auf die Folter spannte, weil man sie angeklagt hatte; ferner zu einem Geständniß brachte, weil sie den Qualen der Tortur nicht gewachsen waren; und dann endlich verbrannte, weil sie ein Geständniß abgelegt hatten; — das nannte man Rechtspflege.

IV.

„Einen Galgen für den, der das Alles hergestellt!"
Prinz Friedrich von Hessen-Kassel,
später König von Schweden.

Am 6. Juni 1714 wurden alle jene Herrlichkeiten des Weißenstein eingeweiht. Der Landgraf ließ sein getreues Volk in Gnaden zu. Dasselbe stieß natürlich pflichtschuldiger Maßen enthusiastische Freudenschreie aus, als die großen Wasser sprangen. Es dachte nicht daran, daß dies Wasser erkauft war durch große Ströme Blut, welches seine für Geld verhandelten Söhne in Italien, Spanien oder sonstwo vergossen. Der Landgraf Karl schwelgte in dem Bewußtsein, alle übrigen deutschen Fürsten durch solche Prachtbauten überboten zu haben. Er sann, wessen Bildsäule er oben auf die Pyramide stellen sollte, in welche das Octogon auslief. Vielleicht dachte er an sich selbst. War es ja doch bei den römischen Imperatoren Sitte, sich bei Lebzeiten unter die Götter versetzen und sich Statuen errichten zu lassen; und jeder deutsche Territorialherr behauptete damals, er sei Kaiser in seinen Landen. Es war bei der Einweihungs-

feierlichkeit, daß der Landgraf den Erbprinzen fragte: „Was denkst Du wohl, was wir da oben auf die Pyramide setzen?"

„Einen Galgen für den, der das Alles hergestellt, ohne zu bedenken, wie viel Blut und Thränen es dem Hessenvolke kostet", antwortete der Prinz. Denn schon damals pflegten dort Sohn und Vater nicht gerade auf dem besten Fuß miteinander zu stehen.

Eine schallende allergnädigste und allerhöchste Ohrfeige an offener Tafel war die Antwort des erzürnten Vaters. Der aufrichtige Prinz mußte dem Lande den Rücken wenden. Er ging nach Schweden, wo er Karl's XII. Schwester Ulrike heirathete und nachmals König ward.

Landgraf Karl aber setzte nicht sich selbst und auch nicht einen Galgen auf die Pyramide. Er ergriff den damals so beliebten mythologischen Mittelweg, indem er dem Rathe seines Guerneri folgend, eine kolossale Nachbildung des farnesischen Herkules wählte; wenn er aber dabei hoffte, das Chattenvolk werde ebenfalls mythologische Studien machen und etwa in dem riesigen Standbild eine allegorische Darstellung der Machtfülle und Kraft seines Landesherrn erblicken, so irrte er sich. Die Hessen nannten damals schon die Figur den „großen Christoffel" und nennen sie bis zum heutigen Tag noch so; und der griechische Heros Herakles ist ihnen bis zur Stunde eine vollständig unbekannte Persönlichkeit.

Die Statue wurde 1717 aufgerichtet. Gefertigt ist sie durch einen einfachen Kasseler Kupferschmied Philipp Käpper, welcher sie aus Kupfer über ein von Guerneri herrührendes hölzernes Modell goß oder trieb. Der hohle Raum in der Säule des Riesen wäre ein recht geeigneter contemplativer Platz für gefallene Größen, wie Napoleon den Dritten. Ob aber der heidnische Herkules oder der

heilige Christoph — mag sich Jeder darunter denken, was er will — sehr erbaut ist von dem französischen Besuche, den er im September 1870 erhalten, mag dahingestellt bleiben. Dem unter seinen Schutz gestellten Schlosse Weißenstein haben die Franzosen ehedem übel mitgespielt. Während der Regierung des Landgrafen Wilhelm VIII., welcher seinem am 20. März 1730 verstorbenen Vater, dem Landgrafen Karl succedirte, entbrannte der siebenjährige Krieg. Französische Horden fielen in das Hessenland ein und hausten auf dem Weißenstein nicht besser, als anderwärts. Sie machten Versuche, das Octogon in die Luft zu sprengen. Dies gelang zwar nicht, aber es trug doch wesentliche Beschädigungen davon. Die Wasserkünste zerstörten sie gänzlich; denn das Blei der Röhren reizte ihre Raubgier. Außerdem schlugen sie nach Möglichkeit den Statuen Arme und Beine entzwei und den Kopf, oder wenn das nicht ging, wenigstens die Nase ab, um damit für Mit- und Nachwelt ihren civilisatorischen Beruf zu dokumentiren. Zuaven und Turkos hatten sie damals noch nicht, sie besorgten daher selbst dergleichen „Ritterlichkeiten“.

Der nächste Landgraf, Friedrich II., der als Prinz in Rom zur katholischen Kirche übertrat, weil er glaubte, diese sei „vornehmer“ als die andere, war wieder ein passionirter Kunstfreund. Er ließ nicht nur die Anlagen wieder herstellen, sondern brachte auch eine Verbesserung darin an. Dem Polyphem nämlich, von welchem ich bereits gesprochen habe, ließ er eine siebenstimmige Hirtenflöte an den Mund setzen, welcher eine künstlich verborgene Wasserorgel arkadische Weisen entlockte. Was mag der gigantisch wilde Sohn des Poseidon und der Europa, welcher, wenn man den zuverlässigen Ueberlieferungen des blinden Sängers Homeros Glauben schenken darf, zum Frühstück jedesmal sechs von den Gefährten des göttlichen Dulders Odysseus, nebst et-

lichen Schläuchen süßen Weines verzehrte, sich wohl dabei gedacht haben, daß ihn der Fürst der Chatten zu so fried-lich-idyllischen Künsten verdammte?

Des Fürsten sonstige Zuthaten waren von ähnlichem Geschmack. Er baute das „Grabmal des Virgil" in Erinnerung an die Tomba di Virgilio bei Neapel. In Neapel, wo das Volk bis zum heutigen Tage noch den Virgil, nicht als den Dichter der Aeneide oder der Bucolica und Georgica, sondern als großen Zauberer verehrt und daher einem in reizender Lage gelegenen antiken Rundbau seinen Namen gegeben, hat das Ding einen Sinn. In der echt deutschen Landschaft des Weißenstein weiß man kaum, was man dazu sagen soll. Dasselbe gilt von der „Eremitage des Sokrates", einer Attika mit Säulen. Ein drittes Kleinod dieser Art, ein achteckiger Tempel, hatte früher wohl auch einen ähnlichen pretiösen Namen. Allein der schattische Volkswitz hat ihn spurlos ausgewischt, indem er dem Bauwerk den Namen beilegte: „Der Kleiderschrank des großen Christoffel"; und es ist in der That echt menschlich gedacht, daß man dem großen nackten Herkules dort oben, welcher im Winter, zur Zeit wo die schneidend scharfen Nordostwinde des teutonischen Blocksbergs auf den hellenischen Halbgott eindringen, nicht übel frieren mag, mit einer vollständigen Garderobe beizuspringen gedenkt.

Außerdem baute Landgraf Friedrich II. die Anlagen in den „elysäischen Feldern", die Fasanerie, die Schweizerei und das chinesische Dorf Mou-Lang. Damals schwärmte man für das Reich der Mitte, war jedoch über dasselbe so schlecht unterrichtet, daß man es mit einer türkischen Moschee ausstaffirte.

Das Beste, was Friedrich II. gemacht hat, ist zugleich das Einfachste, nämlich ein Springbrunnen dem Schlosse gerade gegenüber, welcher eine starke Wassersäule fast 200 Fuß

hoch wirft, und in der Wald- und bergreichen Gegend einen imposanten Eindruck macht.

Die damalige Landgrafschaft Hessen-Kassel hatte etwa anderthalb hundert Quadratmeilen und etwas über eine Viertel Million durchschnittlich gering bemittelter Einwohner. Ein so kleines und armes Ländchen konnte natürlich auf dem Wege der gewöhnlichen Besteuerung die Mittel zur Befriedigung des landgräflichen Luxus nicht liefern. So warf man sich denn abermals in ausgedehntestem Maßstabe auf den Soldatenhandel. Man kann nachweisen, daß vom Ende des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in Europa kein Schlachtfeld existirt hat, wo nicht die hessischen Landeskinder für Geld bluten mußten, wozu dann unter Landgraf Friedrich II. noch Amerika hinzukam. Er verkaufte seine Leute an England, das sie zum Kriege gegen die aufständischen Kolonien in Nordamerika verwandte. Wer sich über diese zum Theil haarsträubenden Einzelheiten, namentlich über die blutige Härte und Grausamkeit, mit welcher man die Leute empfing, und bis zur Ablieferung auf die Schlachtbank behandelte, näher unterrichten will, den verweise ich auf das bereits erwähnte Werk von Friedrich Kapp „Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika (1775—1783)“, ein Buch, vollendet in der Darstellung und mit der größten Sorgfalt nach bisher unbenutzten Quellen gearbeitet, namentlich nach den englischen und amerikanischen Archiven und nach einer Urkundensammlung des berühmten amerikanischen Historikers Herrn Bancroft, des Gesandten der amerikanischen Union bei dem deutschen Reiche.

Für Friedrichs II. mäcenatische Pflege der Wissenschaften und schönen Künste ist folgender Zug charakteristisch: Ein Dichterling, Namens Casperson, sann auf Mittel, sich Gunst und Gnade zu erwerben, und verfiel auf Folgendes: Während der Landgraf zu Wilhelmshöhe auf einem dritten Orte saß,

ließ er ihm ein auf außerordentlich feines und weiches Seidenpapier gedrucktes Lobgedicht zum hochdienlichen Gebrauch überreichen. Er hatte das Richtige gefunden und wurde sofort zum Professor am Carolinum ernannt. Dieses ganz absonderliche Exemplar von einem Mäcenas starb am 31. Oktober 1785 auf Wilhelmshöhe (Weißenstein), und zwar auf eine ebenfalls charakteristische Weise. Eine Zigeunerin hatte ihm einmal prophezeit, es drohe ihm Gefahr von einem Hahn, vor dem solle er sich hüten. Nun kam ein gebratener Truthahn auf die Tafel. „Aha, der gefährliche Vogel“, sagte der Landgraf und nahm einen tüchtigen Bissen. Der Bissen blieb ihm im Halse stecken, so daß er auf der Stelle todt war.

V.

„Morgen wieder lustig!“
König Jérome.

Dem Opfer des Truthahns succedirte sein Sohn, welcher als Landgraf: Wilhelm IX., als späterer (seit 1803) Kurfürst: Wilhelm I. hieß, der Großvater des letzten Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. Unter dem Titel „Vater, Sohn und Enkel“ hat Herr Alfred Klauhold eine treffliche Geschichte und Charakteristik dieser drei letzten Regenten des Hessenlandes geschrieben, auf welche ich den Leser verweise. Ich halte mich zunächst an Wilhelmshöhe, damals (1785) noch Weißenstein genannt. Wilhelm ließ alsbald nach seinem Regierungsantritt das von dem Landgrafen Moritz erbaute Schloß niederreißen und unter der Leitung seiner Baukünstler Du Ry und Jussow durch ein neues, größeres und prachtvolleres ersetzen. Es wurde 1798 vollendet und „Wilhelms-

höhe" getauft; und von nun an tritt der Name „Weißenstein", wenigstens in den offiziellen und schriftmäßigen Kreisen, in den Hintergrund, während der naturwüchsig-konservative Theil der Bevölkerung solchen Neuerungen weniger zugänglich ist. Der Kurfürst ließ in großen Lettern über das Portal setzen: „Wilhelmus conditor" (Wilhelm ist der Erbauer). Die biederen Hessen lasen es und wunderten sich, daß ihr Wilhelm Konditor, d. i. Zuckerbäcker, geworden. Das ärgerte wieder den Kurfürsten. Er ließ die Inschrift durch eine andere ersetzen; jedoch bei Leibe nicht durch eine deutsche. Er schrieb: „Wilhelmus elector condidit" (Erbaut von Kurfürst Wilhelm).

Er, der Erste der drei Kurfürsten, hat auch die Löwenburg erbaut, deren ich früher gedachte. Sie hat nicht das Vogelkäfigartige wie Stolzenfels, Rheinstein und andere restaurirte Burgen am Rhein, sondern besitzt im Innern auch große und behagliche Räume, namentlich den Ritter- und den Speisesaal; auch an einem Turnierplatze fehlt es nicht. Ferner wurde unter ihm die Wilhelmshöhe um zwei Wasserfälle vermehrt. Der eine heißt der Steinhofer'sche. In der Nähe der Löwenburg toben plötzlich wilde Wasser durch Blöcke und Felsen, über Vertiefungen, Terrassen und Abfälle, durch Büsche und Bäume hindurch, so daß man wirklich geneigt ist, zu vergessen, daß das Alles künstlich gemacht worden. Der Urheber ist ein Autodidakt, ein naturwüchsiges Baugenie, Namens Steinhofer, der als Inspector in des Kurfürsten Dienst war, keinerlei wissenschaftliche Kenntnisse besaß, ja nicht einmal einen Plan zu zeichnen verstand, sondern Alles mit seinem Stock ausmaß und demgemäß seine Leute instruirte. Er war gleichsam der genius loci und hat bis zum Ende seines Lebens die Wasserkünste im Schweiße seines Angesichts dirigirt und gepflegt. Wörtlich: im Schweiße seines Angesichts. Denn, ähnlich wie

einen berühmten militärischen Kapellmeister der Gegenwart, sah man ihn stets sich mit dem Taschentuche die Stirne trocknen, mit alleiniger Ausnahme des Falls, daß besagtes Tuch in Folge des starken Gebrauchs noch nässer war als die Stirne: dann nämlich band er es an seinen Meßstock, damit es wieder trockne.

Der andere Wasserfall heißt der Aquädukt. Es sind vierzehn hohe römische Bogen, die dann plötzlich abbrechen, so daß hier das Wasser 100 Fuß hoch in Masse niederstürzt. Auch eine „Teufelsbrücke“ hat Kurfürst Wilhelm I. gebaut, recht schön für Jeden, der das Original an der Gotthardtstraße in der Schweiz niemals gesehen hat. Damit kann man die Baugeschichte von Wilhelmshöhe im Wesentlichen als geschlossen betrachten.

Im Jahre 1806 mußte der Kurfürst vor den Franzosen das Land verlassen. Napoleon der Erste, der in ein paar Jahren mehr Königreiche und Fürstenthümer fabrizirt hat, als in ein paar Jahrhunderten wild wachsen, errichtete hier das Königreich Westfalen, machte Kassel zu dessen Hauptstadt und seinen Bruder Hieronymus zu dessen König. Letzterer war unter den Kaiserbrüdern der unbedeutendste, leichtsinnigste und gutmüthigste. Er taufte die Wilhelmshöhe um in „Napoleonshöhe“ und machte sie zum Schauplatz galanter Abenteuer und glänzender Feste. Wenn er Nachts seine Festgenossen entließ, geschah es selten ohne den Kabinetsbefehl: „Morgen wieder luschtigk!“ (Morgen wieder lustig). Er verstand ein Bischen Deutsch und sprach es mit schwäbischer Zunge, da er es von seiner Frau, einer würtembergischen Prinzessin, gelernt hatte. Der jetzige Gefangene auf Wilhelmshöhe spricht ganz geläufig Deutsch, und zwar ebenfalls mit schwäbisch-alemannischer Aussprache, denn er hat es im Südwesten Deutschlands und in der Schweiz gelernt.

„Bruder Luschtigk“ mußte 1813 vor den Kosacken flüchten. An die Stelle des Königreichs Westfalen trat wieder der Kurstaat Hessen, und die „Napoleonshöhe“ nannte sich wieder „Wilhelmshöhe.“

Der zurückkehrende Kurfürst ließ alle Beamte 1814 wieder zurückavanciren zu dem, was sie 1806 gewesen waren, und zog die Güter, welche inzwischen veräußert worden waren, wieder an sich, ohne den Kaufpreis zurück zu erstatten. Sein Haupt-Regierungsakt war die Wiederherstellung des Zopfes. Sein Sohn und Nachfolger hieß Wilhelm der Zweite. Er schaffte den Zopf wieder ab; eines schönen Morgens war die ganze Fulda mit den abgeschnittenen Zöpfen der kurhessischen Armee bedeckt. Sein Enkel ist Kurfürst Friedrich Wilhelm der Erste und der Letzte, welcher nicht den Zopf, sondern die Verfassung abschaffte, selbst nicht regierte, aber auch keinen Andern regieren ließ, so daß eine Art Staats-Erstarrung eintrat, eine Regierungs-Arbeitseinstellung, ein staatsoberhauptlicher Strike.

Er befahl jedem Eisenbahnzug, bei Wilhelmshöhe zu halten, obgleich nie dort Jemand ein- oder ausstieg. Das ist Alles, was er für Wilhelmshöhe gethan hat.

Am 23. Juni 1866, Abends, fuhr ein geschlossener Wagen, eskortirt von preußischen Husaren, in die dunkle Nacht hinaus. Es war der letzte Kurfürst, welcher Wilhelmshöhe verließ, um es nie wieder zu sehen. Der Kurstaat hatte aufgehört zu existiren. Das Haus Brabant hatte aufgehört zu regieren. Der große Christoffel aber steht noch.

Sic transit gloria mundi!

Kriegsfahrten eines Friedfertigen.

(Herbst 1870.)

I.

Vor Metz.

Ich habe einige Zeit vor Metz gelegen und bin dann mit der ruhmreichen Division Kummer in die eroberte Stadt eingerückt, in welcher ich am ersten Tage, bevor noch die Zufuhr von Auswärts eingetroffen, von Pferdefleisch, Lerchen (nach Art der bekannten „Leipziger Lerchen“), Kleienbrod und Champagner lebte. Die Kriegsscenen haben Andere besser beschrieben, als ich es vermöchte. Aufzeichnungen habe ich dort auch nicht gemacht. Aber ich möchte, in die Ruhe der Heimath zurückgekehrt, doch gerne einige meiner Wahrnehmungen über Land und Leute aus dem Gedächtniß skizziren.

Das Moselthal oberhalb Metz und noch mehr bei Metz bietet dem Auge ein reizendes Bild. Das Terrain hebt sich nur allmählich vom Flusse aus und erst in einer halben Stunde Entfernung vom Ufer beginnen die Berge, welche den Fluß begleiten und sich bei Metz, wo die Mosel, drei Arme und zwei Inseln bildend, sich mit der Seille vereinigt, zu einer Runde ausweiten, deren einzelne Glieder jene Höhen ausmachen, worauf die Forts, zum Theil erst seit 1866 begonnen und 1870 noch nicht ganz vollendet,

rund um die Stadt herum errichtet sind. Das bedeutendste davon, Saint-Quentin, thront dem, zum größeren Theil auf einer Erhöhung am rechten Ufer liegenden Metz gegenüber, ähnlich wie der Ehrenbreitenstein gegenüber der Stadt Coblenz. Das eigentliche Metz, eingeschlossen zwischen Mosel und Seille, hat ein unebenes Terrain, enge Straßen und hohe, große Gebäude, zum Theil von schönen, architektonischen Verhältnissen und monumentalem Charakter. Das Enge und Winkelige und doch Interessante der Stadt erinnert lebhaft an Mainz. Die alten Straßen haben nicht mehr Breite, wie die Platea in Herculanum und Pompeji. Dieser Umstand und eine Menge römischer Ueberreste und Erinnerungen mahnen an das alte Divodurum, das jedoch nicht ganz an der Stelle des jetzigen Metz, sondern mehr stromaufwärts an der Stelle der jetzigen Vorstädte Le Sablon Montigny gelegen zu haben scheint. Von diesen Antiquitäten fällt am Meisten in die Augen der römische Aquädukt, welcher von den Bergen auf dem linken Moselufer das Wasser über den Fluß hinüber nach dem römischen Divodurum brachte. Eine Reihe von Pfeilern dieser Wasserleitung, verbunden durch Bogen, welche mir jedoch nicht ganz antik, sondern restaurirt zu sein scheinen, steht mitten in dem Orte Jouy; die Landstraße, welche von Süden her auf dem rechten Moselufer gen Metz läuft, führt unter diesen „Arches de Jouy“ durch. Auf dem linken Ufer erblickt man am selben Berge ebenfalls noch eine Reihe solcher Bogen in halb zerstörtem Zustande. Das Mauerwerk ist ausgezeichnet, der Cement an vielen Stellen noch völlig intakt. Die Wasserleitung speiste die öffentlichen Bäder (Thermen) und die Naumachia, d. h. den Circus, in welchem Gefechte zu Wasser aufgeführt wurden. Hier kommen Einem längst vergessene Verse aus der „Mosella“ des Ausonius, ähnlich wie in Trier, wieder ins Gedächtniß. Jene

Wasserleitung — von Gorze her — speist heute noch Metz, wo sonst das Wasser sehr schlecht ist. Sie läuft aber nicht mehr, wie zur Zeit der Römer, hoch über den stolzen Aquädukt, sondern kriecht bescheiden auf und unter der Erde.

Es sind nicht nur die Ueberreste der römischen Zeit, welche in unseren Augen der Gegend von Metz einen südlichen Charakter verleihen. Auch andere Umstände tragen dazu bei. Die Dörfer zeigen geschlossene Straßen, Haus an Haus, wie in Italien, während unsere deutschen Dörfer im Wesentlichen noch denselben Charakter tragen, wie zur Zeit des Tacitus, der von ihnen in seiner Germania sagt: „Die Gehöfte liegen zerstreut und Jeder baut sich an, wo er will, wie ihm gerade ein Quell oder ein Busch oder sonst etwas an dieser Stelle zusagt.“ Vermöge dieses geschlossenen Charakters und der massiven Bauart der einzelnen Häuser und Gehöfte eigneten sich denn auch die Wohnungen besonders zum Gefecht. In den Dörfern, welche im Bereich der Kämpfe liegen, sind fast in allen äußeren Mauern Löcher eingebrochen, welche als Schießscharten dienen. In einzelnen Orten, wo die Bewohner später zurückkehrten, sind die Löcher nothdürftig mit Lehm wieder zugeschmiert. In anderen stehen sie noch offen:

— „In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen;
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.“

Von mehreren Gehöften stehen nur noch die äußeren Umfassungsmauern. Die Eingebornen versichern stets, das hätten „die Preußen“ gethan, während es doch das gemeinsame oder wechselweise Werk beider Theile ist, je nachdem der Kampf an den Tagen der drei großen Schlachten hin und her wogte oder die eingeschlossenen Franzosen später bei ihren Versuchen, die Cernirung zu durchbrechen, sich in

einem Dorfe festsetzten und dann wieder hinausgeworfen wurden. Eine muthwillige oder geflissentliche Zerstörung kann man dabei natürlich Keinem der streitenden Theile zur Last legen. Es ist eben Krieg. Ich fragte den Maire eines Dorfes, einen freundlichen alten Mann, der mir manche schätzenswerthe Auskunft gab, warum man denn hier diese geschlossene Bauart für die Dörfer wähle? und versuchte, ihm die wirthschaftlichen Vortheile klar zu machen, welche die mehr aufgelöste Ansiedelung in Deutschland habe. Der französische Dorfschulze zuckte die Schultern und antwortete: „Man will es einmal so, es ist Befehl“ — eine Antwort, die man auffallend oft erhält in Frankreich, in dem Lande der großen Prinzipien und Ideen von 1789, der glorreichen Revolutionen und der „gekrönten Demokratie“. Ich bezweifle übrigens, daß diese Art der Anlage der Dörfer auf einer allgemeinen gesetzlichen Vorschrift beruht; denn sie findet sich nicht überall in Frankreich, z. B. weder in dem Elsaß, noch in der Bretagne.

Eine vollständig südliche Einrichtung hat das Städtchen Gorze, das etwa 2000 Seelen zählt und an der Ausmündung eines malerischen und waldreichen Seitenthals der Mosel liegt. Hier begann auch der römische Aquädukt, welcher das Wasser des Gorzebaches nach Metz führte. Ich fragte, als ich auf eigene Faust, natürlich ausgerüstet mit den nöthigen Legitimationspapieren, die Cernirung von Metz beging, einen märkischen Soldaten: „Geht's hier nach Goors?“ (so spricht der Eingeborne den Namen.)

— Goors? is nich, sagte der Märker.

Ich buchstabirte ihm das Wort.

— Ah, Sie meinen Jortze? erwiderte er und zeigte mir mit landsmannschaftlicher Freundlichkeit den Weg. Die Soldaten machen sich überhaupt mit großem Geschick die fremden Namen mundgerecht. Das Dorf Corny z. B.

nennen sie Cornich und zuweilen auch Jor-nich oder Jarnich. Unser Hochdeutsch ist darin viel zu pedantisch-prüde. Der Engländer greift ja auch zu und assimilirt die Fremdwörter. Aus dem Omnibus hat er sich einen „Bus" und aus dem Cabriolet ein „Cab" zurechtgemacht. Ob er hinten was abschneidet oder vorne, ist ihm ganz einerlei; er will sich's bequem machen; und er hat recht. — Gorze hat eine prachtvolle Benediktiner-Abtei; und ohne Zweifel haben eben so wie am Rhein auch hier die Benediktiner zuerst den Weinbau kultivirt.

Weiter nach Metz zu liegt ein Dörfchen auf dem linken Moselufer, das einen entschiedenen italienischen Eindruck macht. Schwere, an Fenstern arme, blendend weiße äußere Mauern, so hoch aufgeführt, daß der niedrige und flache Dachstuhl dahinter verschwindet; Haus an Haus; die Oekonomieräume im Hause versteckt; über dem Ganzen ein Paar hochstämmige Pinien, die ihre breiten Kronen in der Luft wiegen. Man könnte sich, wenn das Wetter nicht augenblicklich so rauh wäre, und wenn es nicht so verzweifelt tagtäglich-klagkläglich regnete, plötzlich nach den Apenninen versetzt glauben. Auch das Innere der Häuser, wenigstens bei den wohlstehenden Einwohnern und in den größeren Dörfern, mahnt mehr an den Süden, als an den Norden. Die Häuser sind aus Stein erbaut und zeigen eine Raumverschwendung, welche uns Deutschen auf dem Lande unbekannt ist. Das Haus in Corny, welches mich beherbergte, gehörte einer Wittwe Lacour, einer wohlwollenden alten Bäuerin. Ihre Kinder und Enkel, welche der Mehrzahl nach in anderen Dörfern der Umgegend wohnen, die von den Schrecken des Kriegs heimgesucht worden sind, befinden sich in Metz, wohin sie mit ihren Vorräthen und ihrer fahrenden Habe geflüchtet sind. In Folge dessen leidet die gute Frau Lacour an einem schrecklichen Dualismus der

Gefühle. „Zwei Seelen wohnen, ach, in ihrer Brust!“ Sie wünscht ihre Nachkommenschaft zurück, von welcher sie mit Grund vermuthet, daß sie in der schon so lange abgeschlossenen Stadt leide; deshalb erklärt sie mir beim Frühstück, es sei Nonsens mit dem längern Widerstand, Mees (so spricht sie Metz aus) könne nichts Besseres thun, als lieber heute wie morgen capituliren; und ich stimme ihr aus ganzem Herzen zu. Ich erfreue mich also des herzlichen Einverständnisses mit dem weiblichen Reichsfeind. Aber kaum eine halbe Stunde später, wo sie mein Zimmer reinigt, ist die Stimmung unserer „Niobe“ umgeschlagen. Sie stellt sich vor mich hin und demonstrirt mir trotz ihres Alters mit lebhaften Gestikulationen und funkelnden Augen, ihre ganze männliche und weibliche Descendenz, Töchter und Söhne, Schwiegersöhne und Schwiegertöchter wolle sie lieber auf dem Altar des Vaterlandes opfern, als daß das Bollwerk Frankreichs deutsch werde! wer von einer Kapitulation auch nur spreche, sei ein Verräther. Uns schwerfälligen Deutschen kommt ein so rascher Stimmungswechsel komisch vor. Doch ich wollte nicht von den militärischen und politischen Ansichten der Madame Lacour, sondern nur von ihrem Haus sprechen, welchem die besseren Wohnungen des Dorfes alle gleich oder ähnlich sind. Es ist ein großes steinernes Oblong von anderthalb Stockwerken; auf der einen Seite die Wohnungen, auf der andern Stallung und Vorrathsräume, Alles unter einem Dache und äußerlich nicht unterscheidbar. Getrennte Oekonomie-Gebäude giebt's nicht. Die Wohnung hat 4—5 helle, große Zimmer; die meisten aber besitzen keinen besonderen Eingang, die Bauart ist also höchst unzweckmäßig. Die dicken steinernen Wände der Zimmer sind bis obenhin getäfelt mit weiß angestrichenem Holz, dazwischen Stuck und zuweilen auch Marmor. An der einen Wand ist ein großer Kamin, der, auch ohne Ofen

dabei, zur Heizung, wenigstens bei der jetzigen Temperatur, hinreicht. Freilich geht man auch mit dem Brennmaterial verschwenderisch um: und es haben schon hunderttausende von Weinbergspfählen daran glauben müssen. Die Zimmergeräthe sind altmodisch und schwer, aber solid. Vor allem zeichnet sich das Bett aus. Es ist mindestens so breit, als ich lang bin (5 Fuß 9 Zoll). Man freut sich darauf, wenn man bei dem abscheulichen Wetter Abends müde und durchnäßt nach Hause kommt. Das Bettzeug ist vortrefflich und so hoch gehäuft, daß man einen Anlauf nehmen muß, um hinein zu springen, wenn man es nicht etwa vorzieht, mittelst eines Stuhles in das Bett hinein zu steigen. Jedes Zimmer hat einen Spiegel über dem Kamin. Die einzige sonstige Dekoration der holzbeschlagenen Wände bilden kleine Porzellangefäße, oben mit einem Kreuze geschmückt und mit Weihwasser gefüllt; dann Heiligenbilder und endlich geistliche Bescheinigungen über kirchliche Akte, letztere ebenfalls unter Glas und Rahmen. So z. B. ein Attest, daß die Tochter der Wittwe L., Maria Octavia, dann und dann zum ersten Male zur heiligen Kommunion gegangen. Das Attest ist auf ein mit reichlichen, kirchlichen Randzeichnungen versehenes Blatt geschrieben und verdient insofern den Charakter eines Bildes. Auffallend war es mir, daß darauf der Name meiner Wirthin nicht Lacour geschrieben war, wie sonst, sondern Lawur. Ich fragte sie darüber; sie versicherte, das sei ganz das Nämliche. Ich besaß jedoch nicht genug etymologische Kühnheit, in der Schreibart Lawur einen germanischen Rest zu wittern. — Auf der andern Seite der Straße hatte Frau Lacour ihren Hausgarten. Er ist, wie hier alle Gärten, mit hohen und dicken Mauern eingefaßt. In diesen Bauerngärten fiel mir vor Allem eine hochentwickelte Obstkultur auf, welcher man ansieht, daß sie nicht von Gestern datirt. Es sind namentlich Zwerg- und Spalier-

bäume, auf welche man sich geworfen hat. Auch der Gemüsebau ist trefflich. Weinbau aber versteht sich hier überall von selbst. Freilich von der peinlichen Sorgfalt, mit welcher man im Rheingau die Weinberge behandelt, scheint man hier keinen Begriff zu haben. Der Weinbau in Metz hält etwa die Mitte zwischen dem hohen Grade von Kultur, welchen man in Deutschland, und dem äußersten Grade von Nachlässigkeit, welchen man in Italien und in dem größeren Theile von Ungarn findet. Jedenfalls kann ich den deutschen Weinproduzenten, welche, obgleich sie alle Anderen überflügelt haben, doch zum Theil noch, ich glaube wirklich nur aus übler Angewöhnung, die Kinderschuhe der Schutzzöllnerei tragen, zu ihrer Beruhigung sagen, daß ihnen die Weine von Elsaß und Lothringen keine mörderische Konkurrenz machen werden, auch wenn sie keinen Zoll mehr bezahlen. Denn wenn auch manche davon beim ersten Ansatz lieblich zu schmecken scheinen, so kommt doch alsbald jene Rauhheit, jener Mangel an Kultur zum Vorschein, welchen man im Rheingau mit dem technischen Epitheton „borstig" zu bezeichnen pflegt. — Der Garten nun erhebt sich terrassenförmig mit breiten steinernen Treppen. Die unterste Terrasse ist die bestgepflegte, gerade wie in den italienischen Berggärten; auch hat sie einen Pavillon. Von der obersten führt eine steile Treppe ins Freie durch eine Thür, welche von zwei starken steinernen Pfeilern, auf jedem das Standbild eines Heiligen, eingefaßt ist.

In den Häusern findet man nirgends Thüren oder Fenster, welche schließen; offenbar für die Ventilation sehr nützlich, aber unangenehm für solche, die empfindlich gegen Kälte und Zugluft sind. Während sich in den deutschen Städten die Wohnungen, wenigstens die neuen, durch die Vortrefflichkeit der Produkte der Bautischlerei und Schlosserei auszeichnen, ist im Elsaß und Lothringen zuweilen das

Gegentheil der Fall. Die Thürschlösser sind meistens schlecht und veraltet. Die Regel bildet das offene sogenannte „deutsche Schloß“, welches man nur von Außen mit dem Schlüssel, von Innen dagegen mit dem Riegel öffnet. In allen diesen Dingen gemahnen uns diese Häuser an die Zeit unserer Großeltern.

Jenes, nach unsern Begriffen altmodische Element trifft man auch in den Häusern der Vornehmen. Ein hoher Militärbeamter, welchen ich kennen lernte, wohnte mit seinem Personal in diesem Dorfe in der Villa eines Metzer Notars, welcher dieselbe nur im Sommer als Sommerfrische benutzt. Der Bau war solid und die Einrichtung zeigte einen gewissen Luxus. Die Bibliothek des Herrn Notars bestand aus Geschichtswerken und französischen Classikern, die der Frau Notar aus Gebetbüchern aller Art, die in Folge fleißigen Gebrauchs sehr abgegriffen, auch hin und wieder mit Flecken, ex variis causarum figuris, versehen waren. Die Wände zierten treffliche alte Kupferstiche, meist Landschaften von Claude Lorrain mit mythologischer oder biblischer Staffage. Thüren, Fenster u. s. w. waren aber ebenso schlecht und verwahrlost, wie in dem Bauernhaus, und der Eingang zu all den Herrlichkeiten führte durch die Küche, in welcher, als ich sie passirte, ein preußischer Soldat Kaffee zubereitete. Dieser Soldat war eigentlich ein junger Berliner Droschkenkutscher, hatte aber im Felde ein glänzendes Koch-Genie entfaltet, das bis dahin Niemand in ihm geahnt hatte. So bildet der Krieg seine Leute.

II.

Die Kapitulation.

In Metz selbst habe ich auch von Eingebornen deutsch sprechen hören und zwar in demselben alemannischen Dialekt, welchen man im Elsaß und im südlichen Baden redet und der dem Norddeutschen ebenso unverständlich ist, wie einem Süddeutschen jene Sprache, welche Fritz Reuter unsterblich gemacht hat. Die Wahrheitsliebe verpflichtet mich jedoch hinzuzufügen, daß es außer den Kellnern im Hotel de l'Europe nur einige wenige Leute waren, von deren Lippen ich deutsche Laute vernahm. Die Kellner beweisen gar nichts; denn deutsche Kellner habe ich noch überall in Europa getroffen. Auf der anderen Seite aber steht zu vermuthen, daß bei der herrschenden Stimmung die Eingebornen, welche beide Sprachen sprechen, sich lieber der französischen bedienen. Auch abgesehen von den lokalen Umständen aber findet man es öfter, daß der Süddeutsche, welcher kein Hochdeutsch, sondern nur seinen Dialekt spricht, mit dem Norddeutschen lieber französisch parlirt, sei es, daß er in diesem demselben überlegen zu sein, oder weil er sich auf solche Art besser verständigen zu können glaubt, oder weil er sich seines Dialekts schämt. Man kann diese Beobachtung namentlich in der deutschen Schweiz machen. Zuweilen verleugnen auch die Leute geflissentlich und tendenziös ihr Deutsch. Ich habe selbst ein auffallendes Beispiel davon in Südtirol erlebt, wo in der That die italienische Sprachgrenze in raschem Vorschreiten nach Norden begriffen ist, während sie in dem benachbarten Graubünden eben so rasch von der deutschen Sprache nach Süden zurückgedrängt wird. Ich wohnte eines Sommers, es war vor 1859, längere Zeit in Riva am Gardasee bei einem Wirthe, welcher Deutsch sprach. Einige

Jahre nach 1859 führte mich der Zufall wieder in das nämliche Haus, und der Besitzer, zwischenzeitig „Italianissimo" geworden, verstand kein Wort Deutsch mehr. Ich sagte ihm italienisch, ich habe schon einmal, dann und dann, bei ihm gewohnt. Er erinnerte sich. Ich hielt ihm vor, daß wir damals stets Deutsch mit einander geredet hätten. Das müsse ein Irrthum in der Person sein, er habe nie eine Sylbe Deutsch verstanden. Ich fing an Deutsch zu sprechen. Ich sagte ihm einige Schmeicheleien, für welche der Italiener sehr empfänglich ist. „Non capisco, Signor." Ich sagte ihm Grobheiten. Mit eisernem Gesichte wiederholte er: „Excusa, Signor, ma non capisco." Ich mochte machen, was ich wollte, es half Alles nichts. Und da sein Hotel gut war und „Deutsch" nicht auf der Speisekarte stand, so beruhigte ich mich dabei.

Ich glaube aber nicht, daß eine solche Verstellung mit im Spiele war, wenn ich auf dem Dorfe, wo ich wohnte und in der Umgebung von Metz von den Eingeborenen auch nicht ein Wort Deutsch gehört habe. Gleichwohl verräth die Bevölkerung in Lebensgewohnheiten, Tracht und Typus noch mancherlei Deutsches. Ihr Körperbau ist groß, grobknochig und breitschulterig. Ihre Köpfe sind stärker und nicht so schmal und spitz, wie die französischen. Endlich machen sie, wenn ihrer mehrere mit einander reden, nicht ein solches Geschrei und Gelärm durcheinander, wie die Franzosen. Wohl aber lieben sie es, trotz all des Unglückes, das der Krieg über sie gebracht hat, recht herzlich zu lachen. Auch ihr Französisch ist anders, als das, welches in Paris und Umgegend gesprochen wird. Ich kann mir über die Unterschiede in Betreff der Worte und der Aussprache, der Grammatik und der Syntax, nicht bis in die Einzelheiten hinein vollständige Rechenschaft geben. Denn ich bin kein Sprachgelehrter. Ich halte mich zunächst

an Rhythmus und Tonart. Der Pariser spricht sein Französisch in einem schleifenden Ton und macht am Ende eine scharf hervortretende Schlußcadence, welche ein wenig gesungen wird. Die Metzer Bauern dagegen schnappen das Ende kurz ab und sprechen in demselben hopfenden Rhythmus, wie die Deutschen in der allemannischen und fränkischen Mundart. Hört man ihnen aus einer Entfernung zu, in welcher man die einzelnen Worte und Sylben nicht unterscheiden kann, so glaubt man in der That nicht Französisch, sondern Deutsch zu hören. In der Stadt Metz dagegen, in der sehr viele Offiziere und Beamten leben, und wo sich vor der Einschließung und während derselben auch eine große Anzahl der Demi-monde, und Geringeres der Art, angesammelt hatte, herrscht auch in der Sprache schon mehr Pariser Schick. In Metz giebt es eine Vorstadt, welche nach „den Deutschen" benannt wird. Ich fand aber auch hier die deutsche Sprache in der Minorität. In den Kirchen und auf den Kirchhöfen fand ich auf den Leichensteinen aus dem 15. und 16. Jahrhundert theils französische, theils deutsche Inschriften. Aus der früheren Zeit habe ich nur lateinische, aus der späteren nur französische gefunden. Im Ganzen war mein Aufenthalt zu kurz, als daß ich mir ein Urtheil über die Nationalitätenfrage anmaßen könnte.

Gewiß ist, man trifft in und außerhalb der Stadt ganz dieselbe tolle und verzweifelte Stimmung, so weit die französische Zunge klingt. Niemand will den Krieg angefangen haben, alle Welt verwünscht ihn; und doch verdammt Jedermann den Frieden und Alles, was den Friedensschluß vorbereitet, namentlich alle Kapitulationen. Am meisten schrieen aber gegen die letzteren solche Civilisten, welche niemals die Waffen getragen haben und sie niemals tragen werden. Ich mußte einem Bürger von Metz, der

in demselben Augenblick zuerst den Marschall Bazaine einen Feigling schimpfte und mir dann erklärte: „Wir Metzer (nous, les Messins) wollen nicht zu Preußen, denn dort müssen wir alle Soldat werden, und wir sehen ja was Preußen seinen Soldaten Alles zumuthet," — ich mußte diesem Helden geradezu in das Gesicht lachen. Auch in Nancy sah und hörte ich, wie die Menge den gefangenen französischen Offizieren von Metz auf der Eisenbahn drohte und ihnen alle möglichen Schimpfworte zurief, — eine Menge, welcher man wirklich — Heinrich Leo in allen Ehren — mit der Bezeichnung „skrophulöses Gesindel" kein allzu großes Unrecht zugefügt haben würde.

Die französischen Soldaten von Metz dagegen, als sie die Waffen streckten, als sie sich von ihren Offizieren verabschiedeten, wobei es manche ergreifende Scene gab; als sie dann abmarschirten, nach den Plätzen, wo sie ihre Lager schlagen und kampiren sollten bis zur Abfahrt nach Deutschland, machten im Ganzen einen guten Eindruck. Ich spreche namentlich von der Garde, welche ich aus nächster Nähe beobachtete. Die Leute waren gut ausgerüstet, von hohem schlankem Wuchs und guter Mannszucht. Sie zeigten ein würdiges Benehmen; und ich habe, obgleich ich darauf achtete, keinen einzigen Betrunkenen unter ihnen gesehen. Im Aufschlagen des Lagers, Anlage der Feuerstellen zeigten sie viel Anstelligkeit und Raschheit. Auch machten sie kein Hehl daraus, daß sie zuletzt den schwarzen Hunger ausgestanden hätten, und daß sie froh wären, aus der nassen Guillotine erlöst zu sein, wo sie von Fieber, Ruhr und Hungertyphus dezimirt wurden.

Einer von ihnen erzählte mir: Coffinières, welcher die Besatzung, und Bazaine, welcher die Armee vor der Stadt, zwischen der Stadt und den Forts kommandirte, hätten mit einander gestanden, wie Katze und Hund. Bazaine sei zu-

erst der Proviant ausgegangen, Coffinières habe noch welchen gehabt. Bazaine, Angesichts des Hungers, habe allein kapituliren wollen; Prinz Friedrich Karl aber habe ihm antworten lassen, ohne Coffinières sei nichts mit der Kapitulation. Allein Coffinières habe mit Bazaine weder Lebensmittel theilen, noch kapituliren wollen. Darauf habe ihm Bazaine zu wissen gethan, wenn er innerhalb einer bestimmten Frist weder das Eine noch das Andere thue, werde er, Bazaine, die Stadt (Metz) stürmen. Erst danach habe Coffinières sich entschlossen, mitzukapituliren. Was an diesen „Mythen des Lagers" Wahres ist, weiß ich nicht. Jedenfalls hat Bazaine aus Hunger kapitulirt, und, wenn auch zugestanden werden mag, daß er für die sogenannte „Republik", d. h. für die Straßenregierung de la „dépense" (statt défense) nationale, nicht schwärmte, und mehr politisirte und diplomatisirte, als es einem Soldaten geziemte, so ist doch die Beschuldigung des „Verraths" Unsinn!

Auch die Civilbevölkerung, mit Ausnahme der Wenigen, welche heimlich etwas bei Seite geschafft hatten, litt Noth. Denn schon am Tage nach der Kapitulation wandte sich die Stadt mit einem Hülferuf an den Armee-Intendanten Engelhard. Es erschienen bei demselben der stellvertretende Maire (der Maire selbst lag krank an der Ruhr) und ein Gemeinderath mit der Bitte um Ueberlassung von Proviant für die hungernde Bürgerschaft, und sobald die unterbrochenen Eisenbahnverbindungen wiederhergestellt waren, was unter Leitung der Eisenbahndirectoren Dulon und Vogt mit staunenswerther Geschwindigkeit geschah, ist aus den reichlichen Vorräthen der Armee mit größter Bereitwilligkeit der Noth gesteuert worden. Von einer Spur von Dankbarkeit gegen den großmüthigen Feind war freilich bei der Bevölkerung nicht das Geringste zu bemerken. Vielmehr machte sie allerlei

kindische Demonstrationen. Die Frauen kleideten sich in Schwarz; und das Standbild des Kriegshelden Fabert, das auf dem Platz Napoleon steht, war so in Flor gehüllt, daß man kaum die Figur des geharnischten Marschalls erkennen konnte.

Die deutschen Soldaten nahmen von all diesen Demonstrationen nicht die geringste Notiz, den gefangenen französischen Soldaten gegenüber zeigten sie vielmehr eine wahrhaft rührende Großmuth. Sie theilten das letzte Brot, den letzten Schluck und den letzten Tabak mit ihnen und suchten ihnen das Bittere ihrer Lage möglichst wenig empfindlich zu machen. Die Aufsicht über die gefangenen Franzosen war eine so nachsichtige und so gelinde, daß gewiß mancher Franzmann sich seitwärts in die Büsche geschlagen hat, was schwerlich ein Unglück ist, da er ohne Zweifel nicht zu Gambetta, sondern „zu Muttern" gegangen.

Schon gegen das Ende der Cernirungszeit kamen große Trupps Franzosen zu unsern Vorposten und wollten überlaufen, um dem Hunger, der Nässe und der Kälte zu entgehen. Da es nicht in unserem Interesse lag, die Zahl der Esser in dem eingeschlossenen Raum auf unsere Kosten zu vermindern, so hatten unsere Soldaten den strengsten Befehl die Ueberläufer zurückzuweisen. Da ereignete sich nun zum Oeftern folgende Scene: Ein Haufen Franzosen kam herangerückt, legte schon auf große Entfernung die Gewehre ab und näherte sich dann mit kläglichem Gewimmer: „Wir sind Eure Kameraden, Eure armen Kameraden, wir hungern, gebt uns Brot!" Sie wurden bedeutet, zurückzugehen, sonst gebe man Feuer. Es half nichts, sie rückten immer näher. Aber unsere Soldaten konnten sich nicht entschließen, von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Lieber schenkten sie ihnen den letzten Brocken. Wollten die Franzosen aber selbst dann noch nicht wanken oder weichen,

dann griffen die Unseren zum Stock und prügelten sie zurück.

Ich hörte oft, wie unsere alte „Niobe" Lacour unsere Soldaten schmähte; und ich dachte, es ist ein Glück, daß die Jungen es nicht verstehen. Eines Tages fragte ich sie: Nun, wie kommt Ihr denn mit der Alten herum? Da sprach der Soldat Fischer: „Sie schimpft uns täglich wenigstens ein Dutzend mal die Jacke voll, wir aber lachen uns einen Buckel darüber." Und Köppen antwortete: „Ja, ich globe, sie könnte uns Jift jeben, aber sie hat keens." Und dabei lachten sie beide in ausgelassenster Lustigkeit. Es ist ein unerschöpflicher Fonds von Gutmüthigkeit und Lebenslust in den Herzen dieser Prachtmenschen, welche doch zugleich auch so eisern und todesmuthig im Dienste sind.

Sie wissen nichts davon, daß Goethe sagt:

„Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut"

aber sie handhaben diese Lehre täglich, auch dem Feinde gegenüber, ohne daß sie deren Urheber kennen.

Das ist ihnen um so höher anzuschlagen, als es ihnen selbst zeitweise herzlich schlecht erging. Zwar litten sie keinen Mangel an Nahrung. Auch die Bekleidung war zuletzt ausreichend. In den letzten Tagen vor der Kapitulation kam sogar noch eine Unzahl eiserner Oefen an, die jetzt wohl gen Paris gewandert sind. Aber im Uebrigen war es schlimm. In der Zeit, wo es nicht regnete, fehlte es an Trink- und an Waschwasser. Ein Soldat, der lange in der Nähe von Malancourt gelegen, erzählte mir: „Die Bauern mußten uns dreiviertel Stunden weit das Wasser an einer Quelle in Flaschen holen, und dann kam auf den Mann, wenn überhaupt Etwas auf ihn kam, höchstens ein Fingerhut voll. Regnete es, dann hatten wir nichts als schlechtes Cisternen-Wasser, mehr Lehm als Wasser. Wir

tranken es pur; nur für die Verwundeten wurde etwas Früchtesaft beigemischt. Und nun dieser Wassermangel, während wir beinahe ersoffen und erstickten in der dickflüssigen Brühe der Laufgräben, und auch in den Quartlieren die Wände von Feuchtigkeit trieften, und die Tapeten wie nasse Lumpen daran herunter hingen. In Folge des endlosen Regens hoben sich die Gräber, weil die Masse von Leichen darin aufquoll; wir mußten sie von Neuem zuwerfen und dabei denken: Wer weiß, wie lange wird's dauern, dann erweist Dir ein treuer Kamerad denselbigen Liebesdienst; und wenn es uns manchmal etwas weh um's Herz war, dann sangen wir:

„Ich bin, ich weiß nicht wer;
Ich komm', ich weiß nicht, woher;
Ich geh', ich weiß nicht wohin;
Ich weiß nicht, warum ich so lustig bin."

Aber im Ganzen waren wir wirklich doch alle Zeit lustig. Denn es ist doch schön im Krieg, besonders für ein junges lediges Blut, wie ich, und wenn wir wieder nach Hause kommen, dann wird es noch schöner werden. Denn wir bringen unserm lieben Lande einen langen Frieden; desto sicherer, je gründlicher die Arbeit ist, die wir hier in Frankreich verrichten. Wir haben ja manchmal ein wenig Heimweh; aber lieber wollten wir Jahr und Tag hier verbleiben, als daß wir halbe Arbeit verrichten."

Wenn man diese frische Sprache unserer tapfern Jungen hörte, dann that man in der Tiefe seines Herzens dem deutschen Volk und dem deutschen Vaterlande demüthige Abbitte für jedes schnöde Wort des Unmuthes, das Einem in schlechten Zeiten wider sie entfahren.

Als ich am 26. Oktober von Rezonville nach Gravelotte fuhr, in strömendem Regen und in einer, nach Möglichkeit geschlossenen Kutsche, begegnete mir eine Heerde

„schleppfüßiger Ochsen,“ getrieben von einem Soldaten, der eine Brille trug und auch sonst etwas gelehrt aussah. Um ihm meine Sympathie zu bezeugen und mich in Betreff seiner Gelehrsamkeit zu vergewissern, hob ich das Leder des Wagens und rief ihm zu:

— Saluto victorem! (Ich grüße den Sieger!)

— „Dic potius pastorem“ (sag' lieber: den Hirten) erscholl mit lustigem Lachen die Antwort. So kreuzten sich unsere Wege.

Und nun im Gegensatz dazu die Franzosen! In einem einzigen Punkte fand ich sie alle einig: Sie waren nämlich immer noch die große Nation, man hatte sie verrathen, und sobald der Verrath aufhört, müssen und werden sie siegen. Das war gerade wie wenn sie Alle miteinander den nämlichen Text auswendig gelernt hätten.

„Wenn doch Deutschland auch einmal so einig wäre,“ war mein erster Gedanke, „aber bei uns, im lieben Vaterlande, will der Eine das Elsaß und der Andere will es nicht; der Eine will es preußisch, der Andere reichsunmittelbar, der Dritte gar personaluniönlich à la Lauenburg machen; und dann kommt endlich ein Mann, der sich für einen Philosophen hält, weil er auf einem eiskalten kosmopolitischen Isolirungsschemel sitzt, und sagt: „Pfui, Kinder, wer wird aus seiner Uebermacht Nutzen ziehen; haben wir gesiegt, dann müßten wir uns bei dem Feinde wegen dieser unphilosophischen Plumpheit entschuldigen und, unter den Klängen des Sarastro in der Zauberflöte, beschämt-vergnügt in's bess're Land der Heimath zurückwandeln.“ Wahrlich, wo drei Deutsche versammelt sind, da haben sie vier verschiedene Meinungen und Jeder, der davon etwas nachgiebt, gilt für einen Verräther und „Renegaten“. Wären wir doch einmal in der Vernunft so einig wie die Franzosen in der Thorheit.“

Das war allerdings der erste Gedanke, sage ich. Aber bald überzeugte ich mich, es war nicht der richtige. Denn erstens gedeiht die Vernunft nur in der Freiheit und in dem Widerstreite der Meinungen; und zweitens, worin waren denn die Franzosen einig? Etwa in der Sache? Nein, lediglich in der eiteln inhalts- und gedankenlosen Phrase, welche Einer dem Andern nachsprach.

Seien wir froh, daß wir von dieser Nationalkrankheit unserer Nachbarn frei sind, die bei ihnen von allen Seiten gepflegt worden und selbst den Vernünftigsten über den Kopf gewachsen ist.

III.

Monsieur Tout-le-Monde.

Ich muß jetzt immer an den alten Thiers denken, der als irrender Ritter von Hof zu Hof pilgerte und überall offene Thüren und schöne Worte, aber verschlossene Herzen und keine Neigung zu helfen fand. Er hat verschiedene historische Romane geschrieben, worunter „die Geschichte des Konsulats und Kaiserreichs" der Beste ist. Wenn man auch gegen den Feind gerecht sein will, so muß man es ihm lassen, daß er ein Meister in der populären und durchsichtigen Darstellung ist. Er weiß, unter Beiseitesetzung nicht nur des Unwesentlichen, sondern zuweilen auch des Wesentlichsten, die verwickeltsten Finanzoperationen und die schwierigsten Schlachtpläne so einfach zu erzählen, daß sie auch Laien verstehen können. Noch ausgezeichneter ist er durch die Art, wie er der Vorsehung das Pensum korrigirt und ihr ihre Fehler nachweist. Die große Nation und ihr

Held Napoleon I. bleiben bei ihm immer siegreich, auch wenn sie geschlagen werden. Sie sind stets klug, auch wenn sie dumme Streiche machen. Was Napoleon I. thut, ist wohlgethan. Allerdings mißlingt ihm zuletzt Alles und sein Regiment bricht zusammen. Aber er selbst ist niemals Schuld daran. Thiers entdeckt irgend eine Kleinigkeit, die zufällig versagte, einen General, der einen Fehler gemacht, ein Korps, das sich verlaufen, oder sonst einen völlig unerwarteten, unmotivirten, unvorhersehbaren Nebenumstand, der das Spiel verdorben hat. Thiers und sein Kaiser haben stets Recht und die Weltgeschichte hat manchmal Unrecht.

Jener deus ex machina, welcher bei Thiers „tückischer Zufall" heißt, heißt jetzt „Verrath". Alle sind darüber einig, „wir sind die Opfer des Verraths." Aber wer der Veräther ist, darüber gehen die Meinungen auseinander. Nach den Einen ist Napoleon der Betrüger, nach den Andern der Betrogene. Der klagt die Mameluken und Arkadier an, jener die Unversöhnlichen; der Gambetta, jener Bazaine. Kurz, am Ende sind sie alle Verräther, und in ganz Frankreich gibt es keinen unbescholtenen Mann mehr. Die Monarchisten schelten die Republikaner, die Liberalen die Klerikalen, und umgekehrt. Nach den Einen ist das Zustandekommen, nach den Andern die Bekämpfung des Unfehlbarkeits-Dogma's die Ursache alles Elends; und so fort mit Grazie in infinitum.

Ein junger deutscher Arzt im Feld hat alle Diese hinüber und herüber klingenden Beschuldigungen in sehr schöne französische Verse à la Béranger gebracht. Jeder Vers endet mit dem Refrain:

— „Vendu, trompé, trahi —
C'est toujours la même mélodie."

Mir fällt dabei immer ein Erlebniß aus dem Jahre 1853 ein. Ich war damals mit einem jüngeren Freunde nach

Paris gegangen, woselbst er wegen etwas mangelhafter Sprachkenntniß, stark auf mich angewiesen war. Dies konnte jedoch nicht hindern, daß sich unsere Wege zuweilen trennten. Ich hatte damals, in der Zeit der plattesten und geistlosesten Reaction, der sich nur Wenige zu widersetzen wagten, einen gründlichen Ekel an der Politik überhaupt, und an der französischen insbesondere. Mein junger Freund dagegen, wißbegierig, wie er war, wollte absolut politische Weisheit saugen an den Brüsten der französischen Kammerberedsamkeit, welche ja vor 1848 die Spalten der deutschen Zeitungen füllte und die Milchnahrung lieferte für die politischen Säuglinge Deutschlands. Ich aber hielt mich lieber an die Kunstschätze des Louvre, während mein Freund in den gesetzgebenden Körper ging. Nachdem wir beiderseits einige Tage lang dieser sehr verschiedenen Beschäftigung obgelegen, benutzte er eine Ruhepause, während deren wir in dem „Café des mille Colonnes“ unser Souper einnahmen, dazu, um mir zu bekennen, daß er das Französisch des gesetzgebenden Körpers nicht verstehe; die Aussprache sei eine ganz andere, als er sie in Deutschland gelernt habe, auch fange die Sache an, ihn zu langweilen, weil immer ein und derselbe Mensch das Wort habe; ein ganz unausstehliches Geschöpf im schwarzen Frack und weißer Weste, mit höchst monotonen und doch sehr affectirten Manieren und Gesten; jeden Satz spreche er im Anfang ganz schnell und am Ende mache er eine Art Triller; kurz, es sei in Allem das Gegentheil von Dem, was er erwartet habe, er sei deshalb auch jedesmal höchstens eine Viertelstunde drin gewesen und habe dann lieber auf den Straßen flanirt. Diese Erzählung reizte meine Neugierde; ich ging am andern Tage mit ihm in die Sitzung. Wir blieben drei Stunden; während dieser Zeit sprachen sechs Redner; mein Freund, welcher nur sehr unvollständig verstand, was

sie sagten, war aber immer noch geneigt, sie alle sechs mit einander zu identifiziren und für eine und dieselbe Person zu halten. Und in der That, seine Meinung hatte eine Art Berechtigung. Denn alle Redner hatten in Kleidung, Frisur, Bart, Haltung, Mienen und Gebärden, Tonfall, Sprachweise u. s. w. die auffallendste Aehnlichkeit, die einem Deutschen um so mehr auffallen muß, je mehr bei uns ein Jeder seinen Stolz darein setzt, „etwas Appartes“ zu haben.

Die Uniformität der Meinung, welche ich punkto „Verrath“ überall vorfand und die sich sogar bis auf die einzelnen Wendungen und Worte erstreckte, erinnerte mich lebhaft an jenes Mißverständniß von 1853.

Wenn ich dieser auffallenden Erscheinung nachsinne, bin ich manchmal geneigt zu glauben: Der Franzose sagt überhaupt nicht seine eigene individuelle Meinung, sondern das, wovon er glaubt, es sei die Ansicht seiner Umgebung, seiner Landsleute, die Ansicht Frankreichs, die Ansicht der großen Nation. Dazu hat er drei Gründe: Erstens ist er immer ein wenig Schauspieler. Er spricht in erster Linie nicht, um seine Ansichten zu entwickeln, sondern um Beifall zu ernten; und Beifall erntet er blos, wenn er sagt, was den Leuten gefällt. Zweitens ist es so bequem, zu sagen, was alle Welt sagt. Und drittens entspricht es auch so sehr den Grundsätzen der Gleichheit und Brüderlichkeit, über welchen man in Frankreich die Freiheit, soweit man etwa dort jemals eine realistische Vorstellung von derselben gehabt haben sollte, vollständig vergessen hat.

In der That, es ist auch gefährlich, oder wenigstens von unangenehmen Folgen, wenn man in Frankreich etwas Anderes sagt, als jener große Unbekannte, welcher sich „Tout-le-monde“ nennt, und dort noch weit mächtiger ist, als die „Demi-monde.“ Die Antwort darauf lautet stets:

Vous n'avez paz le sens commun — en France tout le monde pense, comme moi — on le fera comme tout le monde — tout le monde l'est aujourd'hui — montrez moi un fils de famille qui fasse autre-chose — tout le monde en fait autant ꝛc.

Es giebt übrigens auch vorurtheilsfreie Franzosen, namentlich solche, welche sich außerhalb Frankreichs mit Erfolg umgesehen haben; und diese haben die genannte Krankheit, welche ich die Tout-le-monde-Manie nennen möchte, richtig erkannt und sie ihren Landsleuten in Schimpf und Glimpf, in Scherz und Ernst, auf das Beweglichste geschildert, ohne jedoch bis jetzt einen sichtlichen Erfolg an Heilung oder Belehrung aufweisen zu können. In erster Linie nenne ich unter diesen Vorurtheilsfreien Herrn Eduard Laboulaye; und unter seinen Werken nimmt wieder die erste Linie ein „Paris in Amerika", welches das sinnige Motto trägt: „Aegri somnia" — Fieberträume, Fieberträume des kranken Frankreich!

Der Held der Geschichte, ein ehrsamer Bürger, Daniel Lefebvre, beleidigt einen amerikanischen Spiritisten und Zauberer Jonathan Dream dadurch, daß er an seinen transcendentalen Künsten zweifelt. Der Hexenmeister zaubert Herrn Lefebvre zur Strafe und zur Belehrung nach einer Stadt in Nordamerika, wo er sein Haus, seine Familie, seine Nachbarn u. s. w. wiederfindet, nur Alles aus dem Romanischen in's Germanische, aus dem Französischen in's Amerikanische übersetzt und demgemäß umgestaltet. Nachdem er sich dort eingebürgert hat und sich im Sonnenglanze religiöser, bürgerlicher, wirthschaftlicher und politischer Freiheit wohl zu fühlen beginnt, wird er nach Frankreich zurückversetzt, wo zwischenzeitig sein Körper in einer Art Todesschlaf gelegen, wie man meint, in Folge einer starken Dosis Opium, welche er zuvor genommen. Wieder erwacht,

erzählt er seine amerikanischen Erlebnisse. Man läßt sich's gefallen: denn man denkt, er hat sehr lebhaft geträumt. Dann aber lobt er die amerikanischen Institutionen, er bekennt sich zu einer angelsächsisch-amerikanischen Weltanschauung und will solche bei den Seinigen geltend machen. Er hat andere Ansichten, als der französische Tout-le-Monde. Das ist sehr bedenklich. Jetzt beginnt man an seinem Verstande zu zweifeln.

Er fragt seine Tochter, ob sie schon an's Heirathen gedacht habe. Seine Frau wird wüthend, das Mädchen roth. „Nun, mein Kind," sagt er zu letzterer, „Du bist beinahe zwanzig Jahr alt, warum soll man nicht von diesem Gegenstand sprechen? Habe nur volles Vertrauen zu mir. Wenn Dein Herz schon gesprochen, so sag' es mir. Wen Du wählst, der wird mir als Schwiegersohn recht sein."

Die wüthende Mutter schickt die erröthende Tochter aus dem Zimmer. „Aber, Daniel," ruft sie, „wie kannst Du mit dem armen Geschöpfe so grausam umspringen?"

— Was ist denn dabei Grausames? Warum soll ich sie nicht fragen?

— „Aber, Daniel, unsere Tochter ist ein ehrbares Mädchen, und ein ehrbares Mädchen hat nie Liebschaften. Sie macht es, wie ihre Mutter. Sie wartet den Hochzeitstag ab und liebt dann den Mann, welchen ihre Eltern ihr ausgesucht haben."

— Das ist doch wohl etwas spät. Ich halte es für gefährlich, sein Geschick lediglich der Wahl der Eltern anzuvertrauen. Man heirathet für sich und nicht für seine Mutter. Mit dem Pflichtgefühl, das ist ja recht schön. Allein es kann doch nicht jene Gluth der Liebe ersetzen, welche zwei Herzen von selbst zusammenführt.

— „Ich weiß nicht, mein Herr" sagt die Frau spitz

und scharf, „wo Sie diese neue Moral herbezogen haben; aber ich hoffe, Sie achten Ihr Haus und Ihre Familie zu sehr, um sie mit solchen Paradoxen zu besudeln.“

— Aber meine Liebe, das ist doch überall so, daß ein Mädchen bei der Heirath ihr eigenes Herz zu Rath zieht; in Amerika z. B. — —

— „Schweig mir von Amerika! Sind wir denn Irokesen, Huronen und Rothhäute?“

— Aber auch in England, in Deutschland, ja sogar in Spanien ist es so; und ich habe nie gehört, daß dort die Ehen weniger glücklich sind, als in Frankreich.

— „Ach, Daniel, Du scheinst nicht recht bei Verstand zu sein.“

— Jedenfalls, meine Liebe, ist Einer von uns Beiden von einem Vorurtheil beherrscht und raisonnirt in den Tag hinein.

— „Meinetwegen, nur besteht der Unterschied zwischen uns, daß kein Mensch in Frankreich Deine Meinung theilt und daß Jedermann denkt wie ich.“

— Ah, der Herr „Jedermann“ herrscht also auch in meinem Hause; das war in Amerika anders, seufzt der Mann.

Da kommt der Sohn, er war beim Friseur, sein Haupthaar ist in der Mitte sorgfältig gescheitelt und seine Locken duften alle Wohlgerüche Arabiens.

Der Vater fragt ihn nach seiner Beschäftigung. Sie besteht in Nichtsthun. Da dies in Amerika anders ist, so sagt Lefebvre:

— Aber, mein lieber Heinrich, das kann doch nicht ewig so fortgehn mit diesem Schlaraffenleben. Du bist sechszehn Jahre alt und mußt daran denken, was aus Dir werden soll.

— „Ach, Du meine Güte,“ ruft die Mutter, „welche

Grausamkeit! Laß ihn doch seine Jugend noch genießen. Das eilt ja nicht so."

— „Freilich, Papa," meint Heinrich, „nächstes Jahr hat's auch noch Zeit. Da wirst Du mir einen Einpauker nehmen und" — —

— Der wird Dich dann abrichten wie einen Staarmatz.

— „Ach, was," fällt die Mutter ein, „Jedermann nimmt sich einen Einpauker. Da ist z. B. der Junge des Banquier Mandel. Er war dumm wie Stroh und wußte gar nichts. In drei Monaten hat ihm der Einpauker das ganze Konversations-Lexikon in den Kopf getrichtert."

— Ja wohl, meint Lefebvre, aber drei Monate später war er wieder so dumm und so unwissend, wie zuvor. Aber sage mir, lieber Heinrich, was willst Du werden?

— „Alles was Du willst, mein lieber Papa."

— Aber fühlst Du denn keine Neigung, keinen Beruf in Dir?

— „Nein, Papachen, das überlasse ich Alles Dir. Wenn ich nur in Paris bleiben, recht oft ausreiten und mich mit meinen Freunden amüsiren kann, — das Uebrige ist mir einerlei. Aber in Paris will ich bleiben. Im Uebrigen füge ich mich meinen Eltern."

— „Ach das gute Kind," lispelte die Mutter, „wie es seine Eltern lieb hat." Sie streichelte ihm dabei die parfümirten Locken. Aber der Vater behandelte die Sache mit amerikanischem Geschäftsernst. Er sagte:

— Was? Also blos amüsiren willst Du Dich? Weißt Du nicht, daß man keineswegs blos zum Plaisir in der Welt ist? Die Arbeit, — das ist Gottes Gebot; das ist der Zügel unsrer Leidenschaften, der Stolz und das Glück unseres Lebens. In Amerika steht ein junger Mann in dem Alter wie Du, schon in seinen eigenen Schuhen; er

hat das Gefühl seiner Pflicht und das Bewußtsein seiner persönlichen Würde; er arbeitet und ist versorgt.

— „Aber Daniel," fiel die Mutter ein, zitternd vor Ungeduld, „Daniel, wie kannst Du nur dies arme Kind so quälen, das ja Alles Dir überläßt? Laß ihn doch; er wird's machen, wie Jedermann."

— Das heißt also, er wird nichts machen?

— „Er wird einen Dienst bekommen," meinte die Mutter.

— Ja, das ist es ja grade, — einen Dienst, ein Pöstchen, eine Stelle! Kann denn mein Sohn nichts Besseres werden, als ein Diener?

— „Ach was," sagt unwillig die Mutter, „schwatz' nicht so. Heutzutage sucht Jedermann eine Stelle im Staatsdienste zu bekommen. Wo ist denn Jemand von guter Familie, der es nicht thut? Warum es nicht machen, wie die anderen Leute auch, wie Jedermann?"

— Aber Heinrich, wandte sich der Vater zum Sohn, ziehst Du es denn nicht vor, selbst Deines eigenen Glückes Schmied zu sein, und Dir ein Loos zu erobern, das Du Deiner eignen Kraft, Deiner Fähigkeit, Deinem Fleiße verdankst? Warum wirst Du nicht, statt Dich um ein Pöstchen zu bewerben, Advokat, Arzt, Techniker, Fabrikant oder Kaufmann? Ist denn die Unabhängigkeit gar nichts in Deinen Augen?

— „I, warum nicht gar!" sagt die Mutter, indem sie verächtlich die Achseln zuckt. „Am Ende soll er noch gar Gewürzkrämer werden und Düten drehen oder Kaffee wiegen?"

— Nun, und was denn? Du meinst also: Für eigne Rechnung und für eignes Geschäft Zucker wiegen, das ist eine Schande. Aber Dictando-Schreiben und Actenheften auf Rechnung der Regierung, — ja, das ist nobel! Das

ist glorreich! Und um dies hohe Ziel zu erreichen, da muß man denn zuvor noch kriechen und betteln, seine Ueberzeugung verleugnen und schweifwedeln vor Menschen, welchen man sonst vor Verachtung den Rücken wendet!

— „Jedermann handelt so," erwiderte die Mutter, „willst Du vielleicht besser und klüger sein, als Jedermann?"

— O Vorurtheil, o Vorurtheil, wahrlich, Paul Louis Courier hat recht, wenn er schreibt: Wir Franzosen sind ein Volk von Knechten.

— „Daniel, ich bitte Dich, mach' diesem lächerlichen Auftritt ein Ende. Bedenke doch, daß ich zu angegriffen bin, um so schreckliche Aufregungen zu ertragen. Wenn Du wieder bei ruhigem Blut bist, wirst Du gewiß wieder auf die Stimme der Vernunft hören. Aber im Augenblick bist Du verrückt."

— Dieser Ausdruck ist wahrlich nicht am Platz in Gegenwart unseres Sohnes. Aber warte nur, ich werde Dir zeigen, daß ich Herr im Hause bin. Ohne Rücksicht auf Deinen Verzweiflungsschrei und Deine fixen Ideen, werde ich unsere Tochter zwingen, eine Heirath aus Neigung und nicht eine Vernunftehe zu schließen. Ich werde unsern Sohn nöthigen, einen Beruf nach seinem Geschmack zu wählen, einen Beruf, in welchem er unabhängig ist.

— „Er ist wahnsinnig," schrie die Frau und sank ihrem Sohn in die Arme. Man schickte heimlich zum Doktor Olybrius, der ein sehr berühmter Pariser Arzt, zugleich aber auch ein vor Eitelkeit fast platzender Dummkopf, Ignorant und Charlatan ist. Man läßt ihm sagen, Papa sei geisteskrank, denn er habe andere Ansichten als die anderen Leute, „er denke nicht mehr so, wie Jedermann denkt." Olybrius erscheint mit zwei Nachbarn und Freunden, um den Geisteszustand zu erforschen. Als Wahrheitserforschungsmittel wählt er die Unterhaltung über einen Gegenstand,

den sie Alle wenig oder gar nicht kennen, nämlich über Amerika. Lefebvre schildert die dortigen Institutionen. Die Andern erklären, solche Zustände, Sitten und Einrichtungen seien absolut unmöglich, und Dr. Olybrius sagt von Zeit zu Zeit, indem er eine Prise nimmt, mit gewichtigster Miene: „Folgen des Opiums.“ Hier eine kurze Probe des Examens:

— „Giebt es in Amerika auch Minister?“

— Gewiß.

— „Auch einen Cultusminister?“

— Nein.

— „Aber das ist doch unmöglich!“

— Nein, denn dort sind die Kirchen und sonstigen Religionsgesellschaften unabhängig vom Staat und von einander. Jede darf öffentlich ihren Cultus entfalten. Jede darf ihre Tempel öffnen, ohne daß das Gesetz sie bedrohte.

— „Aber das ist ja doch ganz unmöglich. Dadurch wird ja die bürgerliche Gesellschaft den Intriguen der Priester, dem Religionshasse und dem Glaubenskrieg preisgegeben. Das giebt ja alle Tage eine Bartholomäus-Nacht.“

— Oh, durchaus nicht. Es ist nämlich nicht nur die Kirche frei, sondern auch der Staat; die Schule, die Armenpflege, die Wohlthätigkeit sind es auch. Jeder der will, kann lehren und Unterricht ertheilen, und Wohlthätigkeits- und Armenanstalten errichten, ohne daß er bei der Obrigkeit suppliciren, oder eine Concession erwirken muß, als handelte es sich um ein schlechtes Haus.

— „Folgen des Opiums!“ spricht Dr. Olybrius ernsthaft.

— Nein, Dr. Olybrius, ich sage Ihnen, wenn Einer von uns an einer fixen Idee leidet, dann sind Sie es.

— „Ich habe überhaupt niemals irgend eine Idee,“

replicirt der würdige Doktor, „ich konstatire nur in Gegenwart dieser sehr ehrenwerthen Herren, daß Sie bis jetzt kein verständiges Wort gesprochen haben, und daß Sie andere Ansichten haben, als Jedermann. Das constatire ich, und das ist genug.“

Dann beginnt wieder das Examen.

— „Hat Amerika auch einen Staatsrath?“

— Nein. Der ist dort nicht nöthig. Die Gerichte halten Ordnung. Die Rechtsprechung genügt; auch die Verwaltung ist derselben unterworfen.

— „Welch ein Unsinn! Wie kann ein Volk auch nur sechs Monate existiren ohne jenes bewundernswerthe Gleichgewicht, welches wir in Frankreich durch die Trennung der Gewalten hergestellt haben. Wie kann ein Präfekt regieren ohne Administrativjustiz?“

— Ja, Präfekten giebt's ja auch keine in Amerika.

— „Was, keine Präfekten?“ riefen Alle herzlich lachend, „wie soll denn das gehen ohne Präfekten? Was soll denn da aus den Bürgern werden, wenn Niemand für sie wacht und handelt?“

— Großer Gott, das ist doch sehr einfach. Sie besorgen selbst ihre eigenen Geschäfte, auch in öffentlicher Angelegenheit. Daran habt Ihr wohl noch gar nicht gedacht, Ihr Herren Staatsmänner?

— „Nein,“ sagte Olybrius, „denn wir denken nur an Dinge, welche wirklich und vernünftig sind, aber nicht an Chimären. Aber sagen Sie mir, wer soll denn die öffentliche Meinung lenken, wer soll die Leute denken lehren?“

— Gar Niemand, natürlich; das machen sie Alles selbst.

— „Was, und nicht einmal ein Preßbureau sollte es geben?“

— Nein, in diesem Lande der Huronen, wie Ihr's nennt, pflegt Jeder unter dem Schutz der Gesetze zu sagen

und zu drucken, was ihm beliebt; man betrachtet dort die Zeitungen als eine Wohlthat, und täglich wächst ihre Zahl. Sie stellen keine Caution, sie bezahlen keinen Stempel. Nichts tritt der Verbreitung der geistigen Nahrung entgegen. Niemand stört dort die Freiheit des Lichtes.

— „Na, in so einem Lande mögen die Gensd'armen hübsch die Hände voll zu thun haben."

— Es giebt ja dort keine Gensd'armen.

— „Nein, das ist aber doch zu arg. Das macht einen Andern glauben."

— „Schreckliche Folgen des Opiums," sagte Olybrius.

— Es ist wirklich so. Freie Bürger wissen sich selbst vorzustehen. Sie sind daran gewöhnt. Im schlimmsten Fall genügt ein Schutzmann oder der Friedensrichter, um Gesetz und Ordnung wiederherzustellen. —

Die beiden Freunde und Nachbarn winkten hinter dem Rücken Lefebvre's dem Doktor, als wollten sie sagen: „Wir haben genug gehört; wir sind nun überzeugt von seiner Verrücktheit." Allein Olybrius wollte doch selbst noch einen Trumpf ausspielen.

— „Und wie ist es mit der Heilkunst?" fragte er feierlich, „wie wird sie ausgeübt in diesem Lande?"

— Von Jedem der es versteht oder zu verstehen glaubt. Ja, es ist merkwürdig: sogar Frauen practiciren dort und oft mit großem Erfolge.

Da erhob sich der große Doktor Olybrius majestätisch von dem Sessel, worauf er gethront hatte, und sprach feierlich, indem er jede Silbe artikulirte und jedes Wort betonte:

— „Mein Herr! Erlauben Sie mir, daß ich zum Schlusse das Ergebniß unserer Unterhaltung kurz zusammenfasse. Schon die Antworten und Bemerkungen dieser beiden Herren, Ihrer Freunde und Nachbarn, — Bemerkungen voll Sinn und Verstand, — mußten Sie überzeugen, daß Ihr

Gehirn sich nicht mehr in einem normalen Zustande befindet. Was Sie uns geschildert haben — eine bürgerliche Gesellschaft ohne die Hierarchie von Beamten und ohne eine starke Administrativgewalt, außerdem aber mit Freiheit, zu glauben, zu denken und zu sprechen, was man will, eine solche Vorstellung kann nur die Ausgeburt eines complet tollen Traums sein. Folgen des Opiums! Ein solches unbeschränktes System würde natürlich auch nicht eine Viertelstunde lang halten. Es ist weiter nichts, als die Verneinung aller Grundsätze und Voraussetzungen der Civilisation, auf welchen bekanntlich die Einheit unserer großen Nation beruht. Unsere Väter haben in ihrer Weisheit einen mächtigen Beamtenstand, eine streng centralisirte Verwaltung mit hierarchischer Gliederung geschaffen, Frankreich sein legitimes Uebergewicht gesichert und es auf den ersten Platz unter allen Völkern erhoben, dadurch, daß sie die Franzosen begreifen lehrten, daß nur die Achtung der Autorität und der Gehorsam gegen die Obrigkeit die wahre Freiheit ist. Da sind die wahren Wurzeln unserer Kraft und unseres Ruhmes! Vergessen Sie das nicht, mein Herr, und kommen Sie wieder zu sich! Diese zucht- und meisterlose Auffassung, welche gegenwärtig Ihr krankes Gehirn beherrscht und welche glücklicher Weise bis jetzt noch in keinem französischen Kopfe Aufnahme gefunden hat, beweist deutlich, daß Sie krank sind; und zwar um so kränker, je weniger sie sich krank fühlen! Es ist die höchste Zeit, ernstlich für Sie zu sorgen. Ja, ich muß sogar hinzufügen, daß nur durch ein außerordentlich kräftiges Einschreiten es etwa noch möglich sein dürfte, Sie sich selbst, und Ihrem armen Geiste die Ruhe wieder zu geben, deren er so sehr bedarf."

Alle, — Olybrius, die beiden Freunde und Nachbarn, die Frau, die Kinder, — alle sind nun einig darüber, daß der gute Lefebvre den Verstand verloren hat, weil er „nicht

dasselbe sagt wie Jedermann", und weil er Gedanken hat, „welche bisher noch in keinem französischen Kopfe Aufnahme gefunden haben". Lefebvre wird in das Irrenhaus gebracht. Dort schreibt er in sein Tagebuch:

— „Mein Geschick ist also entschieden. Ich habe gegen das Vorurtheil gewettet und das Spiel verloren. Ein Dummkopf, welcher sich Mediciner nennt, hat mich für einen Narren erklärt; meine Freunde und meine Familie haben das Erkenntniß des Unwissenden bekräftigt. Ich bin also eingesperrt und wie ich fürchte, für immer. Denn wie kann ich widerrufen? Wie sollte ich in meinem Gehirne das Licht auslöschen, welches dasselbe erleuchtet? Kann ich die Wahrheit verleugnen? Nein! Ich habe nun einmal die wahre Freiheit kennen gelernt. Meine Lippen haben ihren beseligenden Trank gekostet. Ich habe mit eigenen Augen das große ewige Ideal vor mir gesehen. Folglich bin ich für die Andern ein Narr, — und zwar ein Narr, welcher nicht geheilt sein will.

„Die Franzosen halten sich für sehr klug. Aber sie sind wirklich noch weit klüger, als sie glauben. Diejenigen, welche denken und reden, welche eigene Gedanken haben und sie aussprechen, einfach alle mit einander für immer einstecken — das ist eine Maßregel der Majorität, welche nicht denkt, gegen die Minorität, welche denkt, — eine Maßregel von ganz unzweifelhaftem Erfolg. Wo die Gewalt ist, da ist die Vernunft. Vorwärts also, du glückliche Hammelheerde von Frankreich! Beschäftige dich auch fernerhin damit, hinter dem Leithammel her auf die Weide zu gehen und Einer dem Andern vor- und nachzublöken, daß Ihr die Könige der Welt seid, und es zu glauben, so lange bis eine andere Nation kommt und Euch durch Schläge curirt von Eurem Irrwahn. Bis dahin amüsirt Euch und freut Euch Eures schöpsigen Daseins. Einstweilen habt Ihr ja noch

nichts zu fürchten! Denn die Verrückten sitzen ja hinter Schloß und Riegel und sind also außer Stande, Euch in Eurer Verdauung zu stören. Nur wer stets derselben Meinung ist, wie „Jedermann", wird mit auf die Weide getrieben."

Ich glaube kaum der Entschuldigung zu bedürfen für diese Mittheilung aus Laboulaye's culturwissenschaftlichem und satirischem Romane. Ich habe mich bei derselben möglichster Kürze befleißigt und nur das ausgezogen, was für meine Beweisführung nöthig war. Was davon abseits lag und was nicht zu verstehen war außer dem Zusammenhang mit dem übrigen Gange der ganzen Erzählung, habe ich über Bord geworfen. Ich habe nicht übersetzt, nicht einmal „frei übersetzt", sondern reproducirt.

Nur der, welcher auch fremde Völker kennt, kann sein eigenes Volk schildern. Denn nur durch die Kenntniß jener gewinnt er den Maßstab für dieses. Laboulaye besitzt diesen Maßstab; und dabei hat er die Kunst der feinsten Wahrnehmung. Sein Held Lefebvre ist keineswegs der Freiheit, wie die andern Franzosen, nur mit dem Munde, sondern aufrichtig von ganzem Herzen ergeben. Aber er ist doch wieder zu viel Franzose, um zu begreifen, daß man die Freiheit nicht octroyiren kann. Er will sie auf dem Wege des Terrorismus einführen, gleich seinen berühmteren Landsleuten Robespierre und Saint-Just. Er will seine Tochter „zwingen, nach Neigung zu heirathen". Er will seinen Sohn „zwingen, einen freien und unabhängigen Beruf zu wählen". Daß die Freiheit auf sittlichen Voraussetzungen beruht, davon hat auch er keine Ahnung. Dieser Zug in Laboulaye's Sittengemälde ist außerordentlich fein und charakteristisch.

Unser guter Lefebvre also sitzt im Irrenhause; jedoch „gab ihm ein Gott, zu sagen, was er leide". Er vertraut seine Klagen seinem Tagebuche an; aber leider giebt

es, außer seinem Tagebuche, Niemand, der auf ihn hört. Es bleibt ihm nichts als der arme Trost, „je klüger man ist, desto mehr lacht man".

Ist er unglücklich? Wohl. Aber unglücklicher als er, ist doch die Majorität, welche ihn eingesperrt hat, — diese Majorität, welche das Princip proclamirt hat: „Wer anderer Meinung ist, als wir, der gehört in das Irrenhaus," — diese Majorität, von welcher er schreibt: „Bildet Euch meinetwegen ein, daß Ihr die Könige der Welt seid so lange, bis eine andre Nation kommt und Euch curirt durch Schläge von Eurem Irrwahn."

Oh, diese Majorität war selbst zu jener Zeit nicht zu beneiden, wo noch nicht das Unglück hereingebrochen war über das unglückliche Frankreich. Denn schon damals lastete schwer auf ihr das Joch der geistigen Knechtschaft, welches ihr die Schreckensherrschaft der Tout-le-Monde-Manie auferlegt hatte. Dieser Grundsatz der Mittelmäßigkeit, diese falsche Demokratie, welche fordert, daß der dumme, faule und schlechte Mann so viel sei, wie der kluge, brave, unterrichtete und fleißige; diese Demokratie, welche an die Unwissenheit, an die Bornirtheit, an die Gedankenlosigkeit und die Leidenschaften appellirt, welche sich verbündet mit der Tyrannis, — mit jener Tyrannis, welche sich die „gekrönte Demokratie" nennt, weil sie die allgemeine „Gleichheit" dadurch darstellt, daß sie sich allein als Rechtssubject setzt und alle Uebrigen als Sclaven, welche allerdings alle gleich sind, weil sie alle gleich rechtlos sind, — diese falsche Demokratie hat Frankreich ruinirt; und es ist in der That ein etwas abgenutzter Kunstgriff, wenn gegenwärtig die Berliner Kreuzzeitung die wahre Demokratie bei uns für Alles verantwortlich machen will, was in Frankreich die falsche Demokratie, die „Tout-le-Monde-Demokratie" und die „Demi-Monde-Demokratie" gesündigt.

Auch ist es nicht ausschließlich das französische Kaiserthum, welchem man jene unglückliche Richtung, und mit ihr das Unglück Frankreichs zur Last zu legen hat. Vielleicht war sogar Napoleon III. von jener Tout-le-Monde-Manie weniger ergriffen als die Uebrigen; allerdings ausgebeutet hat gerade er sie mehr, als irgend ein andrer Franzose. Aber setzt nicht Gambetta dasselbe Geschäft ganz mit denselben Mitteln fort?

Gambetta's officielles Organ sagt, man dürfe das Volk jetzt nicht wählen lassen. Denn die Masse des Volkes bestehe aus „den Viehheerden der Dörfer", welche gewohnt seien, regiert zu werden von den „Condottieri" des Hofes. Gambetta will nur die Condottieri der Straße an die Stelle der Condottieri des Hofes setzen; im Uebrigen aber will er Alles lassen, wie es ist. Namentlich will auch er dem Volke vorschreiben, was es denken soll. Auch er will es bei den „Viehheerden der Dörfer" belassen, welche, wie Laboulaye sagt, ihrem Leithammel „nachblöken", sie seien die Herren der Erde. Sie sollen nur den Leithammel wechseln: Gambetta statt Napoleon. Und findet sich unter den 38 Millionen Franzosen nur ein einziger, welcher den Muth hat, sich dem zu widersetzen? Nein! Je mehr Gambetta das Volk verachtet, mißhandelt, mit Füßen tritt, desto mehr wird er vergöttert von diesem nämlichen Volke.

Der blinde Köhlerglaube an die Tyrannei der Uniformität, die eingefleischte Hochachtung vor der potenzirten Unverschämtheit, welche eine „unberechtigte" Eigenthümlichkeit der Franzosen bildet, ist stets vorzugsweise von den individualistisch höher entwickelten, schlaueren und selbstsüchtigeren Italienern ausgebeutet worden. Der Cardinal Mazarin war ein Italiener. Napoleon Bonaparte war ebenfalls einer. Und Gambetta ist auch einer. Alle drei haben dieselbe Methode, berechnet auf denselben Fehler der französischen Volksseele.

Es ist eine Schwachheit, welche die Nation verhindert, über gewisse Dinge nachzudenken und dadurch sich selbst und andere Nationen kennen zu lernen. Die Vernachlässigung des *γνῶθι σεαυτόν* („Lerne dich selbst kennen") ist es, welche diese Nation in Betreff ihres Berufs, ihrer Fähigkeiten und ihrer Kräfte in die verhängnißvollsten Irrthümer gestürzt hat. Sie ist es, welche sie zur Beute eines jeden Abenteurers werden ließ, welcher ihre Blindheit, ihren Autoritätsglauben, ihre Selbstüberhebung und ihre Eitelkeit auszubeuten wußte. Sie endlich ist es auch, welche den Franzosen ein falsches Bild von dem gegenwärtigen Zustande Deutschlands beigebracht hat, so daß sie glaubten, auf unsere Zwietracht rechnen zu können.

Die Franzosen nahmen nämlich unsere läppischen „querelles allemandes" irrthümlicher Weise zu ernsthaft. Sie wußten nicht, daß diese Zänkereien um des Kaisers Bart, daß diese alexandrinisch-scholastischen Flegeleien und Hegeleien eigentlich nichts sind, als eine zeitweise auftauchende Reminiscenz an jene längst verschollene Zeit, wo wir durch geld-, herrsch- und streitsüchtige Dynasten und Priester, durch abgeschmackte juristische Theologen und noch abgeschmacktere theologische Juristen uns verleiten ließen, in sectirerisch-separatistischen Kämpfen wider einander zu streiten. Sie wußten nicht, daß seitdem die Entwickelung unserer gemeinsamen Wehrkraft, die Fortschritte der exacten Wissenschaften, die Pflege der wirthschaftlichen Interessen und das Bewußtsein der nationalen Einheit uns weiter gebracht haben, und daß, sobald das Vaterland ruft, all' jene Gespenster verschwinden.

Aber eine Lehre sollten auch wir Deutsche uns doch entnehmen aus den Täuschungen, welchen sich die Franzosen zur Zeit des Kriegsausbruchs in Betreff unserer inneren politischen Zustände hingaben.

Ich meine: Wir sollen jene üblen Gewohnheiten nunmehr endlich ganz ablegen, damit uns unsere Nachbarn nicht für schlechter halten, als wir sind. An Warnungen, schon lange vorher, hat es wahrlich nicht gefehlt. Man hat sie aber damals in den Wind geschlagen. Man hat uns, die wir damals warnten, als unduldsame Zeloten verschrieen. Herr Professor Virchow hat sich sogar einmal zu dem geflügelten Worte verstiegen, der Abgeordnete Braun-Wiesbaden sehe stets rothe Hosen. Nun, ich denke, jetzt sind auch ihm besagte Unaussprechliche sichtbar geworden, welche ihm früher unsichtbar waren, — ich will dahin gestellt sein lassen, ob trotzdem oder weil er seine Augen mikroskopisch bewaffnet. Eine jener vergeblichen Warnungen will ich hier kurz reproduciren.

Zu jener Zeit, als im deutschen Zollparlament die Mohle (rudis indigestaque moles), die Bissinge, die Roßhirte, die Probste, den Schlachtenruf erschallen ließen: „Wir Süddeutsche"*), und es versuchten, den Theil über das Ganze zu setzen, damals schon schrieb mein lieber rheinländischer Landsmann Ludwig Bamberger — es war im Juni 1868 — in einem seiner bekannten „Vertraulichen Briefe aus dem Zollparlamente" (Breslau, 1870. Seite 51 u. ff.) folgende nunmehr beinahe prophetisch klingende Worte:

„Wir beachten zu wenig die Wechselwirkungen zwischen Deutschland und Frankreich. Sonst wäre es unmöglich sich zu verbergen, wie schädlich eine von uns selbst als zu Recht bestehend anerkannte Spaltung zwischen Nord und

*) Uns Anderen, z. B. den Schlesiern, Thüringern und Rheinländern, wird es dabei allemal ganz dumm im Kopfe; denn wir wissen in der That nicht, sind wir Nord- oder Süddeutsche. Wir sind daher stets geneigt, diesen willkürlichen Unterschied schlechtweg in Abrede zu stellen.

Süd auf die Meinung des Auslandes, und dadurch wieder auf unsere eigenen Schicksale, Einfluß üben muß. Aus diesem Grunde habe ich wiederholt darauf hingewiesen, daß wir die Schwierigkeiten unserer Lage vermehren, indem wir in feierlichen Versammlungen unter den Augen des Nachbars die Befugniß der Nation, durch Majoritätsbeschluß über ihr Gesammtschicksal zu entscheiden, in Zweifel ziehen. Manch Einer würde mich in diesem Punkte nicht der übertriebenen Unduldsamkeit zeihen, wenn ihn seine Erfahrung daran gewöhnt hätte, die Aussprüche, welche bei uns zu Hause in die Oeffentlichkeit ergehen, sich auch sofort in der fremden Uebersetzung mit dem entsprechenden Commentar vorzustellen: wenn er mit Lebhaftigkeit empfände, wie die zwischen Deutschen gewechselten Worte von Fremden aufgegriffen, und als vergiftete Waffen gegen uns gekehrt werden. Wer begierig ist, diesen Zusammenhang näher kennen zu lernen, der lese z. B. eine Zeit lang das in Luxemburg in französischer Sprache erscheinende Blatt, „l'Avenir", „die Zukunft", welches mit oder ohne Absicht den Namen einer ihm wohlgefälligen deutschen Zeitung sich zugelegt hat.

Das Blatt wurde bekanntlich von der französisch-katholischen Annexionspartei gegründet, welche zugleich durch nächtliche Maueranschläge zu einem Putsch aufrief, damit die Franzosen einen Vorwand zum Einmarschiren bekämen. Eine Nummer dieses „Avenir" war jüngst aus drei großen, drei verschiedenen deutschen Zeitungen entnommenen Aufsätzen zusammengestellt. Den Leitartikel bildete eine Uebersetzung aus der „Demokratischen Correspondenz" des Herrn Frese. Dann folgte als Mittelstück ein Abschnitt aus dem „Beobachter" und den Schluß bildete eine Uebertragung aus der „Frankfurter Zeitung". In diesen drei Leistungen hatte die Redaktion alles vereinigt gefunden, wonach ihr Herz nur begehren konnte, um die Bevölkerung gegen Deutschland auf=

zustacheln und zur Sehnsucht nach der Einverleibung in das französische Kaiserreich zu begeistern. Deutsche Radicale hatten dem französischen Emissär nicht blos die Mühe des Schriftstellers erspart, sondern sie dienten ihm auch als classische Zeugen für die Vortrefflichkeit seiner Politik. Die Ironie des Schicksals will, daß gerade dieselben deutschen Blätter es sind, welche Preußen den Abzug aus der Festung Luxemburg als Landes-Verrath vorwarfen. Wenn dergleichen Erscheinungen nichts Befremdliches mehr für uns haben, so sollten sie uns doch als Warnung dienen, daß wir nicht in Unschuld ihnen selbst noch Nahrung zutragen, wie dies geschah, als man im Zollparlament ein südliches Selbstbestimmungsrecht im Gegensatz zum Entscheidungsrecht der ganzen Nation anzuerkennen Miene machte. Wie dürfen wir uns nach solchen Vorgängen noch wundern, wenn die Franzosen den Eintritt von Hessen oder Baden in den Norddeutschen Bund so ansehen, als handelte es sich darum, irgend einen ausländischen kleinen Staat wie Belgien, Holland oder die Schweiz mit List oder Gewalt dem preußischen Scepter zu unterwerfen; wenn ihnen eine Erweiterung des Norddeutschen Bundes im Lichte der Annexion von Nizza oder auch der Erwerbung von Algerien erscheint, nur mit dem Zusatz, daß sie sich auch befugt, ja wegen der Pflicht der Selbsterhaltung genöthigt glauben, dagegen einzuschreiten." — —

Es ist nicht ohne Grund und Absicht, daß ich diesen warnenden Ruf meines Freundes Bamberger hier wiederhole. Wollte Gott, wir hätten solche Warnungsrufe nicht mehr nöthig; aber dem ist nicht so. Auch heute noch, auch in den sonnigen Tagen des Siegs, des Glücks und des Ruhmes, treiben wechselseitiges Mißtrauen, Sectirerei, Separatismus und centrifugale Sonderbündelei ihr verderbliches Wesen.

Möchte man sich doch belehren lassen durch den französischen Abgeordneten Bancel.

Bancel war, ein treuer Anhänger der republikanischen Verfassung von 1848, durch die Regierung des „Zweiten December" mißhandelt, beraubt, geächtet worden. Er lebte als Flüchtling in Belgien. Erst 1869 durfte er nach Frankreich zurückkehren. Er trat als Candidat bei den damaligen Wahlen auf. Man bekämpfte seine Candidatur mit der Behauptung, er habe 1855 in Brüssel getoastet auf eine Niederlage der napoleonischen Armee im Krim-Krieg, weil diese Niederlage das einzige Mittel sei, Frankreich von dem Cäsarismus und der Herrschaft des „Zweiten December" zu befreien.

Kaum war Bancel gewählt und in den gesetzgebenden Körper eingetreten, als er die erste Gelegenheit, welche sich darbot, ergriff, um die Tribüne zu besteigen und feierlich zu erklären:

— „Einen Franzosen zu verdächtigen, daß er, wenn auch Verbannter auf fremder Erde, auf die Niederlage der Armee seines Vaterlandes getrunken habe, — das ist ein Gedanke, welcher in keinem französischen Herzen hat aufkommen können". Und die ganze Versammlung, nicht am wenigsten die entschiedensten Feinde des „persönlichen Regiments", die Liberalen und Radikalen, ja sogar die „Socialdemokraten" mitinbegriffen, brach in frenetischen Beifall aus. Die deutschen Socialdemokraten, oder wenigstens ein Theil derselben machen es anders. Sie sympathisiren mit Frankreich gegen Deutschland, angeblich aus Liebe für Freiheit und Friede. Aber wo war denn ihre Friedensliebe vor und bei Ausbruch des Krieges? Wenn sie wirklich eine über die einzelnen Nationen erhabene kosmopolitische Partei, eine Partei der Menschheit und der Menschlichkeit, eine „société internationale" wären, wenn sie

wirklich jene internationale Stellung, Macht und Bedeutung hätten, welche man ihnen hin und wieder beilegt, warum haben sie nicht damals Gebrauch davon gemacht, um den Krieg zu verhindern? Warum haben damals nicht die deutschen Socialdemokraten ihre Freunde, die französischen Socialdemokraten, bewogen, gegen, statt für den Krieg, zu demonstriren? Wo war denn damals die europäische Liga, das große Bündniß für Frieden und Freiheit? Damals, als man hoffte, Frankreich werde siegen, war man für den Krieg. Jetzt, da man weiß, daß Deutschland siegt, ist man für den Frieden. Mit einem Wort: diese Leute, obgleich Deutsche, waren stets für Frankreich und stets gegen Deutschland. Und zwar für Frankreich ohne Unterschied der Regierungsform. Denn sie haben nicht nur im Dezember 1870 im Reichstage die Mittel zur Fortführung des Krieges gegen die Republik Frankreich verweigert, sondern sie thaten dasselbe auch schon am 20. Juli 1870, als es sich um einen Vertheidigungskrieg gegen das französische Kaiserreich handelte, und sie sich ebenfalls nicht entschließen konnten, die Mittel dazu zu verwilligen.

Ich habe in Obigem einer Schwäche der Franzosen gedacht. Aber um gerecht zu sein, mußte ich auch diese Schwäche der Deutschen erwähnen, oder sagen wir lieber: eines Bruchtheils, welcher glücklicher Weise mit jedem Tage kleiner wird. Ein solcher Mangel an Patriotismus ist in Frankreich schlechterdings unmöglich; und in dieser Beziehung könnten wir also von den Franzosen noch lernen. Dort zu viel, — hier zu wenig.

IV.

Monsieur le Curé.

Bei dem Ausmarsche der gefangenen französischen Soldaten aus Metz erlebten wir einen rührenden Auftritt.

Vor, unter und nach den Soldaten kamen Bürger und Bauern, die aus den umliegenden Ortschaften in die Festung geflüchtet waren und nun in elendem Zustande, das Fuhrwerk, worauf marschunfähige Frauen und Kinder hockten, von einem halbverhungerten Klepper gezogen, zurückströmten, um die Ruhe ihres heimathlichen Heerdes wieder zu suchen und vielleicht nicht wieder zu finden. Wer im Kriege sein Haus verläßt, der muß sich darüber klar sein, daß er es auf Discretion preisgiebt. Verbieten aber schwache Nerven oder sonstige Umstände das Bleiben, so ist es doch gerathen, lieber irgendwo sonsthin, und wär's in die weite Welt, zu laufen, als in die Festung. Denn die Festungen, früher Asyle für Jahre, sind heut zu Tage, bei der Ausbildung, welche die Einschließungs-, Beschießungs- und Transporttechnik gewonnen, nur noch Mausefallen. Man sah also manche Scene des Elends bei den zurückkehrenden Auswanderern, aber wenn man bedachte, daß diese Leute, welche im Grunde des Herzens über die Kapitulation sehr froh waren, sich des Renommirens halber verpflichtet glauben, von „Verrath" zu schreien und zu versichern, sie seien allezeit bereit gewesen, „die Helden von Saragossa" zu spielen, dann begann das Mitleid sich in eine andere, minder sympathische Empfindung zu verwandeln. Doch genug davon. Jener Eingangs erwähnte rührende Auftritt war folgender:

Da kam auch Einer unter Jenen gewandelt, der schien nicht zu ihnen zu gehören. Er kümmerte sich nicht um die Uebrigen, sondern marschirte lustig fürbaß, um den Hut ein

Wachstuch und in der Hand einen Ziegenhainer Knotenstock. Dabei schaute er uns Deutsche, die wir zu der in Paradestellung aufmarschirten Armee des Prinzen Friedrich Carl zu gehören nicht die Ehre hatten und auf dem Fußsteg der Landstraße aufgepflanzt waren, um Alles in nächster Nähe zu sehen, so treuherzig mit seinen ehrlichen blauen Augen an, daß es schien, er rechnete sich mehr zu uns, als zu den Franzosen. Und als ihn Einer von uns auf französisch anredete, antwortete er in dem gemüthlichsten Thüringisch: „Bitte, bitte, ich bin Sie ja gar kein Franzmann".

— Aber, wie kamen Sie denn in das verdammte Nest?

— „Ja, heeren Se, meine Härrschaften, ich habe hier in der Nähe gearbeitet auf der Forge in Ars. Ich bin nämlich gebürtig im Meining'schen und bin schon vor mehr als fünf Jahren von Hause fort, denn in unserm kleinen Lande fand ich kein gutes Unterkommen, und die andern Länder waren damals noch geschlossen für deutsche Ausländer. Da ging ich denn und fand in Ars bei deutschen Herren, welchen die Forge gehört, gute Unterkunft als Hüttenarbeiter. Ich verdiente die Woche zwanzig Franken und mehr und schickte jeden Monat meiner alten Mutter eine Kleinigkeit nach Hause. Wie nun der verwünschte Krieg losging, da dachte ich, was geht Dich der Krieg an? Ich arbeite ruhig fort und denke: Mit dem Hut in der Hand, kommt man durch's ganze Land! Das ging auch eine Zeit lang gut, aber dann griffen sie mich, es sind schon mehr als zwei Monate, schleppten mich nach Metz und warfen mich in das Gefängniß. Darin habe ich denn bis hierher gelegen. Aber wenn Sie mich fragen, warum, wissen Sie, dann kann ich Sie's wirklich nicht sagen."

— Haben Sie denn zu essen bekommen in dem Gefängniß?

— „Im Anfange, da ging's wohl schon, aber später, da wurd's immer schlechter, zuerst Pferdefleisch mit Salz, und dann Fleisch ohne Salz, endlich nur Kleienbrod und zuletzt nur noch Wasser, aber sonst gar nichts mehr!"

— Ja, aber wo denn nun hin, Landsmann?

— „Natürlich auf die Forge in Ars! Jetzt ist hoffentlich bald wieder Friede und das Eisenhüttengeschäft geht gut. Und ich werde doch nicht meine Herren im Stich lassen, die es so gut mit mir meinen. Ich geh' wieder an meine Arbeit. Jeder für sich und Gott für uns Alle."

Und so ging er, nachdem wir seinem Hunger und Durst nach Kräften entgegengekommen waren, wieder dahin nach seiner „Forge". In der That gehören die Hüttenwerke bei Ars-sur-Moselle deutschen Herren — Karcher, Westermann, Dreyfuß. Diese gut deutschen Namen werden aber hier zu Lande französisch ausgesprochen. Den Herrn Karcher z. B., welcher jetzt, glaub ich, deutscher Maire *) in Metz geworden ist, nennt man Monsieur Karschäre.

An dem Ruhetag, welcher zwischen der Kapitulation und dem Einmarsche in Metz lag, hatte ich manche interessante politische Gespräche.

Wir hatten am Abende vorher bis gegen zwölf Uhr gewartet. Da kam die Nachricht, der General Stiehle sei soeben von dem Schlosse Frescaty zurückgekehrt und habe die Kapitulation schriftlich in der Tasche. Wir stießen zum letzten Male für diese Nacht mit einander an und bestiegen unsere hohen französischen Betten. Am andern Morgen, als ich beim Frühstück saß, meldete mir meine Wirthin, Madame Lacour: der Herr Pfarrer, der Herr Lehrer und

---

*) Ein bairischer Soldat sagte von den französischen Maire's: „I kann's nit begreif'n, heiß'n die Malefiz-Kerle olle Mayr, und doch kann Koaner Deutsch!"

noch zwei Notabeln des Orts wünschten mich zu sprechen, und wenn ich es erlaube, wolle sie der Unterredung ebenfalls beiwohnen. Ich sagte, obgleich mir der Zweck dieses Besuches durchaus nicht klar war, ihr mit der verbindlichsten Miene von der Welt: sie wüßte, daß ihre Gegenwart mir stets angenehm sei, und außerdem werde ich es mir zum Vergnügen und zur Ehre anrechnen, die genannten Herren bei mir zu sehen.

In Folge dessen erschienen denn vier Gentlemen, geführt von der Wirthin, in meinem Zimmer. Da wir sonach zu sechs waren, und ich nur zwei Stühle hatte, so hielt ich es, zur Vermeidung von Rang und Etikette-Streitigkeiten, für das zweckmäßigste, meinen Besuch stehenden Fußes zu empfangen. Der erste, der hereintrat, war Monsieur le Curé. Er war in schwarzer Amtstracht. Auf dem Kopfe trug er eine Mütze, gestaltet, wie ein türkischer Fez; nur war die Mütze nicht roth und der Quast nicht blau, sondern beides war schwarz. Der Herr Pfarrer, welcher seine Mütze auch im Zimmer auf dem Kopfe behielt, war klein, blaß und mager und sprach mit großer Lebhaftigkeit, wobei seine dunkeln Augen seltsam rollten. Nach unseren deutschen Begriffen würde man das für „falsches Pathos“ gehalten haben. Die drei Andern hätte man zur Noth auch für Deutsche ausgeben können, ihren breiten, rothen Gesichtern und ihrer kräftigen Gestalt nach. Zwei davon blieben stumm. Der dritte mischte sich zuweilen ein, in einer durchaus nicht unverständigen Weise. Er war der Lehrer, „Monsieur l'instituteur,“ oder, wie er sich noch lieber nennen hörte, „Monsieur le professeur.“ Er hatte eine große Glatze, mit weißen Haaren umrahmt, und trug eine blaue Blouse.

Die Herren wollten mich fragen: ob die Nachricht von der Kapitulation wahr sei, und ob sie nunmehr preußisch

werden müßten? Warum sie sich an mich wandten, weiß ich nicht. Ich vermuthe, daß Madame Lacour schuld daran war. Ich hatte ihr mit der Zuversicht eines Wetterpropheten gesagt, spätestens dann und dann müsse Metz kapituliren. Sie hatte mir geantwortet, die Stadt sei noch auf drei Monate verproviantirt; ich hatte ihr erwiedert: „Nicht auf drei Tage.“ Und da das wirklich eingetroffen war, so hielt sie mich für einen unterrichteten Mann und hatte diese Meinung im Dorfe weiter verbreitet. Ich bestätigte nun den vier Herren die Nachricht von der Kapitulation von Metz, erzählte ihnen, was ich von deren Einzelheiten wußte, und erklärte ihnen weiter, ob sie preußisch, oder was dasselbe sei, deutsch würden, wisse ich nicht; ich hätte jedoch Gründe, zu glauben, daß eine Festung, wie Metz, besser in den Händen einer so friedfertigen Nation sei, wie die deutsche als in denen einer so angriffs- und kriegslustigen, wie die französische; sie möchten sich daher auf jede Eventualität gefaßt halten.

— „Nein, nein, und ewig nein,“ rief der Herr Kurat und schüttelte das Haupt, daß der große schwarze Quast seines Fez in die lebhaftesten Schwingungen gerieth, „das wollen wir nicht. Wir sind Franzosen, wir sind Katholiken, wir wollen weder unser Gesetz, noch unsern Glauben ändern. (Nous ne voulons changer ni notre loi ni notre foi).“

Die andern Drei stimmten bei.

— Ist auch gar nicht nöthig, Herr Kurat, erwiderte ich. Sie können deutsch werden, ohne Ihren Glauben und ohne ihr Gesetz zu wechseln. Der König von Preußen hat eine Provinz, in welcher bis zum heutigen Tage noch französisches Recht gilt. In andern deutschen Ländern, in Rheinhessen, Rheinbaiern und Baden, ist dasselbe der Fall. Auch leben in Deutschland beinahe eben so viel Katholiken als

Nichtkatholiken, und die mächtigsten Bundesgenossen und Waffenbrüder unseres Königs und Bundesfeldherrn sind ebenfalls gute Katholiken; ich meine die Könige von Baiern und Sachsen. Nirgends in der Welt ist die katholische Kirche geachteter und unabhängiger, als in Preußen.

Nun war die Reihe des Erstaunens auf Seiten des Pfarrers. Alles, was ich ihm sagte, war ihm ebenso neu, als unbegreiflich. Wir ließen uns in eine weitläufige Unterhaltung über die gegenwärtigen und die früheren öffentlichen Zustände Deutschlands ein. Ich erfuhr daraus, welche seltsame Vorstellung der Pfarrer, und wie ich später erfuhr, auch viele andere, sonst ganz verständige Franzosen, davon hatten.

Monsieur le Curé stellte sich die Sache so vor: Bis zum Jahre 1866 gab es jenseits des Rheins zwei Länder; das eine Preußen, monarchisch und protestantisch; das andere, Deutschland, oligarchisch und katholisch. Das letztere bestand aus einer Anzahl Woiwodschaften, miteinander verbunden durch eine der polnischen ähnliche, republikanisch-aristokratische Gesammtverfassung unter dem Protektorate von Oesterreich; im Jahre 1866 hatte nun Preußen mit Oesterreich und Deutschland Krieg geführt, Oesterreich seines Protektorats entsetzt und Deutschland, das katholische Deutschland, erobert, so daß es jetzt kein Deutschland mehr, sondern nur noch ein Preußen gab, in welchem der katholische Glaube entweder abgeschafft war, oder doch diesem Schicksal mit raschen Schritten entgegen ging.

Ich widerlegte seine Irrthümer und berief mich dabei namentlich auf die in Frankreich stehenden bairischen und westfälischen Regimenter. Der Pfarrer konnte nicht bestreiten, daß diese Soldaten Katholiken und von katholischen Geistlichen begleitet waren; ebenso mußte er die Existenz des Malteser-Ordens bei der deutschen Armee zugeben.

Offenbar machten diese Berichtigungen einigen Eindruck bei den drei Andern. Der Pfarrer änderte daher seine Taktik:

— „Ich gebe zu, mein Herr", sagte er, „es ist möglich, daß ich mich in einem Irrthum in Betreff der innern Verhältnisse Deutschlands und des Glaubens eines großen Theils seiner Bewohner befand. Was Sie mir darüber mittheilen, verdient, daß man darüber nachdenkt. Ich danke Ihnen dafür. Aber wohlan, dann gönnen Sie uns auch die Zeit, darüber nachzudenken und unsere Entschlüsse zu fassen. Geben Sie uns Gelegenheit, auf dem Weg der Abstimmung durch allgemeines Stimmrecht unsere Willensmeinungen kundzugeben, und unterwerfen wir uns dann beiderseitig, sowohl Ihr, die Deutschen, als auch wir, die Franzosen, dieser Entscheidung.

— Das klingt recht gut, Hochwürden, sagte ich. Aber es ist doch ein wenig sonderbar, einen Verklagten, welcher seinen Prozeß verloren hat, noch einmal darüber abstimmen zu lassen, ob er nun auch das bezahlen will, wozu ihn der Richter verurtheilt hat. Auch glaube ich mit Sicherheit behaupten zu können, Ihr, die Franzosen, habt damals, als Ihr uns Straßburg und das übrige Elsaß, sowie Metz, Tull und Vierten abnahmt, die Einwohner dieser Distrikte ebenfalls durchaus nicht auf dem Wege des suffrage universel befragt, ob sie damit einverstanden seien.

— „Ach gewiß", meinte der Kurat, „das ist ohne Zweifel damals nicht geschehen, sonst würde einer von uns Beiden es wissen. Aber nehmen wir uns die rauhen Sitten vergangener Jahrhunderte nicht zum Vorbild. Gegenwärtig, das kann man behaupten, ist es von der ganzen civilisirten, von der ganzen christlichen Welt anerkannt: man disponirt nicht über die Völker, wie über die Vieh-Heerden, man fragt sie über die Meinung und achtet diese Meinung. Müssen Sie das nicht zugeben?"

— In dieser Allgemeinheit, nein! Hätten wir ein oberstes Tribunal in Europa, welches über internationale Streitigkeiten rechtskräftig wirksam entscheidet, dann möchten Sie Recht haben. So lange aber das Recht des Krieges besteht, wird das Recht der Eroberung bleiben, welches mit jenem untrennbar verbunden ist. Ihr, die Franzosen habt den Krieg hervorgerufen, Ihr müßt Euch seiner Entscheidung unterwerfen; ebenso gut, wie wir es müßten, wären die Würfel statt für, gegen uns gefallen. Wer an das Schwert appellirt, soll durch das Schwert umkommen, sagt die Schrift. Ihr wolltet unsern Rhein und wir nahmen Euern. Jus talionis!

— „Oh mein Herr, glauben Sie mir," rief der Pfarrer, indem er die eine Hand auf die Brust legte und mit der andern die meinige ergriff, „glauben Sie mir, wir Alle waren gegen den Krieg. Auch der Kaiser ist dazu gedrängt, oder gar gezwungen worden. In diesem Punkte wenigstens sagt er die Wahrheit. Es sind die Pariser, einzig und allein die Pariser, welche diesen Krieg angefangen haben; er hat keine andere Ursache, als die Umtriebe der Sozialisten und Kommunisten, der Atheisten und der Voltairianer in Paris, jene Umtriebe, von welchen der heilige Vater schon in seiner Encyklika vom 8. Dezember 1864 sagt" — und nun citirte der Pfarrer richtig in fließendem Latein die Stelle von „den verruchten Umtrieben der Gottlosen, welche in ihre eigenen Schändlichkeiten ausschäumen, gleich den Fluthen der tobenden See; welche, während sie doch selbst nur Sklaven ihrer eigenen Schlechtigkeiten sind, verlogener Weise die Freiheit versprechen", u. s. w. — „Seien Sie versichert", so schloß er, „mein Herr, wir Metzer haben nichts zu thun mit diesen Gottlosen, welche uns in den Krieg gestürzt haben."

Erlauben Sie, Herr Pfarrer; der Deputirte, den Sie

hier gewählt haben, hat doch auch für den Krieg gesprochen und gestimmt.

— „Leider vermögen wir das nicht zu leugnen. Aber er handelte gegen unsere Meinung.“

— Aber auch alle übrigen Deputirten, die Deputirten des ganzen Landes, beeilten sich ebenfalls, die Mittel zur Kriegführung zur Verfügung zu stellen, an der Spitze der Graf Keratry, der jetzige Präfekt von Paris.

— „Leider, leider, aber das war nicht die Meinung des Landes.“

— Aber, Hochwürden, haben Sie doch die Güte, mich darüber aufzuklären, wie es kommt, daß auf dem Wege des allgemeinen Stimmrechts in Frankreich nur solche Deputirte gewählt werden, die stets das Gegentheil beschließen von dem, was das Land will?

— „Mein Herr, es ist schwer, Ihnen das aufzuklären. Ich müßte Ihnen zu diesem Zwecke die tiefsten Abgründe des Unglücks meines schönen Vaterlandes aufdecken, und Sie, ein guter deutscher Patriot, wie ich ein guter französischer, werden mir das nicht zumuthen. Ich kann Ihnen nur Folgendes andeuten: Wir, die treuen Söhne der Kirche, kämpfen einen schweren Kampf gegen die Voltairianer, welche nicht nur in Paris, sondern auch in der Presse und in der Literatur herrschen. Wir glauben schon dann einen Erfolg erzielt zu haben, wenn der Gewählte keiner der ihrigen ist. Lieber wählen wir mit der Regierung, lieber wählen wir sogar einen Anhänger des Krieges, als einen jener Gottlosen. Ja, lieber, als daß wir die Religion in Gefahr kommen lassen, unterziehen wir uns selbst noch einmal den Leiden des Krieges.“

Der Lehrer schüttelte hinter dem Rücken des Pastors sein ehrwürdiges, kahles Haupt. Ich antwortete: Verzeihen Sie, Herr Pfarrer, wenn ich diese Stellung politisch sehr

unklar finde. Doch ich will nicht darüber urtheilen. Sie müssen die Verantwortlichkeit und die Folgen dieser Handlungsweise tragen. Wählt das Land aus Rücksicht auf die Kirche, die Regierung, oder sonst wen, trotz seiner Friedensliebe, kriegerische Abgeordnete, so kann es sich nicht wundern, wenn es statt des Friedens den Krieg erhält mit allen seinen Leiden und seinen weiteren Folgen. Jedenfalls ist es eine schlechte Probe für das allgemeine Stimmrecht!

— „Ja, und dennoch, mein Herr," rief der Pfarrer, „wissen Sie eine andere Art, wie das Volk über seine Geschicke entscheiden kann? Ich frage Sie wiederholt. Wollen Sie, daß man die Bevölkerung dieses Departements der Mosel verschachert, wie eine Heerde Hämmel?"

— Nun, ich denke diese Handvoll Leute sind noch lange kein Volk, und ich würde es etwas komisch finden, wenn man eine jede einzelne Stadt oder gar jedes Dorf abstimmen ließe, zu welchem Land sie gehören wollen. Das würde seltsame Grenzen geben, buntscheckige Landkarten!

— „Nein, mein Herr, so habe ich es auch nicht gemeint. Ich meine nur, es soll abgestimmt werden, sobald die Frage einmal aufgeworfen ist. Venedig hat sich durch das allgemeine Stimmrecht für Italien, Nizza hat sich durch das allgemeine Stimmrecht für Frankreich entschieden. Diese Entscheidung, versehen mit der feierlichen Sanktion des Volkes, ist unwiderruflich."

— Das gerade bezweifle ich; fragen Sie heute einmal Savoyen und Nizza, ob es französisch bleiben will. Es wird „Nein" antworten. Es wird Ihnen sagen, daß sein früheres Votum gefälscht ist, daß — —

— „Gefälscht? Wie kann man das behaupten? Konnte nicht Jeder stimmen, wie er wollte? Nein, mein Herr! Wir werden es dem Wankelmuth und der Wortbrüchigkeit nim=

mermehr erlauben, daß man sich versteckt hinter die erdichtete Behauptung einer Fälschung des früheren Votums."

— Zufällig, Herr Pfarrer, war ich selbst bei jener Abstimmung in Nizza anwesend, und ich habe den Hergang mit eigenen Augen gesehen. Man hatte eine Urne für „Ja" und eine für „Nein" aufgestellt. Bei der ersten waren Damen, Näschereien, Tabak; und in der ganzen Stadt schwärmten eine Menge gefälliger Herren, welche einen Jeden, dessen sie habhaft wurden, zu der Urne „Ja" führten, und zu den Reizen, womit sie umgeben war. Selbst der Fremde, der Ausländer, war in Gefahr, von diesem Strudel verschlungen zu werden. Bei der „Nein"-Urne dagegen fand das umgekehrte Verhältniß Statt. Sie war schwer zu finden und mit einem abschreckenden Rinderpest- oder Cholera-Kordon von Gensd'armen umgeben, so daß es nur wenigen Tapferen gelang, sich zu ihr hindurchzuschlagen. Das ist, was ich selbst gesehen habe. Ich schließe daraus auf das, was ich nicht sah.

— „Ich bin weit entfernt," sagte höflich der Pfarrer, „ein Mißtrauen in Ihre Wahrnehmungen zu setzen; aber fragen Sie diese Herren da," er deutete auf Monsieur le Professeur und die beiden Bauern, „ob dieselben Ihnen nicht bestätigen werden, daß hier in Frankreich solche Mißbräuche nicht vorkommen. Sie werden Ihnen ferner bestätigen, daß das allgemeine Stimmrecht bei uns eine mächtige Waffe wider die Gottesleugner und Freimaurer in den Händen der Vertheidiger und Stützen der Ordnung, der Gesellschaft und der erhabenen katholischen Religion, ist. Sie werden Ihnen endlich sagen, daß während des Systems des Census und des Privilegs der Höchstbesteuerten unter Louis Philipp, der Voltairianismus täglich mehr um sich griff, dagegen unter dem allgemeinen Stimmrecht diese so verderbliche Pestilenz täglich mehr zu schwinden beginnt!"

— Nun, wenn Sie alle Wirkungen des allgemeinen Stimmrechts bewundern, Herr Pfarrer, so werden Sie (es fällt mir freilich schwer, von einem so frommen Manne etwas derart zu glauben) es auch billigen, daß der heilige Vater in Rom durch das allgemeine Stimmrecht mit einer wahrhaft überwältigenden Majorität seines weltlichen Regiments entsetzt und zum Unterthanen seines bittersten Feindes, des Königs Victor Emanuel, gemacht worden ist? Der heilige Vater selbst freilich billigt dies durchaus nicht. Er scheint vielmehr dies Schicksal vorausgesehen und sich schon bei Zeiten, jedoch ohne Erfolg, dagegen gewehrt zu haben. Denn in derselben Encyklika, auf welche Sie Bezug nehmen, Herr Pfarrer, sagt Pius IX.: es sei „ein Schlag in das Antlitz der göttlichen Gerechtigkeit und eine Verdunkelung jedes menschlichen Rechtes, wenn einige Menschen es wagten, den Satz aufzustellen, daß der Wille des Volkes, kundgegeben durch Abstimmung, oder durch die sogenannte öffentliche Meinung, oder auf irgend eine andere Weise, das oberste Gesetz bilde." Ich hoffe, Herr Pfarrer, dieser Autorität werden Sie Ihr Herz nicht völlig verschließen.

— „Ich unterwerfe mich in tiefster Demuth," entgegnete der Pfarrer, „und ich bitte um Verzeihung, wenn mein Patriotismus mich in dieser Richtung etwa weiter geführt haben sollte, als die Kirche zu gehen erlaubt. Ich hoffe, letztere vergibt mir meine Sünden, mit Rücksicht auf die schweren Zeiten. O, glauben Sie mir, es ist ein schreckliches Gefühl, wenn man thatenlos zusehen muß, wie sich diese Geschicke an Frankreich vollziehen. Wir unterwerfen uns stumm den Rathschlüssen der Vorsehung; der Gerechte muß zuweilen leiden um des Ungerechten willen; aber deßhalb ist es ihm noch nicht verboten, den Ungerechten zu verdammen. Und ich sage Euch, Euch Preußen, wenn es mit rechten Dingen zuginge, dann müßtet Ihr unterliegen

und Frankreich triumphiren. Aber leider, unser schönes Land, unsere große Nation, sind in die Hände von Gottlosen und Verräthern gegeben. Alle, von Ollivier bis Rochefort, von Bazaine bis Gambetta, Alle sind sie Verräther und Gottlose, Freimaurer, Voltairianer, Juden und Atheisten."

— Darüber gestatte ich mir kein Urtheil, Hochwürden müssen Ihre Kompatrioten besser kennen, als ich. Aber die eine Bemerkung bitte ich mir zu erlauben: Gesetzt, es wäre wahr, was Sie sagen, die Geschäfte Ihrer Nation würden nur von schlechten Subjecten geführt, so kann ich Ihnen sagen, die unserigen ruhen in treuen und festen Händen. Ist es nun nicht sehr natürlich, daß der Mann mit ehrlichen Verwaltern besser fährt, als der mit ungetreuen Knechten? Und wenn Sie deutsch würden, fänden Sie doch etwas Gutes bei uns, nämlich ein ehrliches Regiment. — —

Davon wollte jedoch der Herr Pfarrer durchaus nichts wissen. Wir tauschten noch einige Höflichkeiten aus, „Gegner, aber nicht Feinde," sagte der Pfarrer. Dann marschirte er ab an der Spitze seiner Myrmidonen.

— Auf Wiedersehen, sagte ich —

— „Als Freunde", er —

— O, sogar als Landsleute, so hoffe ich.

V.

Der Trunk zu Bitsch.

Das kleine Bergnest Bitsch, in der östlichen Ecke des bisherigen französischen Moseldepartements, etwa in der Mitte zwischen Zweibrücken nördlich, Zabern südlich, Weißenburg östlich und Saargemünd westlich, gelegen, ist erst durch den Versailler Präliminarvertrag in unsere Hände gefallen. Während des ganzen Krieges hat es uns die Verbindungsbahn zwischen Weißenburg und Forbach gesperrt.

— „Ach, das dumme kleine Bitsch," sagte ein biederer Baier, „dem Bitsch geb ich a Batsch, und dann fällts auf die Noas'n." Ein anwesender Norddeutscher bat sich von mir eine Uebersetzung dieser Worte aus. Namentlich wußte er nicht, was „a Batsch" war. Ich erläuterte ihm: Batsch heißt auf süddeutsch Hand, Handschlag und auch Ohrfeige und entspricht also dem norddeutschen „Patschen"; die Anwendung und Auslegung des Wortes ist sehr verschieden, je nachdem ich von mir oder von einem Anderen spreche. „Ich gebe Dir a Batsch" heißt: „ich haue Dir Eine." „Gieb Du mir eine Batsch" (oder eine Batschhand) heißt: „reiche mir Deine Bruderhand." Letzteres in Freundschaft, natürlich; ersteres in Streit. Selbst in der Sprache also spiegelt sich der Egoismus des Menschen. Dasselbe Wort bedeutet, wenn ich das Ding austheile: „Prügel"; wenn ich es empfange: „Freundschaftsbezeigungen." Uebrigens findet sich die Wurzel dieses Wortes in allen indogermanischen Sprachen. Ich erinnere an das dänische „Bask" (Schlag), an das französische „battre," und an das griechische „πατάσσειν." Im Sanskrit allerdings —

— „Um Gottes willen, halten Sie ein, lieber Landsmann“, sagte mein deutscher Bruder aus dem Norden. „Sie verschwenden Ihre Sprachstudien an einen völlig Unwürdigen. In einer halben Stunde habe ich das Alles wieder vergessen. Es hat ja auch kein praktisches Interesse, weil „Bitsch“ von der „Batsch“ nicht fällt. Sie haben ja als rastloser Fuß-Wanderer diese Gegenden wohl alle durchstreift? Kennen Sie auch Bitsch?“

— Ja wohl, ich habe mich dort vor einigen Jahren im „goldnen Kreuz“ sehr wohl befunden. Es ist ein recht behagliches, echt deutsches Nest, wie denn überhaupt dieser ganze östliche Zipfel des Mosel-Departements, welcher sich an der Südgrenze der baierischen Pfalz, gegenüber Bliescastel, Zweibrücken und Pirmasenz, hinzieht, stockdeutsch ist und alle Versuche, ihn französisch anzupinseln, repudiirt hat. Wie kann man auch Orte französiren, welche die schönen germanischen Namen „Rappen-Weiler“, „Haspel-Scheidt“ und „Sturzelbronn“ führen? Bitsch selbst freilich wird in officiellem Französisch, statt mit „sch“, mit „che“, also „Bitche“, geschrieben. Das ist lächerlich. Aber noch lächerlicher ist es, daß wir Deutsche es nachschreiben. Ich habe officielle preußische Karten gesehen, auf welchen nicht nur Bitche steht, sondern auch alle die andern ehrlichen deutschen Namen in Elsaß und Lothringen in jener Verballhornung eingetragen sind, durch welche die Franzosen sich dieselben mund- und schriftgerecht zu machen gesucht haben. Nun, das wird hoffentlich von jetzt an aufhören.

Der Wirth im „goldnen Kreuz“ zu Bitsch, bei welchem wir damals kampirten, war so ein recht wein- und lachlustiger, gemüthlicher Pfälzer. Er hatte zwar Augenblicke von „grandeur“ und von „gloire“, aber dann kam doch der ehrliche Deutsche immer bald wieder recht armsdick zum Durchbruch. Er war nicht der „Esel in der Löwenhaut“,

sondern der deutsche Löwe in der französischen Eselshaut. Sobald sich letztere verschob, erkannten wir in ihm — damals schon den Landsmann.

— „Wie denn zum Beispiel?“

— Nun z. B. erzählte er uns eines Tages mit echt französischer Ruhmredigkeit eine Geschichte von der Belagerung von Bitsch im Jahre 1793. „Damals,“ sagte er, „sind auch die Preußen gekommen und haben gemeint, das ging' so, mir nichts dir nichts, das Bitsch zu nehmen. Sie kamen herangeschlichen wie der Dieb in der Nacht. Natürlich war dabei Verrath im Spiel. Sie machen und erreichen ja überhaupt das Bischen, was sie erreichen, immer seulement grâce à la trahison. Die Besatzung schlief und die Preußen hatten sich richtig schon der Außenwerke bemächtigt. Es war nämlich stockdunkel, so daß man die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Da fügte es ein Zufall, daß ein einfacher Bürger die Annäherung des Feindes merkte. Es war ein Stiefbruder meines Großvaters, den Gott selig habe in der Ewigkeit. Sein Haus stand zwischen den Außenwerken und dem Schloß ziemlich vereinzelt. Er schreit, allein sein Ruf wird zwar vom Feinde, jedoch nicht im Schloß gehört. Sein Patriotismus und seine Verzweiflung steigen. Was thun? Er läßt das Haus von seiner Familie räumen. Und dann? hast du nicht gesehen dann siehst du's noch, — steckt er es selbst an allen vier Ecken in Brand. Die französische Besatzung wird nun allarmirt. Sie sieht bei dem Schein des Feuers die Bewegungen des Feindes. Die Garnison und die Bürger der Stadt — denn auch diese hatten sich bewaffnet — stürzten sich auf den Feind und werfen ihn mit Macht zurück. Alle Felder waren mit verwundeten und todten Preußen bedeckt. Daneben allein 250 Gefangene, worunter 13, die meines Großvaters Stiefbruder mit eigener Hand umzingelt hatte.“

So erzählte der gute Kreuzwirth. Er war ein wenig überrascht, als statt der staunenden Bewunderung, auf welche er gerechnet zu haben schien, ein schallendes Gelächter die Antwort war. Wir sagten ihm, von dieser Mordgeschichte wisse bei uns kein Mensch ein Wort, und die Franzosen hätten ihm wohl das so aufgebunden. Er meinte: nein, er habe es von seinem Großvater selig, und der habe niemals geflunkert. Von den Franzosen — oder richtiger den „Wälschen", denn er theilte die Franzosen in „Wälsche", worunter er vorzugsweise die Pariser verstand, und in deutsche Franzosen, wozu er sich selbst rechnete — gab er zu, es seien große Schwindler, Lügner und Betrüger. Besonders auf Paris war er bös zu sprechen. „Dieses Babel saugt uns das Mark aus den Knochen, namentlich mit seinen ewigen Staatsstreichen und Revolutionen, die alle entsetzlich viel Geld kosten, und die wir bezahlen müssen. „Früher," sagte er, „habe ich gar nicht begreifen können, was nur der Zweck dieser ewigen Revolutionen ist. Aber jetzt weiß ich's. Meiner Mutter Bruder, der in Paris Etwas bei der Polizei ist, hat mir's gesagt: Wer bei dem Staatsstreiche oder bei der Revolution oben bleibt, der steckt alles Geld ein, das er in der Bank und in den Kassen des Staats findet — und wir, die armen Leute in der Provinz, wir müssen dann die Kassen wieder füllen. Deshalb kommen wir auch auf keinen grünen Zweig." Er klagte dann sehr über Steuerdruck, und fragte uns mit Sorgfalt und Verstand aus, wie diese und jene finanzielle Einrichtung bei uns in Deutschland sei. Wir setzten uns zusammen und trieben deutsch-französische Finanzstatistik mit der Kreide auf dem Wirthstisch. Die Bilanz stellte sich sehr zu unsern Gunsten, d. h. die Franzosen mußten viel mehr bezahlen.

Der fidele Kreuzwirth wurde nachdenklich ob dieser Berechnung und wiegte sinnend sein dickes rothes Haupt. Als

ihn aber mein junger Reisegefährte — vielleicht ein wenig zu rasch und lebhaft — fragte, ob es nun nicht besser wäre, Bitsch gehöre wieder wie früher zum deutschen Reiche, und es wäre keine Grenze mehr zwischen uns, da antwortete er: „Na, ein deutsches Reich giebt's ja schon lang nit mehr, aber Frankreich ist ein mächtiger und großer Staat, mit Gleichheit vor dem Gesetz; und pfälzisch oder badisch können wir doch nicht werden; das wäre für uns a Bissel affrontirlich.“ Dann setzte er noch lachend hinzu: „Was aber die Grenz' anlangt, — die ist uns sehr einträglich.“ Damit meinte er den Schmuggel.

Soviel vom Wirth. Glauben Sie aber nur nicht, wir hätten, nach der Art deutscher Studenten, unser Studium von Land und Leuten auf das Wirthshaus beschränkt. Wir haben uns auch das alte Bergnest und dessen Umgebung gründlich betrachtet. Die Festung Bitsch, nach französischem Schematismus eine „place de guerre de la 3ème classe“, liegt auf einem hohen und steilen Felsen von Vogesen-Sandstein (grès vosgien). Unten liegt das Städtchen, eingeschlossen zwischen der Basis des Forts und seinen eigenen Umfassungsmauern. Es hat nicht einmal 3000 Einwohner; und ich weiß mich in der That kaum noch irgend einer Sehenswürdigkeit aus demselben zu erinnern, als höchstens schöner Glasmalereien in der sonst geschmacklosen Kirche. Unser Wirth erzählte uns dagegen Wunderdinge von der Festung. Der ganze Felsen, worauf sie steht, soll inwendig ausgehöhlt, gewölbt und casemattirt sein. Auch sei ein Ziehbrunnen darin, der hinabreiche bis in die „ewige Teufe“, wie unsere Bergleute sagen. Alle diese Heiligthümer haben wir natürlich nicht erblickt, sondern uns darauf beschränkt, die schöne Rundschau zu bewundern, welche man von der Festung aus hat auf die ganze Kette der unteren Vogesen. Wir machten auch Ausflüge nach den benachbarten

Walddörfern, nach Haspelscheidt an der „Waldeck“, welche letztere im officiellen Französisch feierlich „la forêt de Waldeck“ heißt, wie im Elsaß „das Holz“ genannt wird „la forêt de Holz.“ Unten liegt da ein schöner großer Weiher mit trefflichen Fischen und oben auf der Höhe findet man Reste von Mauern und Erdwällen, welche der Eingeborene „das alte Schloß“, der Franzose dagegen „le château d'Alt-Schloss“ nennt. Der Schulmeister behauptet, es sei „ein altes Lager des Hunnen Attila“, da er aber uns nicht für „Gelehrte“ hielt, so würdigte er uns nicht der Mittheilung der ohne Zweifel sehr triftigen Gründe für seine interessante Ansicht. Dann kommt man an ein paar Häuser, wovon eins die Aufschrift führt: „Zur Prinzen-Hand.“ Etwas weiter des Weges löst sich das Räthsel insoweit, als hier in eine steile Sandsteinwand eine Hand eingemeißelt ist. Ich sage „insoweit“, denn es entsteht sofort die neue Frage: Was bedeutet diese vertiefte Sculptur? Einige behaupten, der Herzog von Lothringen genannt Ferry der Dritte, habe hier eine Schlacht und in dieser Schlacht zuerst die rechte Hand und dann das Leben verloren. Andere versichern, es sei ein römisch-heidnisches Alterthum, „ex voto“ geweiht dem Mercurius, der Jemandem eine kranke Hand geheilt. Letzteres ist wahrscheinlicher, denn wenn ein Herzog zuerst die Hand und dann sogleich auch das Leben dazu einbüßt, so ist es doch nicht die Hand, der man ein Denkmal setzt.

Ein anderer dieser Waldorte ist Sturzelbronn, am Schwarzbach, zwischen steilen Hügeln gelegen. Dort sind die Trümmer einer schönen Abtei, welcher die „großen Ideen von 1789“ den rothen Hahn auf das Dach gesetzt haben.

Doch, da fällt mir ein, ich habe da in meiner Mappe sehr interessante Aufzeichnungen über Bitscher Zustände aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Ich habe sie wörtlich

ausgezogen aus einer alten schwäbischen Familien-Chronik, welche mir im vorigen Jahre der Zufall in die Hand führte. Da ich nicht weiß, wie wir sonst diesen einsamen Abend zubringen sollen — denn das Kartenspiel verstehen wir ja beide nicht —, so bin ich bereit, Ihnen diese „Geschichte vom großen Trunk in Bitsch“ vorzulesen, — wörtlich so, wie sie in der Chronik geschrieben steht.

— „Ah, das ist ja herrlich! Bitte, erweisen Sie mir die Freundschaft.“

Und ich las ihm aus der Chronik vor, was folgt:

* * *

„Wie der Graf Philipp von Eberstein sich mit einer Wittfrau von Balieul zu Sanct Omar (Saint-Omer) verheirathet und Graf Frowein (Fröben) Christoph von Zimmern mit anderen Grafen auf die Hochzeit gereist.

Der alte Graf Wilhelm von Eberstein hatte von seinem Gemahl, einer geborenen Gräfin von Hanau, vier Söhne, welche alle vier ein gebührlich Alter erreichten. Davon hatte ihr Vater zwei, nämlich den Grafen Philipp und den Grafen Bruno, dem weltlichen Stande, und die beiden Andern, nämlich den Grafen Wilhelm und den Grafen Otto, dem geistlichen Stande bestimmt. Die zwei zuletzt Genannten, so die jüngsten waren, wurden von Jugend auf zum Lernen angehalten und auf die Schulen geschickt. Die beiden Aelteren aber wurden an der Fürsten Höfe gethan; und als der Aelteste, Graf Philipp, so ziemlich herangewachsen, kam er vom Lothringer Hofe, wo er bis dahin gewesen, zu Kaiser Karl dem Fünften, dessen Truchseß er ward. Nicht lange darnach begab es sich, daß der Kaiser Karl vor Argiriam (Algier) zog [1541]; und da folgte ihm besagter Graf Philipp als Truchseß und Kriegsmann. Und

da der Kaiser in solcher expeditio damals großen Unfall und einen nicht zu verwindenden Schiffbruch erlitt, so war es darum um so höher zu achten, daß so viele ehrliche und gute Männer so elendiglich in dem barbarischen Elemente umkamen, ohne daß sie zu einem Gefechte mit dem Feind gelangen konnten; und wenn sie auch am Leben blieben, so wurden sie doch des Hungers, der ungewöhnten Luft und des übergroßen und beharrlichen Unwetters wegen, sowie auch von dem ungestümen Meere so krank, daß viele davon starben. Unter besagten Kranken befand sich denn auch besagter Graf Philipp von Eberstein. Der ward auf den Schiffen bei der Rückfahrt so schwach und elend, daß schon Mancher ihn aufgab.

Als aber der fromme Kaiser Carolus V. solches Unglück erfuhr, da hat er mit seinem Kriegsvolk, und vorab mit seinen Dienstleuten, ein groß Mitleiden. Darum schickte er dem Grafen Philipp und den Andern, so mit ihm in derselbigen Galeone krank lagen, und sich Niemand mehr recht ihres Lebens versah, nicht nur Geld, sondern auch seinen eigenen Leibarzt und einen Kaplan, damit er sie als treuer Vater und Herr mit weltlichem und geistlichem Beistand versehen lasse. Solche große Gnade und Treue des löblichen Kaisers hat bei diesem jungen Grafen und den Andern so viel verfangen, daß sie durch den Fleiß des Arztes, jedoch nicht ohne absonderliche Vorsehung des Allmächtigen, dem Tode damals entronnen und mit dem Leben darvon sind kommen. Ich hörte damals, daß sie, unter allen Unfällen keine größere Beschwer hätten gehabt, als den Hunger. Was sich aber auf dieser Meerfahrt begeben und um was es sich gehandelt, das ist hier weiter nicht dienlich, sondern anderswo von Anderen nach Gebühr aufgezeichnet und beschrieben worden.

Der fromme Kaiser Carolus, als er in diesem schreck-

baren naufragio und in seinen größten Nöthen, knieend vor einem kleinen Altar im Schiff, sein Gebet vollbracht, da sei, so sagt man, ein Barfüßer-Mönch in seine Kajüte gekommen und habe das Kruzifix vom Altar gerissen, es dem affligirten Kaiser unter die Nase gehalten und gesprochen: „Das ist Dein Herr, Dein Schöpfer; den hast Du durch Deine Hoffahrt und Ueberhebung erzürnt; der straft Dich jetzund“; und hat so den frommen betrübten Kaiser noch mehr mit seiner Importunität molestiret. Wär' ich's gewesen, ich hätt' befohlen, den tollen Pfaffen über Bord zu werfen. Aber der fromm' Kaiser litt das Alles und war geduldig. Dafür hat er auch nachher wieder Freude erlebt. Gleichwohl, nach diesem Unfall vor Argieria (Algier) ward allenthalben in deutschen Landen davon räsonnirt und ein Jeglicher sagte sein Judicium, so gut er's verstand. Der Graf Haug von Montfort kam dazumal einst nach der Abtey Weingarten. Der Abt frug den Grafen, was doch die Ursach', daß der fromm' Kaiser so großen Unfall im Kriege erlitten, und daß seine Unternehmungen nicht mehr so, wie hiervor, gelängen. Der Graf schwieg bei der ersten Frage und auch bei der zweiten. Wie aber der Abt das zum dritten Male ad propositum brachte, sprach er: „Herr Abt von Weingarten, so Ihr mir nichts zu ungut haltet, will ich Euch in größter Wahrheit die wahr' und gründlich' Ursach' nicht vorenthalten.“ Der Abt sprach: „Ja Herr, sagt mir was Ihr wollt; ich will zufrieden sein.“ Sprach darauf der Graf Haug: „Fürwahr, der Kaiser hat in seinem Kriegsrathe Niemanden sitzen, als Euch Mönche und Pfaffen, und folgt Euch; und dieweil Ihr Mönche das Kriegshandwerk nicht versteht, da geht's denn leider auch so, wie es geht. Die Fürsten, Grafen und Herren und andere ehrliche Kriegsleut', die viel versucht und erfahren, die braucht man dann freilich nach der Hand, aber zu spät, denn sie kommen

zur rechten Zeit und vorher vor Eurem schwarzen Haufen nicht in den Rath." —

Da wischte sich der Abt das Maul und hatt' sein Theil. Er bekannt' auch, der Graf hätt' ihm die Wahrheit gesagt. Aber ad propositum (à propos), der Kaiser hat damals eine nachtheilige expeditio gethan; und wiewohl ihm groß Hab und Gut untergegangen, so ist das doch gar nicht in Anschlag zu bringen gegen die guten Männer von allen Nationen, die allmiteinander Hungers und Krankheit halber haben sterben müssen. Man erzählt, wie das Kriegsvolk, sowohl die von Adel als auch sonst, krank, und halb todt vor Hungers also in den Schiffen gelegen, haben sie einander öfters im Gespötte für ihr Nachtessen zu Gaste geladen, also sprechend: „Ich will Euch heute Nacht zum Gast haben, „zum Nesenbach" (Stuttgart?) oder „zur Krone" oder da und dort, da will ich Euch einmal gehörig tractiren; Ihr sollt haben gute Grundeln, guten Salm, guten Braten, Kapaunen und Wildpret." Da mag sich Einer denn denken, was Denen das Maul wässerte nach solchen Worten. Und wirklich sind ihrer Viele hernach, als sie wieder in die Hülle und Fülle der Speisung kamen gestorben, dieweil sie sich überfressen hatten.

Da nun für dieses Mal der junge Graf Philipp von Eberstein mit dem Leben davon gekommen, ist er darnach viele Jahre lang bei Kaiser Carolus V. in Hispania und auch in deutschen Landen zu Hofe gewesen, hernach auch von ermeldetem Kaiser in Kriegen wider Frankreich und sonst gebraucht worden. Die namhaft wehrbare Stadt Andomar, — man nennt sie aber für gewöhnlich nur Sanct Thomas — in Artois gelegen —, hat er etzliche Zeit als ein Kaiserlicher Obrister mit einem Regimente deutscher Lanzknechte inne gehabt und wider Frankreich vertheidigt. Nun wohnte damals eines vornehmen französischen Herrn

nachgelassene Wittib in dieser Stadt St. Thomas; die war des Geschlechts und Herkommens eine von Balieul und Donliers, genannt mit dem Vornamen Johanna; und wiewohl sie schon von ihrem väterlichen Erbe eines großen Vermögens, so war ihr doch von ihren Herren und Gemahlen seligen, deren sie bereits zwei gehabt, und von Denen sie auch kein Kind hatte, nicht wenig zugefallen und anererbt. Dieweil aber damals zwischen dem Kaiser Carolus V. und Frankreich grade ein leidlich Einvernehmen, also daß sie beiderseits wieder anfingen, mit einander zu wandeln, so ließ sich dennoch besagte Wittfrau, wie gesagt, mehrentheils nur zu Sanct Thomas finden und wollte ihren Besitzungen auf dem Lande nicht allzusehr trauen, sondern blieb in ihrer Behausung in der Stadt; die war wahrlich einem schönen Palatio gleich, mit ihren Gärten und allem Zubehör; auch an einem recht gesunden Ort in der Stadt gelegen; und wie man sagt, ist das einst von einem Bastard von Burgund erbaut worden. Dieweil denn nun Graf Philipp von Eberstein Obrister in der Stadt war, ist durch Mittelspersonen eine Heirath zwischen ihm und dieser reichen Wittfrau angetragen worden; und kam darauf die Sach' so weit, daß er sich mit ihr, mit Wissen und Willen ihrer nächsten Freund' verlobet. Ich hörte damals, daß sie gegenüber ihrer Sippschaft in aller Unterhandlung sich so vernehmen lassen: Sie hätt' ihnen, ihren Sippen, vormals zweimal gefolget, und nach ihrem Rath sich verehelicht; wie das nun jedesmal schlecht gerathen, das wüßten sie wohl noch; derohalben sei sie nunmehro dahin entschlossen, das dritte Mal nach ihrem eigenen Gefallen, aber dennoch in ein vornehm' Geschlecht zu heirathen.

Es ward nun die Hochzeit zu Sanct Thomas anberaumt auf die Fastnacht im Jahre 1556; und wurde dazu auch eingeladen der junge Graf Wilhelm von Eberstein von

Cöln, wo er Domherr war. Aber es wurde wieder rückgängig, denn der gute junge Graf wäre dazumal schier in Flandern ertrunken. Darauf wurde denn die Hochzeit zum andern Male abgeredet auf Sonntag Quasimodo in obbemeldetem Jahre zu Sanct Thomas. Graf Philipp schrieb dem alten Grafen Wilhelm von Eberstein, seinem Herrn Vater, Nachricht von solcher Handlung, nebst Bitt', in diese Heirath zu willigen, daneben auch ihm zu Ehren auf der Hochzeit zu erscheinen. Desgleichen verschrieb er darzu seines Herrn Vaters beide Brüder, die Grafen Bernhard und Johann Jacob. Auch seiner Frau Mutter Bruder, den Grafen Philippsen von Hanau. Desgleichen seinen Schwager, den Grafen Frowein Christoph von Zimmern. Diese Alle mit einander, — mit alleiniger Ausnahme des Grafen Johann Jacob, welcher um beweglicher Ursachen willen damals nicht konnte von Hause abkommen — verglichen sich mit einander dahin, diese Hochzeit zu St. Thomas zu besuchen und ihrem Sohn, Vetter und Schwager zu Gefallen — wie lang auch der Weg sein möchte — zu erscheinen. Es ward verabredet, daß die Herren in Bitsch zusammen kommen und nachgehends durch den Weststrich sowie durch Brabant und durch Flandern, ihren Weg in das Artois nehmen wollten.

Der edele Herr und Graf Frowein Christoph von Zimmern, nachdem er die Herrschaftssachen, soweit wie möglich, erledigt, begann seine Reise gleich nach Mitfasten. Er reiste durch das Kinzigthal. Er war Willens zu seinem Herrn Schwiegervater, dem alten Grafen Wilhelm von Eberstein, zu reiten. Es fiel aber damals ein solches Regenwetter ein, und gingen die Schneegewässer so heftig, wodurch die Kinzig anlief und groß ward, also daß der Graf nicht über das Wasser kommen konnt' und mußt' zu Steinach über Nacht bleiben.

Nun war das Wasser die selbige Nacht wieder etwas gefallen; derohalben der Graf sich am andern Morgen vornahm, es in Gottes Namen zu wagen und durch die Kinzig zu reiten. Er hatte Einen, so das Wasser erkundschaftet, bestellt; der ritt voran. Des Grafen Pferde, deren er sechse auf die Reise mit sich genommen, waren, als er durchritt, vor, hinter und neben ihm in dem Wasser. Aber da er einen kleinen Zelter ritt, welcher sonst gleichwohl trefflich und gut ging, aber etwas schwach war, da konnten die Dienstleute nur mit großer Mühe ihn selbst nebst dem Pferde erhalten, zudem das Wasser so strenge lief, daß es dem Grafen schwindelte, und er in Gefahr war, vorn über zu fallen. Und wofern nicht Einer der Diener, Rudolf genannt, gewesen wäre, der ihn mit Gewalt sammt seinem Rosse erwischte, so wär's mit ihm vorbei gewesen, und wär' er im Wasser geblieben. Aber durch Gottes Gnade und die Sorgfalt Rudolf's und der übrigen Dienstleute, ist er damals am Leben erhalten worden. Als er nach Eberstein kam, blieb er bei seinem Schwiegervater nur drei Tage; dann aber haben sie ihren Weg selband nach Bitsch genommen. Während er aber in Eberstein lag und sich die Herren einstmals an einem Morgenimbisse letzten, begab es sich, daß Graf Frowein Christoph von Zimmern sich dabei zum Oeftern den Bart strich, wie denn überhaupt zu Zeiten Einer diesen, der Andere einen anderen Apperlon [Apperlon = Wunderlichkeit] und Gebärde an sich hat. Nun hatte damals der Ebersteiner ein fünfjähriges Pflegetöchterchen bei sich, namens Jungfrau Anna von Rosenstein; wie das nun sieht, den Herrn den Bart streichen, so schreit es hellauf dem Frauenzimmer zu: „Hei dieser Mann hat Läus' im Bart." Das war Jedermann sehr spaßhaft, und das Kind wollte mit seinem Geschrei gar nicht aufhören. Des Tags nun, da der alte Graf Wilhelm und sein Tochtermann Frowein

von Eberstein wegritten, da sind sie in dem Städtlein Lichtenau — gehört dem Grafen von Hanau — abstiegen, des Willens dort den Imbiß zu nehmen und noch selbiger Nacht bis nach Hagenau zu gelangen, wo Graf Bernhard von Eberstein auch schon war; und der Graf Wilhelm hatte seinen Schatzmeister vorausgeschickt, die Herberge daselbst zu belegen. Ich weiß aber nicht, wie sich die beiden Grafen lange bei dem Imbiß verhinderten [verweilten], zudem sie auch schon bei der Zwerchfahrt über den Rhein über Gebühr aufgehalten worden waren, — kurz, sie kamen erst ganz spät und mit Anbruch der Nacht nach Hagenau, vor das Stadtthor, das schon verschlossen war. Mit Anrufen und Nachsuchen um Einlaß und mit Versprechungen, da ward nichts gespart; aber die Wächter auf den Thürmen verwiesen sie immer von einem Thor zu dem andern. Also ward die halbe Stadt und mehr, so viel überhaupt vor dem Wasser umritten werden kann, etzliche Mal auswendig umritten; und dann ritten die Einen da hinaus, und die Andern dort hinaus. Was soll ich sagen? Die Wächter wollten aufs Letzt' keine Antwort mehr geben; und wurden mit dem Hin- und Herreiten und Umkehren an anderthalb Stunden und darauf zugebracht. Auf's Letzt' blieb nichts Anderes übrig, die Herren mußten mit ihren Edelleuten und Reitern abziehen; denn es giebt keine Herberge oder sonstige Behausung nah vor der Stadt. Sie beriethen sich in der nächsten Besitzung oder in einem Dorf, so ein Wirthshaus hat, über Nacht zu bleiben, in der Hoffnung, es werde ihnen am andern Tag besser gehn. Darauf kamen sie zu einigen Villen und Schlößlein, die gehörten Bürgern der Stadt Hagenau. Da wollt' man sie aber durchaus nicht einlassen; denn wiewohl sich die edeln Herren bei Namen nannten und die besten Worte von der Welt gaben, so wollte man ihnen doch nicht trauen und glaubte vielleicht

gar, es stecke eine Tücke dahinter. Deshalb mußten sie abermals weiter, obgleich da drinnen in Hagenau in der Stadt die Herberge bestellt und in der That mit den allerköstlichsten Bissen von Fischen und Fleisch zum besten zugerichtet war. Letzlich, nach drei oder vier Stunden in der Nacht, da kamen sie in ein Dorf — heißt Schweighausen und gehört dem Grafen von Westerburg — in das Amt und zu dem Schlosse Rauschenberg gehörig. Dieses Amt hat selbiger Graf Westerburg vor wenigen Jahren von seinem Weibe, einer geborenen Gräfin von Bitsch, der Tochter des Grafen Simon Wecker von Bitsch, zum Heirathsgute erhalten.

Als nun die Grafen Eberstein und Zimmern selband nach Schweighausen kamen, ganz spät in der Nacht, da fanden sie gleichwohl zwei Wirthshäuser, aber nur so wie sie im Elsaß auf dem Lande herkömmlich sind. In solchen war von Victualien weiter nichts als Wein, Brot, Milch und Eier. Die Stuben waren sehr heiß und lagen voll Stroh. Die Bauern saßen in den Stuben und tranken und waren toll und voll. Sobald nun der alte Herr, Graf Wilhelm, dahin kam, da wies er in der einen Herberg die Bauern hinaus. Sie mußten weichen, und es war wohl auch für sie selbst an der Zeit und das Beßt', daß sie heimgingen. Nun war aber Jedermänniglich hungrig und lüstig zum Essen und schmuck (schmeckte) Alles vortrefflich. Darnach ließ man anderes Stroh in das Zimmer tragen; darauf legte sich der alte Herr, Graf Wilhelm. Nun verlangte er zwar, sein Tochtermann solle sich zu ihm in das Stroh legen; allein der wollt's nicht thun; denn er bedachte, so er sich zum alten Herrn legte und sich im Stroh bewegte, so möchte das dem alten Herrn zum Beschwerniß gereichen, und er selber könne sich doch dessen nicht gänzlich enthalten. Deshalb legt' er sich auf die Bank am Fenster. Darauf schlief er, so viel sein konnt'. Nun war aber das Haus

nur nothdürftig gebaut aus Holz und Lehm, und es war, wie am Rheinstrom üblich, nirgends ein luftdichter Verschluß an Thüren, Fenster und Wänden. Wenn nun der junge Herr Frowein, Graf Wilhelms Tochtermann, sich mit dem Angesicht gegen das Fenster wandte, so ging ihm die Luft vorne auf den Leib. Kehrte er sich dann um, so ging ihm die Luft auf Rücken und Lenden, was er noch viel weniger vertragen konnte. Zudem lag so ein Bauer, der Wirth im Haus, der mit dem alten Herrn im Trinken ganz leichtsinnig gewesen, auf der andern Bank; dem stank der Huf so arg, daß man meinte der Athem müßte einem darüber ausgehen. Also drehte sich der Graf Frowein fast die ganze Nacht um und um, wie man einen Braten am Spieß umdreht. Dann gegen das Fenster, dann gegen die Stube, dann, wenn ihm Beides zu arg geworden, stand er auch einmal auf, und schaute zum Fenster hinaus. Was derweil die Knecht' und das Gesinde die selbige Nacht für ein Regiment und zu ihrer Kurzweil für eine gute Tractation geführt, das will ich für diesmal bei Seite lassen. In der Herrenstube aber ging es die ganze Nacht zu, wie oben gemeldet, so daß schier gar nicht geschlafen wurde. Des Morgens war man zu guter Zeit wieder zu Pferde und kam früh nach Reichshofen in das Städtlein. Das ist voreinst dem Grafen Jörg von Bitsch gewesen; der aber hat's seinem Vetter, dem Grafen Jacob, abgegeben. Da aß man denn zu Mittag. Graf Bernhard von Eberstein, der zu Hagenau geherbergt, gesellte sich daselbst zu der Compagnia. Nach dem Morgenessen kamen etzliche trunkene Bauern in das Wirthshaus; und dieweil die Selbigen von Reden und Gebärden gar abenteuerlich, so hatten die Herren ihre Kurzweil mit ihnen. Als nun die Herren weiter nach Bitsch ritten, da gab es naß' und kalt' Wetter; und dieweil man durch den wüsten und wilden Bitscher Wald reiten mußte

hatte der Graf Wilhelm einen seiner Lehnsleute, einen Kriegsmann genannt Jacob von Windeck, mit sich auf die Reise genommen; der Selbige unterwand sich, die Herren zu führen durch den Wald, der wahrlich groß und irrsam ist. Man ritt so lange hin und wieder, daß endlich Niemand mehr wußt', wo hinaus; und dabei regnete es mehrentheils, als ob man mit Kübeln schüttete. Jedoch half ihnen doch Gott, daß sie endlich wenngleich etwas spät, glücklich nach Bitsch kamen. Dort hatte Graf Jacob bei sich seine junge Vettern, Graf Eberwein von Hohenstein, Graf Allwig und Wilhelm von Sulz (ein elsasser Geschlecht) und den Grafen Ysenburg-Büdingen. Dann war auch noch da der Graf Lips von Hanau und dessen Sohn Philips; denn es war damals im Gemunkel, daß zwischen des Grafen Jacob Tochter und diesem Grafen Philipsen eine Heirath sollte vorgenommen werden, was auch nachgehends geschehen. Diese Grafen waren Alle vorher schon auf Bitsch. Wie nun die beiden alten Grafen von Eberstein auf Bitsch kamen mit ihrer Gesellschaft, da wurden sie hoch empfangen und in ihr Gemach geleitet. Aber sie konnten kaum die Mäntel ablegen. Denn es herrscht da der deutsche Brauch, daß man zunächst zur Tafel läuft und willkommen schreit, sonst muß man zur Straf' die Töpfe vom Heerde rücken. Es hatte also von den Gästen keineswegs ein Jeglicher die Gelegenheit, zu thun nach seinem eigenen Gefallen, und wie es die Nothdurft erfordert, sondern die Gäste wurden sofort vom Grafen Jacob von Bitsch und den anderen Herren zu Tisch geholet. Von dem Frauenzimmer war allda Jacobs Gemahl, eine Gräfin von Hohenstein, und deren beide Töchter; desgleichen Frau Kleopha, Graf Wilhelms von Sulz Gemahl; die verheirathete Schwester des Markgrafen Karl von Baden und noch eine ledige Schwester Namens Jacoba; auch Karls Mutter, eine Schwester des Grafen Jacob. Unter Anderm

wurde Graf Frowein, um ihn als Gast zu ehren und da er vorher noch nicht in Bitsch gewesen, zwischen die alte Gräfin von Bitsch und die junge Jacoba von Baden hinter den Tisch gesetzt. Nun ward ihm aber, sobald er hinter den Tisch und in einen so engen Pferch gekommen, im Leib etwas unrecht; also daß er vermerkte, wofern er sich bei Tisch viel nöthigen und geben lasse, ihm solches sehr zu Unstatten, ja sogar zu großen Schanden und Spott würde gereichen. Denn sinntemals er die Nacht zuvor in Schweighausen im Wirthshaus, und dann den ganzen Tag im nassen Wetter und aller Kälte zugebracht, kann man sich wohl denken, was ihm das Alles einen Unrath und Mangel im Leib zuweg gebracht. Derohalben durft' er sich nicht bewegen und regen. Aengsten halber brach ihm, wie natürlich, der Schweiß aus, also, daß ihm die hellen Tropfen an der Stirne und im ganzen Angesicht lagen, und Mancher wohl sah, daß ihm was fehlte. Aber Niemand wußt', was. Es sollt's auch damals Niemand wissen. Graf Bernhard von Eberstein verwunderte sich auch darob und sprach zu ihm: „Schwager, was sitzet Ihr also? is Euch nit wohl? Warum denn legt Ihr dem Frauenzimmer nicht vor?" Ach Gott, der gut' Herr hätt's ja gerne gethan; aber es hatte wie oben gemeldet, seinen besonderen guten Grund, und er durft' es nicht wagen. Wie nun das Nachtmahl nach „Bitscher Brauch" schon eine schöne Weile gewähret, da schickte der Graf Eberwein von Hohenstein einen Edelmann mit einem Maßglas voll Wein zum Grafen Frowein, und ließ ihm ansagen, er wolle mit ihm auf gute Kundschaft trinken. Er aber schlug es dem Edelmann mit Fug ab, und mit Bitt', ihn bei dem Grafen Eberwein zu entschuldigen und ihm zu vermelden, daß er gar nicht wohl auf sei, sondern sich recht übel befinde. Aber das wollte bei dem Hohensteiner nichts verfangen: er trank das Glas aus

und schickt' es dann dem Schwaben mit allerstärkstem Rheinwein gefüllt, mit Bitt', ihm nunmehro Bescheid zu thun und das nicht abzuschlagen. Der gute Herr Frowein stack nun hinter dem Tisch, war eng umsessen und kunnt' nicht weichen. Derohalten war er in größter Noth, mit dem Vorsatz, so er den Trunk gethan, wollte er sich so stellen, als ob ihm seine Nase schweißte (blutete), aufstehen und auskratzen, sage man auch dazu, was man wolle. Wie er nun ein Trunk des starken Weins thut, siehe da, da erwärmt der starke Rheingauer Wein den Magen dermaßen, daß er gleich eine Besserung empfand. Derohalben that er sofort noch einen größeren Trunk; und als er merkte, daß ihm der Wein bekam, da that's ihm um so wohler, und er trank aus.

Indeß war die halbe Mahlzeit vollendet; und also stand nach „Bitscher Brauch" das Frauenzimmer auf und ging weg, was die Mehrzahl der Gäste wohl zufrieden war. Nun hatte Graf Jacob von Bitsch vermerkt und Acht gegeben auf das groß' Glas mit schwerem Wein, und wie er hörte, daß dem Grafen Eberwein war Bescheid gethan worden, da hob er die selbig Nacht einen großen Trunk an. Das währet' über die halbe Nacht hinein. In Summa, durch Hilfe des guten und schweren Rheinweins verging alles Bauchweh, und wurden die Kranken allesammt wieder gesund. Die Herren blieben drei ganze Tage auf Bitsch. So sie aber noch drei Tage länger allda hätten sollen verharren, so ist kein Zweifel, es wäre ihrer ein Theil der übergroßen Unmäßigkeit halber krank geworden. Wären sie aber auch selbst dann noch länger allda geblieben, so ist es möglich, es wären vielleicht ihrer Etzliche gar verstorben, und statt des Mannes ein Trauer-Brief heimkommen.

Da ich aber nun einmal an dieser Materia bin, so will ich ein wenig von dieses Grafen Jacob Brauch und Ge-

pflogenheiten, die er auf Schloß Bitsch und an anderen Orten hatte, erzählen. Daß die Grafen von Zweibrücken, so man die Grafen von Bitsch derzeit nur nannte, ein absonderlich fürnehm und alt Geschlecht sind, ist, so achte ich, jedermänniglich, der sich auch nur ein wenig der Kenntniß derer alten Geschlechter beflissen, bekannt, und es ist glaubhaft, daß sie ursprünglich von den Grafen von Katzenelenbogen abstammen, so der Chatten Fürsten und Heerführer gewesen. Sie haben vor dreihundert Jahren oder etwas mehr ihre fürstliche Grafschaft Zweibrücken an die Pfalzgrafen bei Rhein vertauscht gegen die Herrschaft Bitsch, so vor Jahren das „Dominium Bidense" geheißen; und es bedünkt mich fürwahr, daß sie ein Austausch gewesen, wie der des Glaukos und Diomedes, [diese beiden homerischen Helden vertauschten bekanntlich ihre Rüstungen, und zwar eine goldene gegen eine eherne], heißt auf gut deutsch: „Ein Roß um eine Sackpfeife." Von da ab also haben die Grafen diese unfruchtbare und steinige kleine Welt hier innehabt mit ihren Hölzern und Hecken. Aber es ist ihnen zu unserer Vorfahren Zeiten ein unerwartet Glück widerfahren; denn wie man spricht, der Niedergang des Einen sei des Anderen Aufgang, so ist das auch allhier geschehen. Die fürnehmen und mächtigen Herren von Liechtenberg (im Elsaß) sind ausgestorben und alle ihre Güter sind an die beiden Grafengeschlechter von Bitsch und von Hanau gefallen. Da sind sie denn nun wieder in Ehre und Vermögen gekommen. Aber daneben gingen die Sachen auch wieder rückwärts. Denn das Geschlecht Bitsch steht jetzt auf diesen zwei Augen des Grafen Jacob. Der aber hat sein Lebtag lang ein solches Regiment geführt mit Essen und Trinken, daß er solcher Unordnung halber in allen deutschen Landen verrufen, und es kein Wunder ist, daß er keinen Sohn, sondern nur noch eine einzige Tochter hat, wiewohl er vor Jahren einen

Sohn gehabt hat. Der ist bei drei Jahr alt worden; so hat aber Graf Jacob eine solche Hoffahrt mit ihm geübt, daß es kein Wunder war, wenn Gott ihm selbigen wieder genommen.

So Graf Jacob einheimisch war und nicht hat über Land reiten wollen, ward das Morgenmahl um zehn Uhr ungefähr oder etwas früher angefangen; und es dauerte gewöhnlich auf vier Stund'. Woferne aber liebe und angenehme Gäste vorhanden waren, so hat es vor fünf Stund' niemals aufgehört. Nach dem Morgenmahl hat man nicht drei Stunden Pause, so fängt das Nachtessen an. Da kommt erst der Gaul ins Rennen, und erhebt sich dann das richtige Trinken mit: „Wir Zwei gegen die Zwei“ und sonstigem „Ad-coram-Nehmen“. Solches währet bis ungefähr um die zehn oder eilf Uhren in der Nacht. Alsdann, wenn manch' Einer getrunken, daß er schier nichts mehr sieht, so fängt das Spiel an. Da ratschte man denn noch so eine Stunde oder zwei. Darnach geht der Schlaftrunk an. Wer sich den ganzen Tag über und auch beim Nachtmahl zusammengenommen, der mag dann mit Essen und Trinken noch wohl zukommen. Dieweilen aber die Herren Grafen spielen, darf kein fremder Edelmann und auch kein Diener in das Zimmer kommen. Geschieht es dennoch, so sind Etzliche dafür bestellt und verordnet, die sind mit großen Pokalen und gutem Wein versehen und fertigen den Eindringling ab, daß er auf eine gute Stunde keinen Durst mehr verspürt. Ich hab's wahrlich selbst gesehen, daß ein Diener kaum nur einmal in den Saal hereingesehen, da ward er gestellt und ihm eine solche Weinkappe übergezogen, daß er froh war, wie er wieder hinauskam. Zwischendurch aber liefen die Knecht' und Buben mit großen Kannen und Flaschen im Schloßhofe hinter einander her und wer trinken wollt' und Durst hatt', der mocht's thun, da war kein Mangel. In Summa, es ging allewege zu, als wollte man

nicht lange mehr wirthschaften. Aber zum Schlaftrunk da wurd' neben dem Confect und den Confitüren noch allerlei Essen, wie Braten und Anderes, aufgetragen. Dabei bleibt es jedoch nicht. Jetzt ruft Graf Jacob einem Edelmann, man solle eine Speckſuppe machen. Dann muß man „Metzer Krammetsvögel“ machen, das ist ein geröstetes Brötlein; — dann blaue Hechte sieden; — bald Das, bald Jenes. Solch Schwelgen währet bis nach Mitternacht, etwa bis um zwei Uhr gegen Tag, zu Zeiten noch länger. Alsdann erst geht man schlafen. Und wenn auch ein solches Regiment sonst weder für die Seele noch für den Leib tauglich oder vortheilhaft ist, so ist es doch dazu gut, daß Einem die Flöhe bei Nacht weiter nicht lästig fallen. Des Morgens aber gehn Pfeifer, oder auch Trommelschläger, wenn Graf Jacob grade Besatzung in dem Schloß liegen hat, im Schloß und auf den Wällen umher, schlagen zur Morgensuppe und rufen dazu: „Woferne, Ihr lieben Brüder, alle Die, so gestern voll und toll gewesen, sich wieder erlaben und erholen wollen, so sollen sie kommen in diese oder jene Stuben; da werden sie ein Süpplein finden und des guten Weines genug!“ Da fangen denn die Abenteuer des Tages wieder von vorn an.

Es sind wirklich namhafte Leute dieser Schlemmerei und dieses Apicii wegen gestorben; und wenn ich es nicht selbst mit eigenen Augen gesehen, wär' mir's unglaublich gewesen. Auch habe ich glaubhaft vernommen, daß solch' Unwesen nicht allein zu denen Zeiten, so vornehme Gäst' und fremde Leut' vorhanden, sondern auch, so Graf Jacob allein mit seinen Jägern, Forstmeistern, Edelleuten oder was er sonst ihm genehmes Gesind haben mochte, so sei es in gleicher Weise gehalten worden. Sein Schwager, Graf Eberwein von Hohenstein, ist wegen des überschwänglichen Trinkens, so er dem Grafen Jacob zu Gefallen gethan,

kürzlich gestorben; und so ist auch seiner Schwester Sohn, der junge Graf Rudolph von Sulz, unwidersprechlich lediglich um derselben Ursach' willen ohne Leibeserben mit Tod abgegangen. In Summa, wie konnte Gesundheit und Gedeihen aufkommen bei einem so ungebührlichen und überfließenden Wesen? Des Menschen Leib ist von Fleisch, Bein und Blut formirt, und wenn er auch fest, wie Eisen oder Stahl, zusammen gefügt wäre, so muß doch auf's letzte ein solcher Wandel auf irgend eine Art auch das härteste Geschöpf oder gar Metall mit Gewalt, wie ein giftiges Aetz-Wasser, anfressen.

Das Frauenzimmer auf Bitsch war nur die erste Nacht zum Vorschein gekommen. Darnach kam's nit mehr hervor, sondern blieb hinten in seinem Gemach. Die fremden Edelleute aber, so mit dem Herrn Grafen dahin gekommen, wollten wegen des unmenschlichen Trinkens auch nicht heran, sondern aßen mit den Dienstleuten. Das war aber Graf Jacob durchaus nit zufrieden. Er wollt', sie sollten im Saal essen, und ließ ihnen entbieten, herauf zu kommen. Aber sie entschuldigten sich wiederholt und blieben aus. Solches Hin- und Her-Entbieten, das geschah einmal, zweimal und dreimal; und zuletzt entbot ihnen Graf Jacob von Bitsch, wenn sie nun endlich nicht kämen, dann werde er sie durch seine Trabanten in den Thurm werfen lassen. Und in der That, wären sie nit kommen, er hätt' sie, wie angedroht, holen und zum Thurm führen lassen. Doch sie hatten Menschenverstand. Sie kamen; damit war des Grafen Jacob Wille erfüllet und die große Confusion, welche drohete, glücklich abgestellt.

Aber zuletzt verdarb noch der Kellermeister zu Bitsch die Sache und ward er von wegen des Grafen Wilhelm von Eberstein in das Burg-Verließ geworfen. Und die Ursach' war die:

Graf Jacob von Bitsch hatt' befohlen, man sollt' seinen Gästen nur vom allerschwersten und stärksten Wein einschenken. Dieweil aber ein so überschwänglich und grausenhaft Trinken war, und der Graf Jacob für sich selbst alle Vortheil' und Praktiken gebrauchte, so machten die Gäste hinter dem Rücken des Grafen Jacob mit dem Kellermeister ein heimlich Abkommen, daß er ihnen, statt schweren, nur einen leichten Wein gab, was ihnen in dem Sauf-Turnier zu großem Vortheil gereichte. Aber Graf Jacob wurd' die Sach' gewahr; und da hatt' er ein so groß Mißfallen darob, daß er seinen Kellermeister allein um dieser Ursache willen einspunden ließ; und selbst dem alten Grafen Wilhelm von Eberstein gelang's nit, ihn wieder los- und freizubitten.

In Summa, es ist nicht wohl möglich, daß man's bei so unmöglichem Verschwenden auf die Dauer kann aushalten.

Gott weiß, wie das wird enden.

Uebrigens kann ich's nicht unterlassen, eine überaus gute Historia zu vermelden, die dem Grafen Jacob kurz zuvor auf Lichteneck begegnet. Jacob war mit seiner Schwester, der verwittweten Gräfin von Sulz, nach Lichteneck gekommen, traf aber daselbst seinen Schwager, den Grafen Konrad von Tübingen, nicht zu Hause. Als man nun zu Nacht aß, und Konrads Gemahlin, eine geb. Truchseß von Walpurg, mit ihren Gästen guter Dinge war, begab es sich, daß ein kleines Hündlein, ein Steuberle oder Pünscherle, wie man solche Hund' zu nennen pflegt, unter dem Tisch war, um dort die Knochen und was sonst abfiel, zu erschnappen. Ich weiß nicht, wer das Hündle unter der Tafel erzürnt oder ihm was zu Leid gethan. Aber unversehens schnappt es um sich und beißt den Grafen Jacob in die Wade; vielleicht hat er es auch gestoßen oder getreten. Darauf erblaßt Jacob und ruft seiner Schwester ganz kläg-

lich zu, sie wolle doch helfen und rathen, es habe ihn ein unsinniger (toller) Hund gebissen, er besorge, das koste ihm sein Leben. Ueber diese Rede erschrack Jedermänniglich. Jeder stand auf und erhob große Klage, besonders die Schwester. Der guten Gräfin von Tübingen war sehr bange, daß sich ein solch' Inconveniens in ihrem Hause begeben hätt'. In Summa, es war ein groß' Turba und Umherlaufen; der Eine rieth Das an, der Andere Jenes. Inzwischen läuft das klein' Hündlein zur Thür hinaus. Da schreit Graf Jacob: „Ihm nach, ihm nach! Liebe Freund', das ist der unsinnig Hund. Seht nur, wie er flieht, den Schwanz zwischen die Beine geklemmt. Fangt ihn. Lauft ihm nach, schlachtet ihn und bratet mir seine Leber. Das hilft!" Auf solchen Befehl stürzte Alles, Edelleut', Edelfrauen, Jungfrauen, Knecht', Buben und allerhand Volk, dem Hund nach. Wie aber der Hund sieht, daß man ihm nachjagt, fürcht' er sich noch mehr, und wahrlich nicht ohne Grund; wollte man ihm ja doch zu Leib und für den Grafen seine Leber braten. Also lief das Hündlein, was es laufen konnte, die eine Stiege hinauf und die andere wieder hinunter, hierhin und dorthin; und es war ein wildes Gedresch nach dem Hund', ehe man ihn konnte fangen. Indessen fand sich Jemand, der Verstand genug hatte, zu rathen, man solle doch lieber nicht gleich den Hund todt schlagen und die Leber braten, sondern erst einmal feststellen, ob er wüthend (toll) sei, oder nicht. Diese Meinung drang denn auch endlich durch, und selbst der Graf Jacob beruhigte sich dabei.

Wie man also den Hund hatte, hielt man ihm Essen vor, dieweil man sagt, daß kein wüthender Hund gekochte Speisen esse. Also da man nun dem guten Hunde gebratenes Fleisch und andere gute Bißlein vorwarf, da griff er zu; und er hätt', glaub' ich, ein halbes Kalb aufgefressen,

so wenig war er wüthend. Um jedoch den kranken Grafen zufrieden zu stellen, mußte man ihm den Hund vor die Augen bringen und ihn essen lassen, daß er es selber sah. Aber Graf Jacob wollte sich doch nicht die Hosen ausziehen lassen, sondern man mußte sie ihm von den Schenkeln herunter schneiden. Da fand sich denn, daß der Hund nur mit zwei Zähnen ihm ein kleines Grifflein gegeben. Gleichwohl brachte man den Grafen mit feierlichem Ernste zu Bette. Er schlief darin ohne Unterbrechung die ganze Nacht durch den gesundesten Schlaf; und da es den andern Tag wieder gut war, hatte man keine Ursach' nach dem Wundarzte zu schicken, und war die Sache zu Ende.

Von des Grafen Reisen über Land, da wäre ein besonderer Tractatus zu machen. Denn wenn er Willens war, an einen Ort zu reiten, so fing er damit an, seinen Morgenimbiß zu nehmen. Das währte manchmal von Morgens 7 oder 8 Uhr bis um 3 oder 4 Uhr Nachmittags. Das nannte man „die Bitscher Suppe", und ist zu einem Sprüchwort geworden. Während er nun acht Stunden lang seine „Suppe" ißt, müssen drunten im Schloßhofe die Knechte auf ihren Gäulen halten und auf ihren Bacchus warten. Was ihm von ihnen, während er an seiner „Suppe" sitzt, gegönnt und angewünscht wird, das möcht' ich nicht mit ihm theilen. Geht es dann gegen Abend, so fängt die Reise dann erst an. So kommt er denn mehrentheils erst um oder nach Mitternacht in die Herberg, im guten Glauben, er seie ganz willkommen da, wo er so zur Unzeit anlangt. Seine Köche schickt er voraus; die müssen oft zum zweiten und dritten Mal kochen und immer wieder von Neuem anrichten, ehe er ankommt. Was bei All' dem für Nutzen herausspringt, ist leicht zu erachten, besonders da er mehrentheils mit starker Bedeckung reist, also mit dreißig, vierzig, ja fünfzig und mehr Pferden. Es ist zu

verwundern, daß seine nächtlichen und unzeitigen Reisen so gut ablaufen, namentlich da er von Körper ein schwerer und zu Roß unbeholfener Mann, und dabei meistens knüppelvoll ist. Dieses Reisen und bei Nacht Umherterminiren haben ihm seine Vettern, die Grafen von Sulz, so ziemlich abgelernt, so daß auch sie selten bei Tag in's Quartier kommen, sei's bei Freunden oder in der Herberg'.

Das Schloß Bitsch hat übrigens der Graf Jacob wohl ausbauen lassen; und da es ziemlich hoch auf einem überragenden hohen Felsen gelegen ist, so hat er die Bewohner des Städtleins Bitsch, welches vordem den größeren Theil des Felsens einnahm, während das Schloß nur den kleineren Theil von Alters her innegehabt, abgefunden. Die haben hernach ihre Häuser herunter in das Thal gebauet; er aber hat alle Häuser des oberen Städtleins abgebrochen, und rund um den Felsen herum auf drei Seiten einen Wall aufgeführt. Auf der vierten Seite aber liegt das Schloß dem Ort so nahe, daß er einen Wall oder andere Festungswehr nicht hat bauen können. Da wurde das Städtlein ummauert.

Ungefähr fünf oder sechs Jahr nach der Zeit, darvon ich oben geschrieben, hat er seine einzige Tochter Fräulein Mariane, dem jungen Grafen Philipsen von Hanau-Lichtenberg vermählet, und ist die Hochzeit auf dem Schlosse Bitsch mit so überschwänglichen Unkosten und Pracht gehalten worden, dergleichen von einer Grafenhochzeit in langer Zeit nicht erhöret worden. Darauf aber sind die beiden Mitschwieger uneinig geworden; und seitdem führt der von Bitsch, wo er auch hinreist, seinen Schatz, bestehend in etzlich-tausend Gulden baar Geld, stets überall mit sich, wie man glaubt, damit es seinem Schwiegersohne, oder dem Mitschwieger, wenn Gott ihn unversehens abrufe, nicht in die Hände falle.

Also ist es ein Jammer, da der Segen Gottes nicht beiwohnet."

* * *

Als ich meine Vorlesung beendigt hatte und den Hauptmann — denn das war mein norddeutscher Bundesbruder, mit dem ich damals vor Metz mich über Bitsch unterhielt, — fragte, was er von der Geschichte halte, sagte er:

— „Donnerwetter, Doktor, so was laß ich mir eher gefallen, als Ihr verwünschtes Sanskrit, womit Sie mir zuerst zu Leib gehen wollten. Das ist ja eine gar zu reizende und schnurrige kleine Geschichte. Wie das Alles so schön klar herauskommt, wie die Personen so charakteristisch hervortreten und doch so lustig durcheinander wirbeln und wimmeln. Aber doch eine etwas verkommene Zeit, dieses „große sechzehnte Jahrhundert"! Alles in Verwirrung und Auflösung! Kaiser Carolus Quintus überall in der Welt herum seiner phantastischen Universalmonarchie nachjagend; in Spanien, in Italien, in Algier, — überall, nur nicht in Deutschland! Die Ritter cujoniren und hänseln die Bauern. Sie verachten die Bürger; und die Städte machen ihnen dafür die Thore vor der Nase zu. Vor den Villen der städtischen Patrizier werden sie zurückgewiesen, weil sie „verdächtiges Volk" sind. Es sind noch dieselben reichsunmittelbaren und ritterbürtigen Geschlechter, welche diesseits und jenseits des Rhein, — dort im Schwaben-, Alemannen- und Frankenlande — hier im elsasser und lothringer Reichslande — ihre reichen Besitzungen haben. Aber der besoffene Graf unterscheidet sich wenig vom trunkenen Bauer, mit dem er unziemliche Kurzweil treibt. Während Frankreich sich immer mehr zu politischer Einheit und wirthschaftlicher Freiheit im Innern zusammenschließt und damit stets neuen Boden für seinen Kulturfortschritt gewinnt, haust

jeder dieser Grafen für sich allein auf seinem Schloß. Er befestigt dasselbe und hält sich seine reisigen Lanzknechte. Allein um Kaiser und Reich kümmert er sich das ganze Jahr nicht. Sich selbst betrachtet er als Mittelpunkt der Welt. Von seinen mittelalterlichen Vorfahren hat er alle Laster, aber keine einzige ihrer zahlreichen und großen Tugenden geerbt. Kleine Duodez-Tyrannen, ruiniren sie sich durch einen barbarischen, sinn- und geschmacklosen Luxus und werfen den in's Burgverließ, der an ihrer Völlerei nicht theilnehmen will. Sie sind wahrlich „toller" und „unsinniger", als der von ihnen mit Unrecht beargwohnte Pinscher. Da wird es Einem denn recht begreiflich, daß solche heruntergekommene phantastische Edelleute, welche ihr ganzes Augenmerk nur darauf richteten, ihre Person, ihr Geschlecht und ihren Besitz durch Trunk zu ruiniren, nicht fähig sind, der wachsenden Macht des politisch und militärisch bereits geeinigten Frankreich Widerstand zu leisten. — Aber gestehen Sie mir nur offen: Nicht wahr, die Geschichte ist nicht aus einer alten Chronik? Sie haben sie selbst componirt? Sie klingt fast gerade, als wär' es ein Capitel aus Ihrer Geschichte der Kleinstaaterei!"

— Nein, Capitano, da irren Sie sich doch. Ich wollte, ich könnte so was erfinden und so richtig den Ton des 16. Jahrhunderts treffen. Allein ich darf mich nicht mit fremden Federn schmücken. Die Geschichte steht wirklich wörtlich in der „Zimmerischen Chronik".

— „Zimmerische Chronik, was ist das? Nie was davon gehört!"

— Es ist die Geschichte einer reichsritterschaftlichen, später gräflichen Familie Schwabens, derer von Zimmern, welche sich auch zuweilen Zimbern schrieben, um anzudeuten, daß ihre Vorfahren schon in alten Zeiten in Gemeinschaft mit den Teutonen das alte römische Reich unsicher gemacht

hatten. Diese Chronik stammt aus dem 15. und 16. Jahrhundert und ist für die Geschichte dieser Zeit eben so reich als zuverlässig, während sie sich über die früheren Perioden vielfach in Fabeln ergeht. Wer ihr Verfasser ist, kann man von ihr so wenig sagen, wie von den unsterblichen Gesängen Homeros'. Ein ganzes Geschlecht hat daran gearbeitet. Es scheint, ein Jeder der Grafen, welcher die Feder zu führen verstand, namentlich aber im 16. Jahrhundert die Grafen Frowein und Wilhelm, haben, was ihnen wissenswerth dünkte, aufgeschrieben, und zwar Anfangs auf lose Blätter und Bogen; die hat man denn später zu stattlichen Bänden zusammen gebunden; und endlich ist in dem dritten Viertel des 16. Jahrhunders ein gelehrter Redaktor darüber gekommen und hat das Ganze zusammengeschrieben in ein zierliches Deutsch, das ich meinerseits in der Abschrift oder dem Auszug, den ich Ihnen vorgelesen, etwas verdorben, d. h. von vielen schwäbisch-alemannischen Dialekt-Eigenthümlichkeiten, welche heut zu Tage das Verständniß erschweren, gereinigt habe.

Entstanden ist die Chronik auf dem Schlosse Zimmern, welches zwischen dem alemannischen Rottweil und dem schwäbischen Oberndorf, unweit des Neckar liegt. Der Schluß-Redaktor war Hans Müller aus Meßkirch, früher Obervogt in dem soeben bereits erwähnten Städtchen Oberndorf am Neckar. Wie löblich seine Ansichten von der Aufgabe eines Geschichtsschreibers sind, und wie sehr solche allen modernen Historikern zu wünschen wären, mögen Ihnen folgende Stellen beweisen, welche ich mir ebenfalls aus der Chronik ausgezogen habe:

„Der Historias schreiben und alte Geschichten verzeichnen will, der soll nichts verschweigen, sondern die Wahrheit, so viel sie ihm bewußt, anzeigen und hierin Niemanden schonen. Die andern Historici übergehen dieses Alles,

und wagt Niemand der großen Herrn Privatleben anzurühren, oder sonstwie der Katze die Schelle anzuhängen, sondern schreiben mehrentheils nur ihres Bauches oder Gewinnes wegen, daran sie doch höchst unrecht thun und eher Schmeichler und Ohrenmelker, als Historici zu nennen wären. Denn nicht allein, was löblich und so das Licht erträgt, ist zu beschreiben, sondern vielmehr auch das Unlöbliche und Ungebührliche, damit die Nachkommen dessen gedenken und es einsehn, warum etwa Gott ein ganzes Reich sinken läßt und mit erschrecklichen Strafen heimsucht. Endlich soll der, so Historias schreiben will, nicht nur die ernsthaften Händel, sondern auch Anderes, was sich Lächerliches und Schimpfliches zugetragen, melden, denn man muß zu Zeiten den ernsthaftigen und leidigen Fällen und Geschichten auch etzliche gute Schwänke und lustige Possen anhängen, damit also die Handlungen durcheinander gemischt, und die Leser bei guter Laune erhalten werden."

Das ist also Hans Müllers Programm; und er hat in seiner Chronika leidlich Wort gehalten. An das Gerüste einer Geschichte Derer von Zimmern reiht sich darin eine Darstellung der gleichzeitigen Zeitereignisse, eine lebendige Schilderung von Personen und Oertlichkeiten, Geschichten anderer vornehmer Geschlechter, Aufzeichnungen über Sitten und Gewohnheiten, Sagen, Sprüchwörter, Lieder, Gebräuche, volkswirthschaftliche, rechtliche und sonstige Culturzustände; und zwar das Alles in solcher Fülle, daß ich in der That kein Buch aus dem 16. Jahrhundert kenne, welches so reich ist an interessanten Einzelnheiten, namentlich von culturhistorischem Werthe.

— „Nach der Probe, die Sie mir mittheilten, zweifle ich nicht an Ihrer Empfehlung. Ist denn dieses wundervolle Buch gedruckt?"

— Ja, vor Kurzem hat es Herr Dr. Barack, fürst-

licher Hofbibliothekar in Donaueschingen, mit echt philologisch-historischer Sorgfalt herausgegeben. Es ist in Tübingen erschienen und bildet vier dicke Bände.

— „Ich werde mir das aufschreiben und wenn der Krieg zu Ende ist, mir das Buch bei der königlichen Bibliothek leihen. Ist es schön, wie ich denke, so werde ich beim Lesen noch oft mit Dank und Vergnügen Ihrer und unseres gemeinsamen Quartieres gedenken."

VI.

Deutsche Sprachgrenzen.

Das bäuerliche Elsaß ist noch durch und durch deutsch. Das Bischen französische Farbe, das man darüber gestrichen hat, ist so dünn aufgetragen, daß überall der deutsche Grundstoff durchschimmert. Auch sitzt dieser Anstrich so wenig fest, daß er bei einer so heftigen Erschütterung, wie die jetzige ist, wieder abfällt. In den größeren Städten hört man allerdings sehr viel Französisch; aber die Leute, die es parliren, verstehen und sprechen, wenn's sein muß, auch alle recht gut Deutsch. Ja, sie führen zuweilen sogar eine sprachliche Doppelwährung, einen deutsch-französischen Parallelismus, welcher sich recht seltsam ausnimmt. Als ich vor dem Krieg einmal in Straßburg war und eben in den Münster hineinsteuern wollte, trat mir vor dem Portal ein fliegender Buchhändler mit gedruckten Münster-Führern entgegen, die er mir mit folgenden Worten anbot: Voilà, Monsieur — schaun's lieb's Herrle — la déscription de la cathédrale — die Beschreibung vom Münschter — avec beaucoup de gravures — es sind auch vill schöne Grawürle drin."

Die Bezeichnung der Kupferstiche mit dem Worte „Grawürle" — das französische „gravure" mit dem deutschen Diminutivsuffixum „le", ist ein elsasser Originalprodukt. Die Bauern sprechen ausschließlich deutsch und nur in wenigen Strichen bedienen sie sich eines Französisch-Deutsch, welches nach ganz gleicher Methode gebaut ist, wie jener deutsch-amerikanische Jargon, welcher z. B. in Pennsylvanien von den ein wenig amerikanisch angekränkelten süddeutschen Bauern gesprochen wird und auf's Vortrefflichste wiedergegeben ist in den vor einiger Zeit erschienenen Gedichten „Breitmann's Party". Der vollständige Titel dieses höchst amusanten Werkes lautet: „Hans Breitmann's party, with other ballads by Charles G. Leland. Philadelphia u. London". Es hat schon ein Paar Dutzend Auflagen erlebt und ist ein unversiegbarer Quell der Heiterkeit. Hier eine kleine Probe aus dem Elsaß: Eine Bäuerin, welche ihrem Jungen sagen will, er soll die Hühner aus dem Garten jagen, drückt dies so aus: „Jeanche, chasse emol (einmal) die Hinkel (fränkisch-alemannischer Dialekt, = Hühner oder Hühnchen) aus'm jardin."

Im Uebrigen aber versteht der elsasser Bauer, und zwar an vielen Orten mit Inbegriff des Maire, absolut kein Französisch. Da aber letzteres für die ausschließliche Sprache der Gerichte und der sonstigen Behörden erklärt ist und dieser Sprachzwang mit der eifrigsten Konsequenz durchgeführt wird, so ist der Bauer auf diejenigen Personen angewiesen, welche Französisch und Deutsch zugleich verstehen; und das ist Monsieur le Curé, der Pfarrer oder Prediger, und Monsieur l'instituteur, der Lehrer. Erhält der Bauer den Erlaß einer Behörde, so bringt er ihn einem der genannten Herren zum Verdolmetschen, und ebenso bedient er sich ihrer Hülfe zum Anfertigen schriftlicher Eingaben. Dem mündlichen Verkehr mit den französischen Beamten sucht er

nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen. Dies Verhältniß macht den Bauer von den Geistlichen und Lehrern abhängig. In den katholischen Orten herrscht außerdem aus noch anderen Gründen der Pfarrer in hohem Grade über die Bevölkerung. Der Geistlichkeit, der evangelischen so wenig, wie der katholischen, kann man nicht nachsagen, daß sie für die französische Sprache starke Propaganda gemacht hätte. Freilich mögen sehr abweichende Motive bei dem Einen oder dem Andern obwalten. Der protestantische Lehrer im Elsaß ist durchschnittlich für Deutschland, das er als den Hort seiner Kirche betrachtet. Er ist für das Deutsch, weil es die Sprache Luthers ist. Der katholische Kurat dagegen, auch wenn er selbst eine durchaus französische Bildung und Geistesrichtung hat, liebt das Französische nur für sich, aber nicht für seine Bauern. Er sagt sich: „Die französische Literatur, namentlich die Tagesliteratur und die Zeitungen, sind antikirchlich; lernen die Bauern französisch, so werden sie sich nicht auf die in dieser Sprache erschienenen, höchst vortrefflichen homiletischen und rituellen Schriften, auf die Gebet= und Gesangbücher beschränken, sondern auch nach anderen Büchern und nach den Zeitungen greifen und daraus das Gift der Freidenkerei und der Unbotmäßigkeit einsaugen; deshalb lieber gar keinen französischen Stoff, als schlechten. Was das Deutsche anlangt, so taugt zwar diese Literatur in dieser Hinsicht auch nichts, aber ich bin sehr wohl im Stande in Gemeinschaft mit der weltlichen Obrigkeit, die mir hierin starke Hand leistet, die deutschen Bücher und Zeitungen abzuwehren.“ Dies ist, so versicherten mich Einheimische, der Grund, warum auch die katholische Geistlichkeit im Elsaß das Umsichgreifen der französischen Sprache nicht allzusehr begünstigt.

Ich bin geneigt, diese Darstellung für richtig zu halten. Denn ich habe Aehnliches vernommen an einer anderen

Sprachgrenze, nämlich in dem österreichischen Herzogthum Kärnten, wo das Deutsche und das Wendische (Slavische) durcheinander laufen. Ich habe dort zweimal die Alpen durchstreift, und zwar in einem Zwischenraum von mehreren Jahren. Das letzte Mal kam ich dorthin aus Graubünden, wo ich die Wahrnehmung gemacht hatte, daß die sogenannte „romaunsche" Sprache [ein altes Idiom, das dem Latein näher liegt, als das heutige Italienisch — der Tisch z. B. heißt auf Romaunsch (auch Ladinisch oder Romanisch genannt) nicht tavola, sondern meisa (mensa) — und das in Graubünden sowohl, als auch in dem benachbarten Tirol (z. B. im Grödener Thale) ein partielles Zwischengebiet zwischen dem deutschen und dem italienischen Sprachgebiete bildet] daß diese Sprache, sage ich, von der Nordseite her sehr rasch durch das Deutsche verdrängt wird, während in Tirol umgekehrt das Italienische, vom Süden her, rascher avancirt.

In Kärnten nun fand ich, daß das Deutsche nicht vorrückte. Im Gegentheil, es drohte zurückzuweichen; denn Deutsch sprachen in der Regel nur ältere Leute. Die Jugend sprach ausschließlich wendisch, oder wie sie dort sagen, „windisch". Diese Thatsache fiel mir umsomehr auf als dieses slavische Idiom außerordentlich arm zu sein scheint. Denn ich bemerkte, daß die Worte, welche Dinge aus dem höheren Gebiete der Kultur oder der Industrie, oder auch der menschlichen, namentlich der häuslichen Bedürfnisse ausdrückten, entweder dem Italienischen oder dem Deutschen entlehnt und nur ein wenig wendisch zugestutzt waren. Da damals schlechtes Wetter eintrat, war ich in der Nähe von Villach genöthigt, auf einer Strecke den Stellwagen, ein Mittelding zwischen Post und Omnibus, das durch seine Konstruktion an die Zeiten der Pfahlbauten erinnerte, zu benutzen. Ich traf darin u. A. auch eine wohlhabende

Bäuerin aus dem nächsten Dorf, und da sie, obgleich slavischer Rasse, doch Deutsch ziemlich gut sprach und verstand, so unterhielt ich mich mit ihr über Land und Leute; u. A. fragte ich sie, ob denn die Kinder in der Schule nicht Deutsch lernten, meines Wissens sei das doch für ganz Kärnten gesetzlich vorgeschrieben.

— „Nein,“ antwortete sie, „sie lernen's nitt. J möcht' schon lieber, daß meine Kinder Deutsch lernten, denn es ist leichter zu schreiben (?); und man kommt damit besser durch die Welt, wo man ja das Windisch nitt versteht. Ich möcht's gerne und der Schulmeister möcht's auch schon. Aber die geistlichen Herren, die selber Deutsche sind, wollen's nitt. Das ist nichts für die Kinder, sagen's, denn im Deutschen hat's gar so viele böse Bücher; und die dürfen's nitt lesen; sonst leiden's Noth an ihrem Glauben und ihrer Seel' und kommen nimmer in's Himmelreich; im Windischen aber sagen's, da giebt's koa Buch, als a Katechism und a G'betbuch, und das ist g'nug für an richtig'n Christ'n-Mensch'n. So sagen die geistlichen Herrn. Aber schaun's, i bin selber a Windische, aber das sag' i doch, Deutsch muß man lernen, denn man kann doch koa windische Briefe schreib'n, die verstehen's ja draußen nitt. Und wenn man vom Deutsch-Les'n in die Höll'n käm', dann müßten die geistlich'n Herrn selber z'erst n'einkommen. Denn sie sind ja selbst Deutsche und thun immerfort deutsche Bücher und Zeitung'n les'n.“ So geschehen am 7. August 1864 im Stellwagen zwischen Verden und Villach. Ich habe es wörtlich zu selbiger Stunde in mein Notizbuch niedergeschrieben, so tiefen Eindruck machte auf mich diese subjektiv harmlose und objektiv so grausame Kritik einer windischen Bäuerin gegen deutsche Priester, welche gegen ihre eigene Muttersprache wüthen, um ihrer, auf Unkultur gebauten Herrschaft nicht verlustig zu werden. Die österreichische

Regierung scheint mit den geistlichen Herren einverstanden. Denn auch in solchen Distrikten, wo man Deutsch sprach, erließ sie ihre Publikationen auf Wendisch. Dieselben prangten auf Stangen am Weg. Die Ueberschrift lautet „Opiminj", und ich ließ mir sagen, daß auf Wendisch dies „Bekanntmachung" heiße. Seitdem war ich nicht mehr dort. Ich vermuthe aber, es ist unter dem Grafen Beust nicht besser geworden.

Schon damals sagte mir in Graz, der schönen steierischen Hauptstadt an der Mur — ein witziger Franzose nannte sie la ville des graces au bord de l'amour — ein dort wohnhafter, zwischenzeitig verstorbener Naturforscher: „Es ist eine Sünde und Schande, wie sehr in Oesterreich das deutsche Bürgerthum zurückgesetzt wird hinter die Aristokratie und die nichtdeutschen Nationen. Die Regierung thut dies nur deshalb, weil das deutsche Bürgerthum in erster Linie liberal ist und ein streng konstitutionelles Regiment verlangt. Deshalb glaubt sie es unterdrücken zu müssen. Sie merkt nicht, daß sie, indem sie das thut, dem ungarischen Bauern gleicht, welcher den Ast absägt, worauf er sitzt. Und wenn sie endlich in der Stunde der Noth dem deutschen Bürgerthume ruft, wer weiß, ob es dann nicht schon seinen Blick nach einer andern Seite, nach Norden oder nach Westen gerichtet hat und weder auf jenen Ruf hören, noch auch kommen will? Oder ob es kommen kann? Ob es nicht schon so herunter regiert ist, daß es die Regierung nicht mehr stützen kann? Denn stützen kann man sich nur auf ein Ding, das fähig ist, Widerstand zu leisten. Doch ich hoffe, im schlimmsten Falle wird uns Deutschland die rettende Hand reichen; denn wir sind nicht Schuld daran, daß es nichts ist mit dem „Kultur nach Osten Tragen", dem „deutschen Berufe Oesterreichs" und ähnlichen schelmischen Redensarten, welche in Wien ersonnen und draußen im Reich

gutgläubig nachgesprochen werden. Die Regierung aber wird ihre Strafe erhalten für ihr undeutsches, von politischem Vorurtheil diktirtes Verfahren."

Ich hielt damals dieses Urtheil für hart, für ein Produkt augenblicklichen Mißmuthes. Aber ich habe mich später überzeugt, daß es insofern einen thatsächlichen Anhaltspunkt hat, als in Oesterreich überall die deutsche Sprache im Niedergange ist im Kampfe mit anderen Sprachen, welchen sie weit überlegen oder mindestens doch ebenbürtig ist. Sie weicht zurück, nicht nur in Böhmen, sondern auch in Tirol. In Trient war vor dreißig Jahren noch ein deutsches Theater. Jetzt erhält man auf eine deutsche Anrede nie eine andere Antwort als: „Non capisco, Signor". Selbst in dem schönen Botzen, einer durch und durch deutschen Stadt, wo man früher kein anderes Wort hörte, als Deutsch, greift jetzt schon das Italienische immer mehr um sich. Der Zimmerkellner heißt schon der „Camerier" (cameriere), der Kaffeekellner der „Botteke" (bottega) und der Wirth der „Patron" (padrone).

Was das romanische Zwischengebiet zwischen Deutsch und Italienisch anlangt, von welchem ich eben gesprochen, so predigt im schweizerischen Engadin der Pfarrer den einen Sonntag romanisch, und den andern deutsch, in Tirol dagegen im Grödener Thal den einen Sonntag romanisch, den andern italienisch. Letzteres entspricht wohl den Interessen des Klerus, aber nicht den Wünschen der Bevölkerung, welche zwar romanisch ist, aber, abgesehen von dieser Sprache, dem Deutschen den Vorzug giebt vor dem Italienischen, schon aus dem einfachen Grunde, weil sie mehr Verkehr mit Deutsch-Tirol hat, als mit Wälsch-Tirol. Fährt man von Trient mit der Eisenbahn nach Norden, so heißt die zweite Station San Michele, die dritte Salurn, die vierte Neumarkt. Neumarkt ist deutsch. San Michele ist italienisch,

und wird von den Deutschen Wälsch-Michel genannt. Bei Wälsch-Michel mündet der Noce-Bach in die Etsch. Etwas oberhalb der Mündung liegt auf dem rechten südlichen Ufer des Baches Wälsch-Metz und auf dem linken (nördlichen) Deutsch-Metz, auf italienisch Mezzo lombardo und Mezzo tedesco. Hier haben wir die Sprachgrenze ausgedrückt in den Namen der Ortschaften. Diese beiden Nester sind uralt. In den ältesten Urkunden, worin sie vorkommen, werden sie auf lateinisch Meta longobardica und Meta theodisca genannt, und die Gelehrten behaupten, vormals habe das erstere die Grenze des großen Longobarden-Reiches und das letztere die des Landes der Bajuvarier bezeichnet, welche beide hier zusammenstießen.

Diese Meta, dieses Mezzo, oder Metz, an der Etsch und an der Noce, führt uns nach Metz an der Mosel. Von dem letzteren glaubt man, sein Name hänge zusammen oder stamme ab von Mädchen oder Metze, und man macht dafür geltend, daß schon am Beginn der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als Kaiser Karl V. Metz und Magdeburg erfolglos belagert hatte, man den Spottvers auf ihn machte:

„Die Metz und die Magd
Haben ihm abgesagt“ (nämlich den begehrten Tanz).

Auch ließe sich zur Noth weiter noch dafür anführen, daß verschiedene Festungen, welche man für unüberwindlich hält, seit Alters eine Jungfrau im Wappen hält. Nicht nur Magdeburg, sondern auch z. B. Komorn in Ungarn. Letztbesagte Jungfrau neckt ihre Freier damit, daß sie sie an jedem Tage mit einem ewig wiederholten „Komm morgen“ auf den andern Tag vertröstet. Daraus, aus dem „Komm morgen“, soll der Name Komorn entstanden sein. So sagt man in Ungarn.

Allein man vergißt, daß die Stadt Metz weit älter

ist, als die Festung Metz, und daß Spottlieder nicht gerade zu etymologischen Zwecken verfaßt werden, sondern mehr um die Leute zu ärgern.

Was nun das Wort „meta" anlangt, so bedeutet es in der Sprache der alten Römer ursprünglich nichts als einen Heuschober. Als aber in Rom der Sport, und insbesondere diejenige Spezies, welche man in Berlin Hoppegarten nennt, aufkam, pflegte man an das obere und untere Ende der Rennbahn, da wo der Wettfahrer (man pflegte damals nicht zu reiten, sondern zu fahren) umbiegen mußte, Säulen von Heuschober-Format zu errichten, welche man ebenfalls „Meta" nannte. Die meta sudans in Rom ist ja bis heute erhalten. So entwickelte sich aus dem sehr konkreten Begriffe „Heuschober" der etwas abstractere „Grenze" oder „Wendepunkt". „Non mediam coeli metam contigerat", sagt Virgilius; und dieselbe Zeit, welche hier Virgil die meta nennt, nennt der heutige Italiener noch die Mezza, das ist 3 ½ Stunden nach Eintritt der Nacht. Diese Bedeutung des Wendepunktes, der Grenze, insbesondere der Sprachgrenze, vindicirt man — ich kann im Augenblicke nicht feststellen, mit welchem Rechte — auch dem Ortsnamen Metz, der in alten Urkunden übrigens auch Mettis geschrieben wird, und Mès, so wie man ihn heute noch dort ausspricht. Wie das Metz im Thale der Etsch die Sprachgrenze zwischen Deutsch und Italienisch signalisirt, so das Metz an der Mosel die zwischen Deutsch und Französisch. Beides kann aber auch von Medium, d. i. die Mitte zwischen zwei Sprachgebieten, kommen. In der That reicht das Deutsche in Frankreich etwas weiter nach Westen hinein, als man in Deutschland glaubt. In dem Departement der Meurthe findet sich auf den officiellen französischen Karten ein Wald, als „la forêt de holz" bezeichnet, und noch in Saarburg hörte ich Schulkinder auf

der Straße auf Deutsch spielen, d. h. sie sprachen deutsch die feierlichen bestabten Worte, die „verba solemnia“ möchte ich sagen, diese Worte, welche sich Jahrhunderte lang von einem Kindergeschlecht zum andern fortgepflanzt haben, und in der That, sehr wichtige Urkunden bilden sowohl für Sprach- als auch für Kulturgeschichte; sie sprechen sie ganz mit derselben alemannischen Zunge, wie man sie auf den Straßen von Karlsruhe oder von Freiburg im Breisgau hört.

Metz ist jedoch heut zu Tage nicht Sprachgrenze, vielmehr liegt dieselbe ein wenig weiter gen Osten. Fast ganz Deutsch dagegen ist der Theil des Moseldepartements, welcher auf dem rechten Ufer des Flusses liegend sich nach der bairischen Pfalz, nach der preußischen Rheinprovinz und und nach Luxemburg zu ausdehnt. Hier ist überall das Deutsche entschieden vorherrschend. Auch die Ortsnamen werden dort nie in jener verballhornten Form, in welcher sie in den Akten der französischen Behörden vorkommen, sondern in ihrem ursprünglichen deutschen Wortlaut ausgesprochen. Der Bauer scheint das Wort „Thionville“ gar nicht zu kennen. Er geht nach „Diedenhofen“ oder nach „Hofen“ schlechtweg. Derselbe spricht zwar von dem französischen Staat mit Achtung und Anhänglichkeit, aber von der französischen Rasse, von den „Wälschen“ will er nichts wissen; und von Paris erst recht nichts; er behauptet, die Pariser seien Windbeutel und verständen nichts als Revolutionen zu machen und die Steuern der Bauern in die Höhe zu schrauben. Merkwürdig ist, wie in diesem Winkel der Dialekt der Deutschen rasch wechselt. Im Süden spricht man noch alemannisch, wie im Elsaß; in der Mitte fränkisch, wie in der bairischen Pfalz; und im Norden jene veraltete (wirklich und wörtlich „altfränkische“) deutsche Mundart, welche in den Luxemburger Wäldern herrscht. Der Deutsche hat hier in der That durchweg einen etwas alt-

modischen Charakter. Man merkt, daß die Leute, welche es reden, abgelöst sind von der großen gemeinsamen Quelle der Bildung und Fortentwickelung der Muttersprache. Im Elsaß ist das zwar auch ein wenig der Fall, aber es macht sich doch weniger schroff geltend. Auch findet man im Elsaß, namentlich im protestantischen Elsaß, deutsche Bücher. Hier nicht; man scheint überhaupt in diesem Winkel nicht viel zu lesen; weder deutsch, noch französisch. Desto eifriger liegt man dem Schmuggel ob. Es ist auch des Schmuggels wegen, daß die Leute nicht deutsch werden wollen. Letzteres rückt sie nämlich mehr von der Grenze. Der Schmuggel, das von den Schutzzöllnern erzeugte Metier, führt wie gewöhnlich weiter auf der abschüssigen Bahn der Untugend. Auf der deutschen Seite sagte man uns: „Die Kerle sin All Kühdieb'". Mein Reisegefährte, ein Norddeutscher, verstand die im raschen Tempo des dortigen Dialektes gesprochene Redensart nicht. Er fragte mich nachher: Was bedeutet denn das französische Wort „cudib" eigentlich? Ich machte ihm klar, das sei ein gutes deutsches Wort und solle ausdrücken, daß unsere lieben Nachbarn und in Zukunft auch politisch wieder mit uns vereinigten Landsleute im dortigen Moselgebiete zuweilen derselben Beschäftigung oblägen, wie weiland der edle Dulder Odysseus und dessen Gefährten, nämlich dem Finden von Rindern, welche noch nicht verloren sind. Dies Mißverständniß erinnert mich lebhaft an ein anderes unserer, französische Gefangene eskortirenden Soldaten. Sie rufen nämlich auf dem Marsche den Franzosen zu: „Pascholl" und glauben, das bedeute auf Französisch „vorwärts". Indessen darf man das den Leuten nicht allzu hoch anrechnen. Denn zwei berühmte französische Schriftsteller, wovon Einer einen deutschen Namen führt und deutscher Abstammung ist, die Herren Erckmann und Chatrian haben sich ganz desselben Irrthums in umge-

kehrter Richtung schuldig gemacht. In ihrer dramatischen Erzählung „La guerre“, welche Suwórows Alpenübergang behandelt, riefen die russischen Soldaten, wenn sie in ihrer Muttersprache Branntwein verlangen: „schnaps“ oder „snaps“. Ich möchte diese Gelegenheit benutzen, um den beiden Romandichtern, deren Werke ich im Uebrigen aufrichtig bewundere, zu sagen, daß Schnaps deutsch ist, und daß auf Russisch der Branntwein meines Wissens Wotka heißt. Doch genug von Sprachstudien. Demnächst wollen wir uns von Schule und Kirche im Elsaß unterhalten und von einer Botschaft an den preußischen Kultusminister, welche mir dort aufgetragen wurde, die ich aber nicht ausgerichtet habe. Für diesmal will ich nur noch sagen, daß, wie ich mich überzeugt habe, die Sprachgrenze zwischen Frankreich und Deutschland seit den Zeiten Karls des Großen bis heute sich nicht wesentlich geändert hat. Höchstens hat sich an der Saar das Französische um 1½ oder 2 Meilen nach Osten vorgeschoben. Sonst ist trotz der politischen Veränderungen, Alles beim Alten geblieben.

VII.

Kirche und Schule, ein Kulturbild.

Auf einer der vielen kleineren Stationen zwischen Luneville und Saarbrück stieg ein Herr in meinen Waggon, und da wir beide allein darin saßen, so entwickelte sich alsbald eine lebhafte Unterhaltung zwischen uns. Der Mann hatte die Haltung und die Manieren eines Franzosen, aber er sprach Deutsch, und zwar ein ziemlich dialektfreies Deutsch, das aber sehr stark mit Gallicismen versetzt war. Ich würde

mich darauf beschränken, meine Unterhaltung mit ihm mitzutheilen, und auf die Beschreibung seiner Person zu verzichten. Denn eine solche Beschreibung hat ihre großen Schwierigkeiten, wenn man beabsichtigt, dem Leser ein lebendiges und plastisches Bild vorzuführen; Schwierigkeiten, deren Ueberwindung für einen Romandichter eine Leichtigkeit ist, aber Unsereinem außerordentlich schwer fällt. Da aber hier, wie der geneigte Leser im ferneren Verlaufe der Aufzeichnungen sich überzeugen wird, die Person zur Sache gehört, so will ich den Versuch, den Mann zu porträtiren, machen, obgleich ich am Gelingen beinahe verzweifle. Der fremde Herr war groß und schlank. Sein Gesicht war knochig und lang; es lag ein Ausdruck der Erstarrung darin, um nicht zu sagen der Versteinerung. Dabei aber gingen die grauen Katzen-Augen unter den dicken schwarzen Brauen sehr eifrig und lebhaft hin und her. Er trug einen schwarzen Schnurr- und Knebelbart. Vielleicht waren beide schon grau und nur künstlich geschwärzt. Jedenfalls aber waren sie mittels Kosmetik in die Form à la Napoleon III. gebracht. In Ermangelung dieses Bartwerkes hätte man ihn für einen Priester, in Ermangelung des salbungsvollen Tones, in welchen er öfters verfiel, für einen Gensd'armen oder Polizeiagenten halten können. Er war gut gekleidet, nur war von weißer Wäsche nichts zu sehen. Ein langer, blauer, bis oben hin zugeknöpfter Ueberrock bedeckte seine ganze, nicht unerhebliche Länge, vom Hals bis unter das Knie.

Wir unterhielten uns Anfangs über gleichgiltige Gegenstände. Von Beginn des Gesprächs an aber zeigte er ein mit Hartnäckigkeit verfolgtes Bestreben, welches darauf hinauslief, erstens sich als Deutschen, oder wenigstens als Freund der Deutschen zu legimitiren; zweitens mich auszuforschen, wer ich sei; und drittens, Vorschläge zu machen,

wie Deutschland Elsaß und Lothringen zu behandeln habe. Bei letzterem Punkte gab er stets zu verstehen, es sei ganz dasselbe mit Elsaß-Lothringen, wie mit Schleswig-Holstein, und es handle sich für Deutschland nur darum, auch hier einen Scheel-Plessen zu finden. Fast schien mir's, als halte er sich selbst als Etwas derart empfohlen. Seinen Ausforschungsversuchen suchte ich durch einen möglichst großen Aufwand von Apathie zu entgehen; namentlich gab ich ihm zu verstehen, daß auch ich meinerseits nicht begierig sei, seine Personalia zu eruiren. Allein es half nichts. Er war mir darin offenbar überlegen; und es gelang ihm, zu konstatiren, daß ich Preuße sei und wohnhaft in Berlin, was er demnächst als Enterhaken benutzte.

Das hatte so etwa zwei Stationen lang gedauert; da rückte er plötzlich mit der Frage heraus:

— „Kennen Sie den preußischen Unterrichts- und Cultusminister, Herrn von Mülläre?"

— Sie meinen wohl Herrn von Mühler?"

— „Ja gewiß, Herrn von Mülère."

— Nun, meinetwegen auch Mülère, sagte ich; ja, ich kenne ihn; wir Preußen kennen überhaupt unsere Minister, nicht allein die Minister selbst, sondern auch deren —

— „Oh wohl, ich verstehe, auch deren Erfolge, deren Werke und deren Ordonnanzen, aber das meine ich nicht; ich meine, ob Sie ihn persönlich kennen, ob Sie ihn sehen?"

— Gewiß sehe ich ihn, sogar ziemlich oft, wenigstens im Winter.

— „Ah, charmant, dann können Sie sich bei ihm zum Interpreten meiner Ansichten und Wünsche machen."

— Vorausgesetzt, mein Herr, daß es auch die meinigen sind, und daß überhaupt —

— „Natürlich, natürlich, ça va sans dire. Ich würde, davon können Sie überzeugt sein, es nicht wagen,

Ihnen einen Vorschlag zu machen, welcher irgendwie den deutschen oder den preußischen Interessen zu nahe tritt. Im Gegentheil: das Schicksal des Elsasses ist besiegelt; es ist und bleibt preußisch. Ich war ein treuer Unterthan des Kaisers der Franzosen, obwohl ich ein Deutscher von Herkunft bin, wie Sie. Ich werde aber auch ein guter Unterthan des Königs Wilhelm sein (dabei legte er die rechte Hand auf die linke Brustseite seines blauen Rockes) und in dessen Interesse werde ich Ihnen meine Observationen machen".

— Die ich Herrn v. Mühler mittheilen soll? Nun, dann muß ich Ihnen zuvor sagen, daß ich mit Herrn von Mühler durchaus nicht übereinstimme.

— „Ah, dann sind sie wohl auch für die Volksschulen ohne Religion? Man hat mir gesagt, in Deutschland seien viele ehrenwerthe Männer dafür."

— Nein, zu diesen ehrenwerthen Männern habe ich nicht die Ehre zu gehören; ich bin für die Volksschule mit Religion. Nur soll die Volksschule der Gemeinde gehören, welche sie dotirt. Sie soll die Sache des Volkes und nicht blos Sache der Geistlichen sein. Das Schulwesen soll ein kräftiges Glied in der Selbstverwaltung von Kreis und Gemeinden bilden. Dies schließt aber durchaus nicht aus, daß man dabei die confessionellen Verhältnisse berücksichtigt; letzteres schreibt sogar die preußische Verfassung ausdrücklich vor. Ich zweifle freilich, ob ich Ihnen das klar machen kann, da in Frankreich die autonome Korporation und die Selbstverwaltung nicht existirt und auch das Volk, wenigstens wo ich noch danach angeklopft habe, keinen Sinn dafür hat.

— „Oho, mein Herr, das sagen Sie ja nicht. Sie urtheilen viel zu hart von uns. Ich will Ihnen sofort ein Beispiel vom Gegentheil anführen. Es schlägt ebenfalls in das Departement des Kultus. Wenn Sie erlauben?"

— Bitte, fahren Sie fort.

— „Sie wissen ohne Zweifel, mein Herr, daß hier die große Revolution von 1789 alles Kirchen- und Stiftungsvermögen verschlungen hat, auch das der Kirchen-Gemeinden und Pfarreien. Während, wie man mir sagt, in Deutschland die Gemeinde eine Korporation und die Pfarrei als solche eine juristische Person mit ihrem eigenen Vermögen darstellt, von dessen Einkünften der Geistliche lebt, ohne daß ein Mensch in der Welt sie ihm nehmen kann, ist in Frankreich die Geistlichkeit an die Staatskrippe gebunden. Der Staat hat das gesammte geistliche Gut verschluckt und zahlt nun den Geistlichen Gehalt, wie jedem andern öffentlichen Beamten. Die Gehälter sind am Anfange des Jahrhunderts fixirt worden und daher im Verhältniß zu den jetzigen Lebenspreisen sehr niedrig. Denken Sie sich, der Durchschnittsverdienst einer Pfarrbesoldung beträgt 1000 bis 1200 Francs und das Maximum 2000 Francs. Der Kaiser hat zwar die Gnade gehabt, diese Gehälter nicht unbeträchtlich zu erhöhen. Denn er ist in der That ein Freund der Kirche; er allein hat die weltliche Herrschaft des Papstes aufrecht erhalten enfin, beim suffrage universel bedurfte er des Klerus. Aber der letztere, dies Zeugniß darf man ihm nicht versagen, hat um Gehaltserhöhung selbst nicht nachgesucht. Dies entspricht nicht seinen Prinzipien. Er will, daß ihm der Staat das geraubte Kirchengut wieder herausgiebt zur selbständigen Verwaltung durch die Geistlichkeit. Man wird sagen, dies Kirchengut ist nicht mehr vorhanden; die Revolution hat es verschlungen; wer wird, will und kann für die Revolution haften? Das ist unmöglich!“

Ich nickte zustimmend.

— „Nun wohlan denn, mein Herr, dann gebe man uns, — ich will sagen der Geistlichkeit — ein Kapital

heraus, welches der Rente entspricht, die bisher alljährlich an Besoldungen für die Geistlichkeit ausbezahlt wurde. Das ist eine Forderung der Gerechtigkeit, welche wir an Preußen erheben!"

— Erhebt sie lieber an Frankreich, welches im Besitze des Staatsvermögens ist. Erst wenn wir letzteres erhalten hätten, könnten wir Etwas davon an Euch restituiren.

— „Nun gut, mein Herr, es wird Sache der Verträge sein, dies zu reguliren. Wovon ich sprechen wollte, das sind die korporativen Rechte. Geben Sie den Kirchen- und Pfarrgemeinden, den Pfarreien und Benefizien, so wie es in Deutschland ist, die Rechte und Privilegien einer moralischen Person, namentlich das Recht, Vermögen zu erwerben, sei es durch Acte unter Lebenden, oder durch solche auf den Todesfall, sei es durch Testamente, Codicille oder Vermächtnisse! Dann bedürfen wir nichts von dem Staate und fordern nicht mehr von ihm, als er bisher, zur Sühne des von ihm verübten Kirchenraubes, freiwillig bezahlt hat. Das Uebrige werden wir — ich meine die Kirche — schon selbst herbeischaffen. Das Volk ist noch sehr religiös hier zu Lande, und an frommen Stiftungen wird es nicht fehlen. Die geistlichen Körperschaften werden bald reich genug sein, um die vorhandenen Pfarrstellen besser zu dotiren und um neue zu gründen. Der Klerus, und mit ihm die Laien, werden den Tag segnen, wo ihnen Deutschland ihre korporative Freiheit zurückgiebt, welche die Revolution ihnen geraubt hat."

— Ich glaube, es würde, natürlich gewissenhafte Erfüllung der gesetzlichen Verpflichtungen gegen den Staat und loyales Verhalten gegenüber dem deutschen Vaterlande vorausgesetzt, dem wohl nichts entgegenstehen. Bei uns haben die Pfarr- und Kirchengemeinden alle bis herunter auf einfache Frühmesserei-Bene-

fizien die Rechte einer juristischen Person; und die preußische Verfassung schreibt mit deutlichen Worten vor: „Die Kirche ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig."

— „Nun, wohlan, mein Herr, dann sorgen sie dafür, daß wir dieser Wohlthaten, welche die preußische Verfassung gewährt, und welche die französische uns bis dahin versagt hat, möglichst bald theilhaftig werden. Die katholische Bevölkerung des Elsaß, welche die Mehrheit bildet, wird Ihnen dankbar dafür sein, der Klerus an der Spitze."

— Das Letztere möchte ich bezweifeln. Ich habe schlimme Dinge von einzelnen Geistlichen erzählen hören. Sie sollen fanatische Feinde Deutschlands sein.

— „Das sind Ausstreuungen, Gerüchte, Verläumdungen. Und wenn etwas wahr daran gewesen wäre, dann hat es doch schon lange aufgehört."

— Das bezweifle ich. Männer von Treue und Glauben, deutsche Beamte, die selbst aufrichtige Katholiken sind, Schlesier und Rheinländer behaupten, auch heute ließen sich hier die falschen Siegesbotschaften und die Aufreizungen, die sich daran knüpfen, immer noch auf die nämlichen Quellen zurückführen.

— „Erlauben Sie mir, daß ich dem widerspreche. Im Anfange des Krieges, das mag sein. Aber das hatte ganz andere Gründe, als Haß gegen Deutschland. Für die katholische Geistlichkeit in Frankreich kamen Interessen ihres Glaubens und ihres Standes in Frage. An einen siegreichen Ausgang des Krieges knüpften sie die Hoffnung, der Kaiser werde an Macht wieder so sehr wachsen, daß er sich befreien könne aus den Schlingen der Voltairianer und Freigeister, der Juden und Freimaurer, in welche er gefallen war; er werde das weltliche Regiment des Papstes befestigen auf ewige Zeiten und ihm im Kampfe für die Unfehlbarkeit beistehen wider all seine Feinde. Denn unsere

Kuratgeistlichkeit in Frankreich ist durchschnittlich für die Unfehlbarkeit, weil sie durch den engsten Anschluß an den heiligen Vater in Rom sich frei zu machen gedenkt von dem Joche gewisser gallicanisch-gesinnter Bischöfe in Frankreich, das gegenwärtig noch schwer auf ihnen lastet. Sie kennen ohne Zweifel die Regel: „Sei gut Freund mit Deinem Nachbar und Vorgesetzten, aber noch besser mit dem Nachbar Deines Nachbarn und mit dem Vorgesetzten Deines Vorgesetzten!"

— Jawohl, sagte ich, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, hab' ich das zwar nicht ganz so, aber doch ähnlich in Macchiavelli's „Principe" gelesen. Ich habe aber bisher nicht gewußt, daß der treffliche Nicolo zu den Kirchenvätern gehört oder sonst irgend eine kirchliche Autorität genießt. Doch das ist ja gleichgültig. Ebenso fühle ich keinen Beruf, zu untersuchen, auf welchen Motiven die Feindseligkeit des Elsaßer Klerus gegen deutsches Wesen beruht. Ist sie vorhanden, dann muß man sie als Faktor mit in die Rechnung ziehen, und man darf dann nicht dem Feinde die Waffe in die Hand drücken.

— „Aber mein Herr, sie ist nicht vorhanden. Ich schwöre es Ihnen. Ich wollte Ihnen von der Schule sprechen. Glauben Sie nicht, wer die Schule hat, der hat die Zukunft des Volks, seine Gesittung, seine Sprache, seine Heiligthümer, sein Alles? Wollen Sie das bestreiten?"

— Ich bin weit entfernt davon. Aber gerade deshalb — —

— „Gestatten Sie mir eine Unterbrechung. Ich weiß, was Sie sagen wollen. Aber ich bitte Sie, hören Sie mich zuvor. Sie kennen nicht die Verhältnisse dieses Landes. Man kann sie auch nicht aus Büchern kennen lernen. In einer Provinz, welche von ihrem ursprünglichen Mutterlande getrennt ist und eine andere Sprache spricht als ihre Re-

gierung, wirken viele Potenzen sehr still und sehr mächtig, welche der Eingeborene von Jugend auf kennt, die aber selbst der scharfsinnigste Fremdling (dabei machte er eine komplaisante Handbewegung nach der Richtung wo ich saß) nicht wahrnimmt. Ich sage Ihnen gerade zu: Die katholische Geistlichkeit ist der Hort, der einzige Hort des Deutschthums in den Schulen des Elsaß. Ohne sie wäre die ganze junge Generation, was sie glücklicher Weise jetzt nicht ist, durch und durch französisch. Glauben Sie mir das?“

— Nicht ohne einige nähere Erläuterungen und Beispiele.

— „Beispiele?“ rief er, „Beispiele wollen Sie? Le voilà! Kennen Sie die Kantonshauptstadt Püttelange in dem Departement de la Moselle, nicht weit von Sarreguemines?“

— Wenn Sie damit Puttlingen bei Saargemünd meinen — denn das Alles ist so kerndeutsches Land, wie Zweibrücken in Rheinbaiern und Saarbrücken in Rheinpreußen, in deren Nähe es liegt, — ja, dann kenn' ich's! Was denn weiter?

— „Nun, bei Puttlingen (ich acceptire Ihre Korrektur der Ortsnamen mit Vergnügen, mein Herr, obgleich mir bisher die andere Form, ich gestehe es, geläufiger war) bei Puttlingen also liegt ein ansehnliches Dorf, genannt Remeringen. Das ist einer der vielen Kampfplätze, auf welchen die Geistlichkeit mit Löwenmuth an der Spitze der Bauern für das Deutschthum gefochten gegen den Schulmeister, den Maire und die Regierung. Es war hier wie überall. Der Maire war ein blindes Werkzeug in der Hand der Regierung; und der Schulmeister, ein Wälscher, der nur sehr mangelhaft deutsch konnte, war ein Werkzeug des Maires und der Regierung. Er war zugleich auch Greffier, das ist Schriftführer der Gemeinde, oder

richtiger Schreiber des Maire. Das ist gewöhnlich so im Elsaß und in Deutsch-Lothringen auf den Dörfern. Der Maire, ein angesessener Bauer, lernt zwar die nöthigsten französischen Phrasen. Aber mit dem Französisch-Schreiben, — das geht nicht. Da bedarf er des Lehrers. Nun erließ der Unterrichtsminister Duruy seine bekannten Ordonnanzen, durch welche das Deutsche gänzlich verbannt werden sollte, ähnlich wie es bekanntlich die Russen, diese Barbaren, mit dem Polnischen machten. Das war dem Lehrer in Remeringen Wasser auf die Mühle. Er führte die Zwangssprache bei den Schulkindern auf das Unbarmherzigste durch. Sprach ein Schulkind ein Wort Deutsch, dann hing man ihm eine Schandtafel um den Hals, worauf geschrieben stand: „Tête carré Allemand." Es mußte sie so lange an seinem Hals herumschleppen, bis es ein anderes Kind anzeigte, das auch Deutsch gesprochen. Denken Sie sich diese Pflege des Denunziantenthums bei jungen, unschuldigen Herzen! — Alles unterwarf sich, nur nicht der Pfarrer und sein Kaplan. Sie wußten ihr geliebtes Deutsch wieder zu importiren durch ein kleines Loch, welches glücklicher Weise die Ordonnanzen des französischen Unterrichtsministers offen gelassen hatten. Es war darin nämlich den Geistlichen freigestellt, in welcher Sprache sie predigen und Religionsunterricht ertheilen wollten. Nun wohlan, der Pastor und der Kaplan blieben bei Deutsch. Da aber die Schulkinder in der Schule nur Französisch hörten, lasen und schrieben, so gingen sie im Deutschen zurück. Was thun? Die Geistlichen dehnten den kirchlichen Unterricht auch auf die deutsche Sprache aus. Man verbot ihnen, dies in der Kirche zu thun. Sie miethеten nun auf eigene Kosten eine Scheune. Da lernte die Jugend denn, was sie sonst nicht gelernt hätte, Deutsch lesen und Deutsch schreiben. Auch wurde zuweilen ein schönes altes deutsches Kirchenlied

gesungen, wie „Großer Gott Dich loben wir, — Herr, wir preisen Deine Werke." Nun aber gingen die Denunciationen los. Der Pfarrer und der Kaplan jedoch leisteten standhaften Widerpart. Denn sie hatten die Bauern auf ihrer Seite. Der Präfekt kam, eine Untersuchungskommission kam, die Gensd'armen kamen und nahmen Schule und Kirche unter ihre Obhut. Der Pfarrer starb unter den Bedrängnissen. Er war ein schwächlicher Mann. Aber er wollte lieber deutsch sterben, als französisch verderben. Denn, sagte er: „„Deutsch bedeutet Frömmigkeit, Zucht und Sitte; Französisch bedeutet Frivolität, Unzucht und Gottlosigkeit; und wenn die Gemeinde anfängt französisch zu parliren, dann hat sie dem Teufel den kleinen Finger gereicht, und hat sie das gethan, dann ruht der böse Feind nicht, bis daß er die ganze Hand, den ganzen Menschen und die ganze Gemeinde hat."" So sagte der fromme Pfarrer von Remeringen, ein treues deutsches Herz, und bei diesem Glauben ist er gestorben. Den Kaplan aber hat der Bischof von Metz weitweg auf ein wälsches Dorf versetzt. Denn der Bischof von Metz ist auch ein Wälscher. Er versteht kein Wort Deutsch. Und dann, der Präfekt verlangt die Versetzung, und so ein Präfekt ist in seinem Departement mächtiger, als der Kaiser in Frankreich. Kein Mensch kann ihm widerstehen, auch der Bischof nicht. Das ist auch einer der vielen Gründe, warum der Klerus bei dem unfehlbaren Papst Schutz gegen den Bischof sucht, ein Verhältniß, welches man in Deutschland — Sie verzeihen mir hoffentlich diese Bemerkung — nicht zu verstehen oder nicht zu würdigen scheint. Der Pfarrer war also todt, der Kaplan fort. Der Schulmeister hatte freie Hand. Er würde nach und nach die ganze heranwachsende Jugend französisch gemacht haben, wenn nicht Hülfe von anderen Seiten gekommen wäre. Der für das Deutschthum in Elsaß und

Lothringen kämpfende katholische Klerus wußte das Ohr des Kaisers zu gewinnen, und dieser machte dem Streite ein Ende, indem er gestattete, daß in den Schulen das Deutsche nebenher laufe, Französisch aber müßte die Hauptsprache des Unterrichts bleiben. So wurde das Deutsche gerettet. Es ist ausschließlich die Geistlichkeit, welche es gerettet hat. Ich will, obwohl Katholik, auch der protestantischen Geistlichkeit ihr Verdienst nicht schmälern. Aber ihre Aufgabe war weniger schwer. Ihre Kirche und Schule wurde bisher mehr als Privatkultus behandelt und in Folge dessen ihnen überlassen, ohne daß sich die Behörden darein mengten. Unsere Schulen dagegen stehen unter der Gemeinde, dem Staat, dem Unterrichtsrath und der Universität, kurz unter Allerwelt, nur nicht unter dem Geistlichen, welcher sich nur um den Religionsunterricht kümmern darf. Das ist der aktuelle Zustand. Hören Sie nun meine Vorschläge!"

Ich will letztere nicht im Detail mittheilen. Sie liefen darauf hinaus, die Schulen ganz unter die Geistlichkeit zu stellen und auch für jede Confession ein getrenntes Seminar zu errichten, während gegenwärtig die sogenannten „Normalschulen" in Colmar und Straßburg die Kandidaten des Lehramtes ausbilden ohne Unterschied der Konfession; und zuletzt schlug er noch vor, eine gehörige Zahl solider und frommer katholischer Lehrer aus Deutschland nach Elsaß und Lothringen zu importiren und dagegen die dortigen Instituteurs und Professeurs nach Deutschland zu exportiren und daselbst als Sprachmeister zu verwenden. Das sollte ich Alles dem Monsieur de Mülère in Berlin ausrichten, von welchem er sich der geneigtesten Aufnahme versah.

Ich versprach ihm jedoch weiter nichts, als ich wolle mir die Sache zuvor bei mir selbst noch einmal reiflich überlegen und dann zusehen, ob und wie ich sie weiter spedire. In Wendenheim trennten sich unsere Wege. Er stieg aus

und lehnte sich auf dem Perron an eine eiserne Säule, um den Zug nach Straßburg zu erwarten. Ich blieb sitzen, weil ich nach Hagenau-Weißenburg wollte.

VIII.

Die Kehrseite des Kulturbildes.

Während mein Zug in Wendenheim hielt und mein Mentor noch an seinem Pfeiler stand, stieg ein wohlaussehender Mann von einigen dreißig Jahren in mein Coupé. Dieses frische fröhliche Gesicht mit den braunen Locken und dem blonden Schnurrbärtchen siehst Du heute nicht zum ersten Male, dachte ich. Auch er fixirte mich. Dann fragte er: „Sind wir zwei nicht einmal selband am Schmadri-Bache hinauf nach dem Tschingel-Gletscher gestiegen?“

Und es war so. Wir freuten uns des Wiedersehens. Es war ein Elsasser Fabrikant. Von Geburt Badenser, war er als Commis ins Elsaß gekommen und dort vom Commis zum Associé avancirt. Schon damals in der Schweiz, lange vor dem Kriege, hatte er aus seiner deutschen Gesinnung kein Hehl gemacht. Im Beginn des Krieges hatte er schwer gelitten um seines Deutschthums willen. Auf ihn konnte ich mich verlassen. Ich fragte:

— Sollten Sie vielleicht zufällig den Mann da, in dem langen blauen Rock an der dritten Säule vom Ausgange her, kennen?

— „Meiner Seel'“, sagte er, „ich dächt', den kännt' ich. Jawohl, das ist ja der Lafleur aus Metz; oh gewiß, das ist er. Ja das ist ein Haupt-Sauhund.“

Ich muß hier einschalten, daß das Wort „Sauhund" im alemannischen Dialekt sehr gebräuchlich und nicht ganz so schlimm gemeint ist, wie es lautet. Es bedeutet ungefähr das Nämliche, was der richtige Berliner „Fauler Kopp" nennt. In Württemberg wendet man es zuweilen sogar auf Staatsmänner an.

— „Ja, solche Kerls," sagte der Fabrikant, „drücken sich jetzt überall heran an die neue deutsche Verwaltung im Elsaß und in Metz; und manche von den Beamten, die aus Deutschland gekommen sind, lassen sich auch mit ihnen ein, weil sie bequem sind. Nun wir wollen sehen, wie lange die Freundschaft dauert mit diesen Leuten, welche allen im Laufe der Zeit auf einander folgenden Gewalten und Systemen dienen, wie sie sagen: „aus Prinzip" und „Allen mit gleicher Treue." Die Geschichte von diesem Lafleur ist einfach. Er ist ein Bauernjunge aus einem schmutzigen Neste nordwestlich von Metz. Verneville heißt es; die deutsche Cernirungs-Armee von Metz wird davon zu erzählen wissen. In seiner frühesten Jugend entdeckte man Talent bei ihm: und er hat dessen in der That. Er wurde zum auserwählten Rüstzeug in Aussicht genommen und nach Metz in das Seminarium puerorum gebracht. Dann schickte man ihn nach Rom, wo er in das Collegium Germanicum kam. Ehe er aber noch die Priesterweihe erhalten hatte, muß er Etwas gethan haben, was ihm diese Carriere verschloß. Er ging unter die päpstlichen Carabinieri und führte angeblich Krieg gegen die Räuber. Dann wurde er römischer Gensd'armerie-Hauptmann; und von da brachte ihn später ein Beamter des auswärtigen Ministeriums nach Paris, wo er sofort eine gute Stellung erhielt. Man lobte ihn als außerordentlich brauchbar, weil er Deutsch, Italienisch und Französisch verstehe, und zwar Jedes wie seine Muttersprache, und weil

er tief eingeweiht sei in geistliche Angelegenheiten. Wer weiß, wie weit er es noch gebracht hätte, wenn nicht der 4. September dazwischen gekommen wäre. Der scheint ihn in Paris aus dem Sattel gehoben zu haben. Er erschien plötzlich, vollständig mittellos, im Elsaß, stimmte dort den frommen und den deutschen Ton zugleich an und versicherte, er sei von Paris freiwillig fortgegangen; denn er habe es nicht über sein ehrliches deutsches Herz und seine christliche Treue bringen können, dieser Republik, dieser Straßenregierung, diesen Juden und Freimaurern, zu dienen. Aber warum fragen Sie nach ihm, haben Sie ein Abenteuer mit ihm gehabt?"

— Das gerade nicht. Er wollte mich nur überzeugen, im Elsaß und in Lothringen müßten die Schulen unter die Geistlichkeit gestellt werden.

— „Ich dächte denn doch, das wär' schon!"

— Nein, meinte ich, wenigstens nach dem Gesetz stehen sie unter den Gemeinden und unter dem Staat. Ist dies denn thatsächlich nicht so?

— „Im Gegentheil," sagte der Fabrikant, „das ganze Schul- und Erziehungswesen, höheres sowohl als mittleres und niederes, ist gegenwärtig ausschließlich in den Händen der Jesuiten und ihrer Werkzeuge. Ueberhaupt hat der Kaiser, je mehr seine Autorität, sein Nimbus und seine Popularität — und er war einmal populär, wenigstens hier im Elsaß — dahinschwanden, desto mehr sich den Jesuiten in die Arme geworfen. Die Anstachelung der Jesuiten, die eines großen Coup für die Unfehlbarkeit bedurften, und die Furcht vor den Rothen, die nach Rache für Sadowa schrieen, haben den Kaiser zum Kriege getrieben, nach welchem er selbst durchaus nicht lechzte. Denn er huldigte dem Rheingrenze-Dogma so wenig, wie den übrigen französischen Vorurtheilen. Die letzteren hat er stets be-

nutzt, aber nie getheilt. Ueberhaupt muß ich Ihnen sagen, der Kaiser" —

— Erlauben Sie, ich glaubte Sie wollten die Güte haben, mir Etwas über das Schulwesen mitzutheilen.

— „Ja so, Sie haben ganz Recht. Nun, wissen Sie, mit dem Schulwesen, das ist einfach so: Sowohl in Metz, als auch in Straßburg sind große Jesuitencollegien, welche, unter Beistand oder wenigstens unter Duldung der kaiserlichen Regierung, nach und nach das ganze Schulwesen an sich reißen, von der Volksschule bis zur Fachschule und zur Universität. Unsere Lehrer, unsere Beamten, ja sogar unsere Offiziere gehen aus diesen Jesuitencollegien und den damit verbundenen Lehranstalten hervor. Metz gilt für die vornehmere Anstalt und ist deshalb gesuchter, namentlich für Offiziersaspiranten. Man übergiebt diesem Collegium einen kleinen Jungen und sagt ihm, er soll Offizier werden. Dann macht er dort die Primärschule, das Lyceum und die mathematisch-geographische Fachschule durch und geht schließlich, wenn er etwa 17 Jahre alt ist, noch ein Bischen nach Saint-Cyr, und damit ist der Offizier fertig. Viele französische Offiziere haben ihr Ehrenwort gebrochen, unter allerlei Vorwänden. Sie sagen wie Ducrot: Ich war da und dahin bestellt und hatte auf Ehrenwort versprochen mich dort einzufinden, um mit dem nächsten Eisenbahnzug nach Deutschland spedirt zu werden; ich war da auf die Minute; ich fand Niemand; ich wartete eine Minute, genau gezählt mit der Uhr in der Hand, sechszig Sekunden; es kam Niemand und es ging kein Zug; da ging ich; ich hatte mein Ehrenwort erfüllt und war damit jeder weiteren Pflicht überhoben. Ein Anderer sagt: Ich habe mein Ehrenwort damals als Offizier gegeben, allein jetzt habe ich aufgehört Offizier zu sein; ich trete als einfacher Soldat in die Armee; freilich als Offizier darf ich nicht gegen

Preußen fechten, aber als Gemeiner, das ist etwas Anderes; darüber besteht keine Verpflichtung. Ein dritter sagt: Ich habe versprochen, gegen die Deutschen nicht mehr die Waffen zu führen; nun wohlan, ich lasse den Degen zu Hause und stelle mich mit einer Cigarre an die Spitze der Compagnie, damit breche ich nicht mein Wort und ermuthige desto mehr meine Leute, welche meinen Muth bewundern, und zugleich meinen Esprit, womit ich den deutschen Barbaren ein Schnippchen geschlagen. Sehen Sie, das sind die Leute, welche sich ihre Erziehung in dem Jesuitencollegium zu Metz geholt haben. In den preußischen Kadettenhäusern lernt man so etwas freilich nicht."

— Wenn ich Sie recht verstehe, wollen Sie damit andeuten, man lehre in Metz die jungen Leute —

— „Was man in Metz lehrt, weiß ich nicht. Ich bin nicht dabei gewesen, und sage nie mehr als ich verantworten kann. Uebrigens wissen Sie so gut wie ich, wer den Satz, daß der Zweck die Mittel heiligt, und wer die Lehre von der reservatio mentalis erfunden. Ich sage Ihnen nur so viel: die Offiziere, die ihr Ehrenwort gebrochen, sind vorzugsweise Zöglinge der Metzer Anstalt."

— Nun, lassen wir die Offiziere bei Seite, und sprechen wir von den Volksschulen. Soviel ich die französische Gesetzgebung kenne, steht die Primärschule gar nicht unter der Geistlichkeit, sondern unter der Pariser Universität und dem aus dieser hervorgegangenen Unterrichtsrath.

— „Das mag sein, aber als praktischer Mann werden Sie wissen, daß das, was man selbst täglich hört und sieht, mehr gilt, als das, was auf dem Papiere steht. Nun sage ich Ihnen weiter: Unsere Ortsgeistlichen und unsere Lehrer sind meistens auch Jesuitenzöglinge. In diesen Collegien zu Straßburg und Metz finden Sie, wie ich Ihnen schon gesagt habe, Alles. Nicht nur Kinderschulen, Primär- und

Sekundär-Schulen, Collegien, Lyceen, Fachschulen, sondern auch Normalschulen, Priester- und Lehrer-Seminare. Hier wird Alles fabrizirt. Nicht nur Beamten- und Wehrstand, sondern auch Klerus und Lehrstand. Und Alles, was hier fabrizirt wird, ist aus einer und derselben Form gebacken und gehorcht den nämlichen Oberen. Ich spreche nicht gern von mir selbst und von dem, was ich erlitten zu Beginn des Krieges. Ich bin Katholik sogut wie Monsieur Lafleur. Aber das half mir nichts. Ich hatte mich von einem armen Jungen zu einem wohlhabenden Fabrikanten in die Höhe gearbeitet. Ich hatte Selbstgefühl und Charakter und gehorchte in weltlichen Dingen meinen eigenen Ueberzeugungen und nicht den Befehlen des Herrn Kaplan. Auch stimmte ich nicht ein in das Indianer-Kriegsgeheul, das vor einem halben Jahre als guter Ton, christlicher Glaube und politische Loyalität galt. Ich will es mir nicht zum Verdienst rechnen, daß ich für Erhaltung des Friedens war. Mein Geschäft brachte es so mit sich. Es standen Tausende auf dem Spiel. Auch habe ich für Hunderte von Arbeitern zu sorgen. Ich darf in Zeiten, wo der Absatz stockt, so wenig meine Arbeiter fortschicken, wie der Kriegsherr sein Heer auflösen darf, sobald der Friede geschlossen ist. Der Markt kann sich jeden Augenblick wieder beleben, und dann müssen die Arbeiter da sein. Außerdem habe ich die moralische Verpflichtung, eine ungünstige Konjunktur, soweit dies meine Kapitalkraft erlaubt, selbst zu tragen und nicht auf die Arbeiter abzuwälzen, welche letztere deshalb Unrecht haben, gegen das Kapital zu schreien; denn nur das Kapital macht es möglich, sie in ungünstigen Zeiten, wo das Geschäft leidet und sie nicht ernähren kann, bis zu besseren Tagen mit durchzufüttern. Ich kann es mit stolzer Bescheidenheit sagen: Ich habe dieser moralischen Verpflichtung stets bis an die äußerste Grenze des Möglichen entsprochen; nicht

minder habe ich stets meine kirchlichen Pflichten erfüllt. Nichtsdestoweniger war ich, gleich den übrigen Fabrikanten, der Gegenstand der heftigsten und gefahrdrohendsten Anfeindungen seitens der Geistlichkeit oder doch wenigstens eines Theiles derselben. Ihre Agitation war gar keine kirchliche oder politische mehr, sondern geradezu eine socialistische oder kommunistische. Es ward zu einem Verbrechen gestempelt, sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein kleines Vermögen erworben zu haben und es zu nützlicher produktiver Thätigkeit, zur Fabrikation, zu verwenden, anstatt einfach Coupons abzuschneiden und deren Ertrag mit der Kirche zu theilen. Der Satz, daß leichter ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als ein Reicher in das Himmelsreich, wurde in den mannigfaltigsten Variationen auf uns angewandt; es wurde so dargestellt als hätten wir unser Vermögen den Arbeitern gestohlen und die ganze geistliche Beredsamkeit richtete sich gegen die „deutschen Herren," d. h. gegen uns Fabrikanten. Sie prassen von Eurem Blut; sie zehren von Eurem Schweiß, hieß es; sie nehmen nicht Theil an Eurer Freude und Eurem Leid; ist jemals Einer der deutschen Herren an Eurem Krankenbette erschienen, um ein Vaterunser mit Euch zu beten? Hat er je einem der Eurigen das letzte Geleit auf den Gottesacker gegeben? Nein, und abermals nein. Und deshalb sage ich Euch: Das Rachegericht des Herrn wird über sie hereinbrechen. Solche Reden waren das tägliche Brot; und sie fingen Feuer, denn die Arbeiter waren großentheils Wälsche. Wie der Sturm losbrach und wie wir uns, gut oder schlecht, desselben zu erwehren gesucht haben, das will ich Ihnen ein anderes Mal erzählen. So viel steht fest; solche Geistliche, welche sich zu bewußten oder unbewußten Werkzeugen des niedrigsten politischen und socialistischen Fanatismus hergeben, sind weder fähig noch würdig, die Schule zu leiten. Jedenfalls müßten vorher

dem geistlichen Stande neue Elemente aus Deutschland zugeführt werden, wo die Geistlichkeit hinsichtlich der Sittlichkeit und der Intelligenz unendlich höher steht, als in Frankreich; und die Pfarrer müßten eine bessere, gegen Willkür gesicherte Stellung erhalten."

— Ich dächte, eine solche Stellung hätten sie; wenigstens nach den, auch in Frankreich geltenden Satzungen des canonischen Rechtes kann einem katholischen Pfarrer ohne einen förmlichen Prozeß und ohne Urtheil und Recht kein Haar gekrümmt werden.

— „Ja, ja", lachte der Fabrikant, „so seid Ihr Juristen, was Ihr in Euren Verordnungen und Gesetzsammlungen, Eurem schweinsledernen corpus juris civilis oder canonici lest, das nehmt Ihr Alles gleich für baare Münze. In Wirklichkeit aber steht alles ganz anders. Die canonischen Satzungen, von welchen Sie reden, gelten nur für die wirklichen Pfarrer. Aber die Herren Bischöfe stellen so zu sagen gar keine Pfarrer mehr an, sondern blos sogenannte Desservants, d. h. Pfarrverwalter, Hülfspfarrer, oder wie man sie im Schwabenlande nennt, „Helfer". Diese armen Leute erhalten weder die pragmatischen Rechte des wirklichen Kuraten, noch dessen Diensteinkommen. Sie müssen sich mit 100—150 Thalern pro Jahr begnügen; der Ueberschuß fließt in, ich weiß nicht, was für, anderweitige Kassen. Der Bischof kann sie, ohne auch nur einen Grund anzugeben, nach Belieben versetzen und absetzen; sie sind, so steht es ausdrücklich geschrieben, auf den bloßen Wink des Bischofs entsetzbar. Wenigstens drei Viertel der Pfarrstellen sind nicht mit wirklichen Pfarrern, welche man allerdings nur nach canonischem Prozesse entfernen kann, sondern mit diesen unglücklichen Desservants besetzt. Nun denken Sie sich einmal dieses geistliche Proletariat. Rechnen Sie dazu, daß in Frankreich die Bischöfe durchaus nicht

so unabhängig von der Regierung sind, wie in Preußen. Und nun stellen Sie sich vor, daß ein solches Korps gegen uns losgelassen wird. Und dem soll man auch die Schulen überlassen? Nein, das geht nicht. Erst müßte doch einmal auch hier die Geistlichkeit auf deutschen Fuß gebracht werden."

— Aber sie soll sich doch bisher des Deutschthums angenommen haben? — (Ich erzählte ihm den Fall von Remeringen und fragte, ob das wahr sei.)

— „Ja, das kann schon wahr sein. Ich glaube schon von der Geschichte gehört zu haben. Jedenfalls sind auch im Elsaß ähnliche Sachen passirt. Allein was beweist das? Wenn es damals in ihren Kram paßte, das Deutsche auf Kosten des Französischen zu protegiren, wer bürgt uns dafür, daß nicht morgen das umgekehrte Verhältniß stattfindet? Daß es nicht, nachdem Deutsch-Lothringen und Elsaß definitiv eine preußische oder eine deutsche Provinz geworden sind, in ihrem Interesse liegt, nunmehr das französische zu begünstigen und das Deutsche zu unterdrücken? Denn auch das bringen sie fertig; sie sind in allen Sätteln gerecht; und die deutsche Presse ist ihnen dann vielleicht noch unbequemer, als jetzt die französische. Kurz, man hat keine Garantie."

— Was soll aber dann aus der Schule in Elsaß-Lothringen werden? Man kann sie doch nicht unter die Universität und den Unterrichtsrath in Paris stellen?

— „Ist auch gar nicht nöthig. Es ist Alles auf gutem Wege. Wie's in Lothringen damit steht, weiß ich nicht. Hier im Elsaß haben wir schon zwei tüchtige Schulmänner aus Preußen an der Spitze der Verwaltung. Der Eine ist ein Schulrath aus Liegnitz in Schlesien, der Andere ein Schuldirektor aus Neuwied am Rhein. Ersterer ist für das katholische und letzterer für das protestantische Schulwesen. Sie zeigen viel Geschick und viel Verständniß für unsere

Zustände. Wenn man ihnen freie Hand läßt und nicht so, wie es in den neuen Provinzen während der Diktaturperiode geschehen sein soll, ewig von Berlin aus dazwischen experimentirt und reglementirt, dann wird es schon gehen. Nur den beiden Normalschulen in Colmar und in Straßburg sollte man auch noch tüchtige deutsche Direktoren geben. Das sind wichtige Posten."

— „Vor Allem aber", fügte der Fabrikant nach einigem Besinnen hinzu", müßte man die Straßburger Universität wieder auf den Standpunkt echt deutscher Wissenschaft emporheben. Sie hat jetzt schon gute Elemente. Die medizinische Fakultät soll gut sein, desgleichen die für protestantische Theologie. Zumeist aber bedürfte es einer tüchtigen philosophischen Fakultät; für die historischen und für die exakten Wissenschaften, für deutsche und klassische Philologie und für Philosophie, so wie sie in Deutschland getrieben wird, müßte namentlich gut gesorgt werden. Das würde sich lohnen. Die Sache liegt einfach so: Unseren geistigen Mittelpunkt hatten wir bisher in Paris; ihn jetzt schon in Berlin zu suchen, würde uns unendlich schwer fallen. In den benachbarten deutschen Kleinstaaten — das geht noch weniger. Das würde unseren Stolz kränken. Wenn wir auch die Wälschen nicht leiden mochten — wir hatten allen Grund dazu, denn sie behandelten uns stets von oben herunter mit der ignorantesten und suffisantesten Hochnasigkeit —, wir wußten uns denn doch was damit, einer europäischen Großmacht anzugehören. Nun aber müssen wir um jeden Preis los von Paris, namentlich von seiner geistigen Knechtschaft, die wie Blei auf unser Gehirn drückt. Das Facit ist also: Man gebe uns einen selbständigen geistigen Mittelpunkt, der seine Kraft ausschließlich aus deutschen Quellen schöpft. Sie wissen, was die preußische Universität Bonn für das nordwestliche Deutschland gewirkt hat. Das-

selbe und noch weit mehr wird die preußische Universität Straßburg für das südwestliche Deutschland leisten."

Wir trennten uns in Hagenau. Ich fuhr noch bis Weißenburg, das seit Monaten schwer seufzt unter der Last der Einquartierung, die gar nicht enden will; denn immer wieder strömen täglich neue deutsche Kriegsvölker nach Frankreich. Nachdem ich mir mit Mühe im „Blauen Engel" ein Zimmer erstritten, überlegte ich: Soll ich, nach Berlin zurückgekehrt, Herrn von Mühler die Botschaft des Monsieur Lafleur ausrichten? Die Antwort lautete: nein. Nein, aus folgenden Gründen: Erstens bin ich weder legitimirt, noch wie es ein richtiger Botschafter sein muß, persona grata bei Mühler. Zweitens ist Herr von Mühler auch nicht legitimirt; denn Elsaß-Lothringen ist noch nicht preußisch, sondern steht unter der Herrschaft Seiner Majestät, des obersten Feldherrn der Deutschen, unter der Verwaltung des Bundeskanzlers, von welchem ich Grund habe zu glauben, daß er dem hierarchischen Treiben des Herrn von Mühler durchaus nicht geneigt ist. Drittens wird es das Beste sein, diese Unterhaltungen der Oeffentlichkeit zu übergeben, nicht für eine einzelne Person, sondern für Jedermänniglich, den es angeht; u. s. w.

Versailles im October.

(Herbst 1870.)

I.

Schloß und Gartenkünste.

Wie Julius Cäsar in seinen Memoiren über den gallischen Krieg behauptet, ganz Gallien sei in drei Theile getheilt, so erlaube ich mir Versailles in fünf Theile zu theilen, nämlich: 1) die Stadt, 2) das vordere Schloß, 3) das hintere Schloß, 4) den Park, 5) die Anhängsel, Groß- und Klein-Trianon u. s. w. Bevor ich zu Einzelheiten übergehe, ein Wort über den Gesammt-Eindruck. Versailles verdankt seine Existenz einer Fürstenlaune, und zwar der Laune eines Fürsten und eines Fürsten, der sich für den Einzigen hielt. Ludwig XIV. hat in der Zeit von 1672 bis 1680 das Schloß, richtiger gesagt: den endlosen Komplex von Schlössern und den riesigen Park, angelegt. Man kann nicht leugnen, das Ganze imponirt durch seine Großartigkeit; aber dieser Eindruck dauert nur eine gewisse Zeit, dann wird er verdrängt durch die Ermüdung, welche die Monotonie verursacht. Damit man nicht sage, dieses Urtheil sei zu hart, zu willkürlich, will ich die Worte hierhersetzen, mit welchen der berühmte Geograph Karl Ritter in einem nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten vertraulichen Reisebriefe an seine Frau sich darüber ausspricht: „Dieses

Versailles ist ein Labyrinth von aneinandergehängten Palästen, in welchen man gleichzeitig den Glanz und die Herrlichkeit Louis XIV., der es erbaute, und das Elend der Revolution, die ihm folgte in den tausend Spiegeln erblickt, welche die Wände bedecken. Der Park ist im größten Style jenes steifen Versailler Geschmacks angelegt, der sich, seltsam genug, auf eine unbegreifliche Weise an allen größeren und kleineren Höfen verbreitet hat. Die größte Langeweile und Ermattung ergreift Einen auf die Dauer, wenn man dort herumwandelt zwischen den steifen geschnittenen Hecken und Bäumen, von Terrasse zu Terrasse, vorbei an lauter trocken stehenden Wasserkünsten und perspectivisch zurechtgeschnittenen Durchsichten."

Man sieht überall Ludwig XIV. mit seinem: „Der Staat, das bin ich!", und zwar ist dieses der „Staat-Moloch", der Alles verschlingt, die Einzelnen, die Gesellschaft, die ganze wirthschaftliche, bürgerliche, politische, wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit, die Provinz und den Kreis, die Kirche und die Gemeinde. Es ist also ganz natürlich, daß der Repräsentant eines solchen Staates auch in seinem Park aus Eigensinn das Wasser den Berg hinauflaufen macht und die Bäume nicht nach den Gesetzen der Natur wachsen läßt, sondern ihnen die seltsamsten Figuren und Schnörkel vorschreibt und sie zwingt, diesen Vorschriften zu gehorchen. Wenn man eine Hainbuche zwingen will, auszusehen wie ein Löwe, so erinnert das doch einigermaßen an das bekannte russische: „Der Bien' muß!"

Und doch, man kann es nicht leugnen, es ist gewiß groß in seiner Art, dieses Versailles, wenn auch die Art nicht an sich groß ist. Ich werde das noch näher zu entwickeln suchen.

Von der Stadt selbst will ich nicht viel reden. Sie hatte unter Ludwig XIV. über hunderttausend Einwohner.

Seitdem aber im Herbst 1789 die Pariser den König Ludwig XVI., dessen Gemahlin Marie Antoinette, dessen zwei Kinder und dessen Schwester Elisabeth aus dem Versailler Schloß halb in Güte und halb mit Gewalt nach Paris entführten, von wo es keine Wiederkehr gab, haben die nachfolgenden Herrscher, sowohl Louis Philipp, als auch die Napoleons und die Bourbons dieses Schloß als durch die Gräuel der Revolution besudelt betrachtet und in der Regel andere Landsitze vorgezogen, welche zudem die Vorzüge schönerer Lage und größerer Bequemlichkeit hatten.

Der Aufgang zum Schloß ist von Osten, von der Stadt her. Er führt durch majestätische Alleen und über den großen Waffenplatz (place d'armes). Hier erscheint uns das Schloß am imposantesten, während es von der entgegengesetzten Seite, von Westen, vom Park aus gesehen, einen harmonischeren Eindruck macht. Nach der Stadt zu soll uns vor Allem die Größe des Schlosses und seines Erbauers in der erdrückendsten Weise zum Bewußtsein gebracht werden. Darauf ist Alles berechnet: Der Waffenplatz, die großen Alleen, das aufsteigende Terrain und vor Allem die Bauart des Schlosses. Dieses ist nämlich in verschiedene hinter- und nebeneinander gelegene, immer höher aufsteigende Höfe gegliedert, welche sich mehr und mehr verengen. Ebenso sind die quer und parallel stehenden Flügelgebäude durchgehends auf möglichste Verlängerung der Perspective berechnet und den Schluß von Allem bildet der innerste und höchste Hof, wo König Ludwig XIV. hoch zu Roß thront, hinter sich den Triumphbogen, welcher zugleich den Abschluß und den Eingang zu dem Mittelpavillon bildet. Dazu kommt, daß das Baumaterial aus rothem und weißem Sandstein besteht, die Wände roth und mit weißem Stuck verziert sind. Diese Färbung trägt neben allem Uebrigen auch noch viel dazu bei, das Ganze, das an sich schon sehr große

Proportionen hat, noch weit größer erscheinen zu lassen, als es in Wirklichkeit ist.

Die Höfe sind bevölkert mit zahllosen Statuen der Berühmtheiten Frankreichs, nicht blos denen des Krieges, sondern auch denen der Wissenschaften und Künste. Unter den Generalen sind manche jetzt schon uns gewöhnlichen Sterblichen, die wir die Kriegsgeschichte nicht zu unserem Fachstudium gemacht haben, gerade so unbekannt, wie die meisten der spezifisch baierischen Größen, welche König Ludwig I. in München, sowie in seinen verschiedenen Ruhmes-, Siegesund Walhallen glorifizirt hat. Unter den Gelehrten dagegen finden sich manche gute, vollwichtige Namen, welche wir auch heutzutage nicht vergessen dürfen, auch wenn wir mit Frankreich den Krieg bis auf's Messer führen. Denn die Wissenschaft gehört der Menschheit.

Zweierlei habe ich an diesen Statuen auszusetzen. Erstens sind sie alle in jenem, mir von Rom her noch in widerwärtiger Erinnerung stehenden Bernini'schen Style gehalten. Theatralisch, verzopft und prätentiös zugleich! Da lobe ich mir doch unsere realistischen Berliner Standbilder, den Drake'schen Friedrich Wilhelm III. im Thiergarten und den Rauch'schen „Alten Fritz" am Anfange der Linden; und gar den aus der Zopfzeit datirenden Großen Kurfürsten auf der langen Brücke; wie hat er den Zopf siegreich überwunden und sich zu klassischer Römergröße aufgeschwungen!

Zweitens sind die Statuen so aufgestellt, daß sie nur zur Verherrlichung Louis XIV. zu dienen scheinen. Es fehlt nur noch, daß sie auch Alle von beiden Seiten mit den Händen auf ihn hindeuten, wie die Heiligen auf den Votivbildern. So darf man denn doch den Ruhm einer Nation nicht mißbrauchen zur Verherrlichung eines einzigen Menschen, dessen Ansprüche auf Dank zudem so höchst zweifelhafter Natur sind. Außerdem ist es unnatürlich und un-

künstlerisch. Auch hier gefällt mir Berlin besser, wo sich an dem einen Ende, auf dem Wilhelmsplatze, die Helden des Alten Fritz, und an dem andern, vor der Neuen Wache und vor der Schloßbrücke, die des Befreiungskrieges so einfach schlicht und natürlich zusammengefunden haben und, statt hinter vergoldeten Gittern in einem Schloßhofe eingesperrt zu sein, auf offener Straße stehen und so recht gemüthlich heruntersehen auf das tägliche bunte Treiben des Volkes, welchem sie angehörten.

Wie auf den Höfen die Skulptur, so verherrlicht im Innern des Schlosses die Malerei die Großthaten der Franzosen, namentlich die militärischen. Neben viel Schund hat diese Gallerie auch Vortreffliches. Ich erinnere nur an die Bilder von Horace Vernet, z. B. an „La prise de la Smala". Aber man wird das Ansehen einer so einseitigen Sammlung schnell überdrüssig. Ewig blaue Röcke und rothe Hosen auf grüngelbem Grunde, das ist doch zu viel. Es wurde mir zuletzt ganz träumerisch zu Muthe, als läge ich wieder, wie in meiner Jugend, im dolce far niente im grüngelben Roggenfelde unter den blauen Cyanen und den rothen Klatschrosen; und diesen Effekt hatten denn doch die Darsteller „de toutes les gloires de la France" nicht beabsichtigt. Jetzt liegen in diesen Bildersälen verwundete deutsche Soldaten.

Das Schloß nimmt sich von der Parkseite schöner aus als von der Stadtseite. Die Façade hier hat im Erdgeschoß dreiundzwanzig schöne Schwibbogen; der erste Stock ist mit jonischen Pfeilern geziert, darüber eine Attika mit Balustraden. Das Mittelgebäude tritt hundert Schritte vor. Sowohl dieses, als die beiden Seitenflügel sind in freundlichem Renaissance-Styl gebaut und höchst geschmackvoll gegliedert. Es scheint, der „große Monarch", der uns auf der Stadtseite nur verblüffen wollte, glaubt sich hier,

in seinem Garten, zu Hause, und will sich da vor Allem behaglich fühlen.

Den Park zu schildern, ist schwer. Ich muß dazu ein wenig ausholen. Dieser Park, mitinbegriffen die Terrassen, die Wasserkünste, die Bosquets, die mythologischen Figuren, die Thiere und die Ungeheuer aller Art, die Fontainen, die Bassins, die Kaskaden, die Treppen, die Rampen, die Balustraden und die ganze architektonische Ornamentik, ist, abgesehen von einem Fehler, dessen ich noch gedenken werde (und es ist meines Erachtens allerdings ein sehr großer Fehler!) wohl das Beste, das die specifisch französische Gartenkunst geleistet hat. Will man letztere gänzlich verdammen zu Gunsten der englischen, so ist der Stab auch über Versailles ja schnell gebrochen. Allein das sollte man meiner Meinung nach nicht thun. Denn beide haben eigentlich gar nichts Gemeinsames, sondern verfolgen diametral entgegengesetzte Zwecke. Die englische Gartenkunst will, wie Le Nôtre sagt, ein „Abriß der Natur" sein. Sie will die Naturschönheiten aufsuchen, zugänglich machen, zur vollen Anschauung bringen, nicht nur der Natur Gewalt anthun, sondern höchstens sie nachahmen. Die Gebäude sind dabei Nebensache, sie dienen nur als Zierde der Landschaft, als Architektur-Staffage.

Bei der französisch-italienischen Gartenkunst, welche wir so ziemlich in allen romanischen Ländern finden, und die man auch in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert nachgeäfft hat, ist stets das Gebäude, das Schloß, die Villa oder was sonst, die Hauptsache; ihm soll die Landschaft dienen und sie muß daher so „stylisirt" werden, daß sie dazu paßt. Zunächst ist sonach (wie sich J. Burkhardt in seinem „Cicerone" ausdrückt) das zum Schloß gehörige Terrain abzutheilen in große symmetrische Sectionen, welche einen bestimmten Charakter zeigen, zu dem Schloß eine Beziehung

haben, und von dort aus vollständig übersehen werden können. Dann wird das Terrain durch Absätze und Terrassen abgestuft, und die verschiedenen Terrassen werden durch Kaskaden in der Mitte, durch Treppen an beiden Seiten miteinander verbunden. Die Terrassen und Treppen werden durch schöne Balustraden und Rampen eingefaßt. Die Kaskaden erhalten durch allerlei mythologisches und architektonisches Beiwerk den nöthigen Schmuck, welcher durch das Wasser gehoben und abgespiegelt wird und seinerseits wieder die Wassermasse bedeutender erscheinen läßt, als sie an und für sich ist. Dazu kommen dann noch größere Bassins mit künstlerisch-architektonischer Einfassung rundum und Skulpturen in der Mitte, welche dann wieder den Springbrunnen als Unterlage dienen, sowie Bosquets und lange, gradlinige Laubgänge, welche letztere perspectivisch zugeschnitten und von (oft immergrünen) Bäumen überwölbt, länger scheinen, als sie in Wirklichkeit sind und irgend einen interessanten Ausblick auf Skulpturen, auf Fontainen oder sonstige Wasserkünste, auf das Gebirge oder auf das Meer eröffnen.

Dies ist das System, welches auch in Versailles im großartigsten Styl — und nicht ohne Glück und Geschick — durchgeführt ist. Nur fehlen die Ausblicke; und das ist der Fehler, den ich erwähnte. Die Garten-Perspektiven verlaufen hier alle in die trostloseste und langweiligste Gegend von der Welt, in eine Ebene, welcher jeder Abschluß — sei es durch das Meer, sei es durch ein Gebirge, sei es nur durch einen Wald — fehlt. Der Kontrast zwischen der Großartigkeit der Terrassen- und Wasserwerke auf der einen Seite, und der Unbedeutendheit und Eintönigkeit der Landschaft auf der andern ist es, was das Gefühl des Schweren und Drückenden, oder, wie sich der große Geograph Ritter ausdrückt, das der „Langeweile und Ermattung“ erzeugt.

Dies wirkt auch auf die Wasserkünste. Sie sind

großartiger, als irgendwelche, die ich gesehen habe. Aber die von Wilhelmshöhe machen einen besseren oder wenigstens einen mehr malerischen Eindruck, weil sie sich in einer an sich schon schönen Landschaft befinden, und man die Mitentwickelung der Natur nicht zurückgewiesen, sondern mit Dank entgegengenommen hat.

Daß dann aber doch schließlich die Gesetze der Natur stärker sind, als die, selbst des mächtigsten Herrschers, das zeigt sich auch in Versailles. Louis XIV. und alle seine Künstler haben nicht mehr Wasser herbeizuzaubern vermocht, als da war; und so können denn auch hier die Wasser nicht immer, sondern nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten springen. Und zwar unterscheidet man die „großen Wasser" und die „kleinen", letztere auch les jets d'eau genannt. Wenn die großen Wasser spielen, werden alle Künste losgelassen, jedoch nicht auf einmal, vielmehr fängt man mit den höher gelegenen an und schreitet dann weiter vor zu den niedrigern und niedrigsten, indem man das Wasser, welches bei den ersteren gedient und seinen Abfluß von da schon genommen hat, bei den letzteren wieder verwendet. An den festlichen Tagen spielen die „kleinen" Wasser von Mittags an. Die „großen" beginnen erst gegen Abend. Das Publikum folgt ihnen, indem es von Terrasse zu Terrasse niedersteigt. Ich würde langweilig werden, wenn ich alle die einzelnen Gruppen von Göttern und Göttinnen, Nymphen, Satyrn, Genien, Thieren und phantastischen Ungeheuern schildern wollte. Dergleichen muß man selbst sehen. Ich will nur ein Beispiel anführen, welches auch anderwärts, namentlich in Deutschland, mehr oder minder vollständig nachgeahmt worden ist. In einem Bassin speien mehrere Frösche Wasser nach einer weiblichen Figur, welche zwei Kinder bei sich hat und eine Stellung einnimmt, als beklage sie sich über die ihr widerfahrende Ungebühr. Ich fragte

den Aufseher, wer das sei. „Das ist die Froschkönigin“ (la reine des grenouilles), antwortete er. Ich bemerkte ihm, daß in diesem Lande sogar die Frösche Revolutionen zu machen schienen, wozu er die Achseln zuckte. Es war kurz nach dem Staatsstreich, wo man über Politik überhaupt nicht sprechen durfte. Die officielle Beschreibung aber giebt einen andern Text. Das Standbild in der Mitte ist „Latona (Leto) mit ihren Kindern Apollo und Diana“. Und nun fällt uns die Geschichte aus Ovid's „Metamorphosen“ ein. Latona wurde von der eifersüchtigen Juno verfolgt; ihre beiden Kinder am Busen tragend, irrte sie durch die schattenlosen Gefilde von Lykien. Halb verschmachtet beugte sie sich zu einem See nieder, aber die lykischen Bauern, die den Zorn der Juno fürchteten, weigerten ihr den Trunk und sprangen sogar in das Wasser, um es durch Trübung ungenießbar zu machen. Das war denn doch der Göttin zu arg. Sie verwandelte die Bauern in Frösche, und diese revanchirten sich durch Speien und durch Schimpfen. Letzteres drückt Ovid, indem er das Quacken der Frösche nachahmt, in dem Hexameter aus: „Quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere tentant.“ (Obwohl sie unter dem Wasser sind, suchen sie unter dem Wasser noch zu schimpfen.) Man sieht, schon in den ältesten Zeiten galt die Regel, daß, wenn die Mächtigen streiten, die Bauern Haare lassen müssen, und daß der Grund des Streites in der Regel eine Frau ist.

Spielen die kleinen Wasser, dann speien nur die Frösche im Bassin. Bei den großen Wassern aber werden hier 74 Röhren auf einmal losgelassen und es speit auch eine Unzahl Frösche vom Rande aus. Die Strahlen springen hoch und durchkreuzen einander, so daß es im Sonnenschein ein schönes Schauspiel bietet, in welchem die Regenbogenfarben durcheinander spielen.

Endlich Groß- und Klein-Trianon! Sie liefern den Beweis, daß auch die Großen dieser Erde zuweilen das Bedürfniß fühlen, im Stillen „ein Mensch“ zu sein. Hier ist es wirklich ruhig und behaglich. Ein schönes Wiesenthal, ein plätschernder Bach, ein kleiner See, ein allerliebstes Dörfchen.

Was will man mehr?

II.

Der sechste October 1789.

Es war im October 1789. Man darf sich das damalige Paris durchaus nicht vorstellen, wie das jetzige. Allerdings existirten damals schon der Louvre, die Tuilerien und jener schöne Platz, welcher damals der Platz Louis XV. hieß, dann der Revolutionsplatz und augenblicklich der Eintrachtsplatz heißt, obgleich am 5. October 1870 nicht mehr wirkliche Eintracht dort zu finden ist, als 1789.

Die majestätischen Gartenanlagen, die große Promenade, die imposanten Königs- und Kunstpaläste und der Fluß, der wider Willen und nur mit zögernden Krümmungen daran vorbei eilt („La Seine à regret fugitive,“ sagte damals der Dichter), sind heute die nämlichen wie damals. Aber in den Theilen von Paris, welche die offizielle Welt nicht betrat, sah es damals anders aus. Ich kann mich dafür auf eine Autorität berufen, nämlich auf den Convents-Abgeordneten Louvet de Couvrai in seinem berüchtigten Roman „ein Jahr aus dem Leben des Chevalier de Faublas.“ Der junge Faublas sieht Paris zum ersten Male im October 1783. Er betritt die Hauptstadt durch

das Faubourg Saint-Marc. „Ich erwartete," so erzählt er, „nun jene stolze Stadt zu sehen, von der ich schon so viel glänzende Beschreibungen gelesen hatte. Statt dessen sah ich Strohhütten, ebenso schmutzig und nur mit mehr Stockwerken als auf dem Lande, sehr lange, aber auch sehr enge Straßen, arme Leute nothdürftig mit Lumpen bedeckt und eine fast ganz nackte Schaar von Kindern. Ich hatte das Glück und den Glanz erwartet und fand nur eine Bevölkerung, deren Zahl eben so groß war wie ihr Elend. Erstaunt fragte ich meinen Vater, ob denn das Paris sei? Ja freilich, antwortete er ruhig und kalt, aber es ist just nicht gerade das schönste Stadtviertel."

So sah damals Paris hinter den Coulissen aus. Vorn ein Palast und dahinter namenloses Elend, das er verdeckte. So war es geworden unter Ludwig XIV., dem Napoleon des 17. und 18. Jahrhunderts, der sein Land aussog, um die Welt mit dem eitlen Glanze seines Namens zu füllen, und den die große Nation schweifwedelnd den „großen Monarchen" nannte; unter seinem Nachfolger und Urenkel, Ludwig XV., den Frankreich mit der Bezeichnung „der Vielgeliebte" ehrte, während er und sein Hof in Scham- und Zuchtlosigkeit unterging, die Priester und die Maitressen das Regiment führten und sein Zeitgenosse, der alte Fritz, spottete, in Frankreich lösten König Unterrock der Erste, der Zweite und der Dritte (worunter er die Chateauroux, die Pompadour und die Dubarry meinte), einander in der Regierung ab.

Dem „Grand monarque" und dem „Bien aimé" war 1774 des letzteren Enkel Ludwig XVI. gefolgt, ein Sühnopfer der Thorheiten, Laster und Verbrechen seiner zwei Vorgänger. Unentschlossen, wohlmeinend, mißtrauisch und rathlos, begann er zu experimentiren. Er führte Reichsstände ein, aber dieselben verwandelten sich über Nacht in

eine konstituirende Nationalversammlung, weil der „dritte Stand“, der „der Gemeinen“, welcher bis jetzt gar nichts war, von nun an Alles sein wollte, und die beiden anderen Stände, den Adel und die Geistlichkeit, absorbirte. Die Bastille wurde erstürmt, die Nationalgarde errichtet. In der Nacht des 4. August 1789 wurde die Abschaffung des Feudalismus und aller sonstigen Ueberbleibsel des Mittelalters dekretirt. Zur Erinnerung an diese Nacht, welche die Contrerevolutionäre die Bartholomäusnacht des Eigenthums, die Revolutionäre die Bartholomäusnacht der Mißbräuche nannten, wurde eine Medaille geschlagen, und die Nationalversammlung votirte dem König, welcher ihre Beschlüsse genehmigte, den Titel: Wiederhersteller der französischen Freiheit.

Dann ging es an die neue Verfassung. Die Versammlung beschloß die Erklärung der Menschenrechte und die Abschaffung des absoluten Veto des Königs. Das war dem König doch zu viel. Er ging sinnend in seinen Prunkgemächern zu Versailles herum, hörte alle Rathschläge und folgte Keinem. Sollte er die Genehmigung weigern? Aber was dann? Sollte er einen entscheidenden Schlag in Paris wagen, oder sollte er die Flucht ergreifen? Beides war gewagt; blieb und unterlag er, dann drohte ihm das Schicksal König Karls I. von England; und in dem Augenblicke, wo er ging, war auch schon Einer der Nächsten am Throne bereit, sich darauf zu setzen. Der Herzog von Orleans, später „Philipp Gleichheit“ genannt, brannte vor Begierde, „König-Stellvertreter“ zu werden. Es ging mithin nicht. Also genehmigen? Aber ist's damit auch abgethan? Wird dann nicht auch weiter noch verlangt, der König soll von Versailles nach Paris übersiedeln, um sich seiner guten und großherzigen Nation in die Arme zu werfen? Aber das Volk von Paris hungerte, und der gute König kannte kein

Rezept wieder die Hungersnoth. Die Kassen waren leer. Die konstituirende Versammlung wollte nehmen, aber nicht geben. In Paris hatte sich eine neue Gemeinde gegründet. Die Gemeinde und die Nationalgarde hatten bereits die Gewalt an sich gerissen. Kein Mensch arbeitete mehr. Wie also den Hunger bannen?

Der König blieb in Versailles. Aus den riesigen Höfen, den glänzenden Gemächern, den breiten Terrassen, den sinnlos verschnittenen Bäumen, gähnte ihm die Rathlosigkeit entgegen. Die Königin wollte ihn aus seiner apathischen Erstarrung reißen. Marie Antoinette, welche den Hochmuth der Habsburgerin mit dem lebhaften und leichtlebigen Geiste der Wienerin vereinigte, hatte jenen Muth, welcher die Gefahr verachtet, weil er den Ernst der Lage nicht zu erkennen vermag. Sie hielt die Rathlosigkeit des Königs, der außerdem auch noch gebeugt war durch den, ein Vierteljahr vorher erfolgten Tod seines ältesten Sohnes, für die einzige Quelle aller Uebel. Sie beschloß, ihn gewaltsam zu einer entschlossenen That fortzureißen. Sie ließ Truppen in Versailles concentriren, die Leibgarden, die Schweizer, die Dragoner, das Regiment Flandern. Am 1. Oktober 1789 gab man den Offizieren ein Fest. Man wählte dazu den großen Opernsaal, den glänzendsten Raum des Schlosses, welcher nur bei feierlichen Gelegenheiten benutzt wurde; das letztemal, als Kaiser Joseph II. zum Besuche in Versailles gewesen. Als die Mahlzeit im besten Gange, die Begeisterung, angefacht durch Wein und Toaste, schon hoch gestiegen war, erschienen der König und die Königin, letztere den Prinzen auf dem Arme, der sobald danach unter den unbarmherzigen Händen des Schusters Simon im „Tempel“ enden sollte. Man hatte inzwischen auch die Soldaten auf die Gallerie gelassen.

Alle Degen fahren aus der Scheide. Man trinkt auf

das Wohl der Majestäten und schwört auf den Degen Vernichtung ihren Feinden. Die königliche Familie zieht sich zurück unter den Klängen der Melodie:

„Oh Richard, o mein Herr!
Wenn Alles untreu wird.“

— Nein, treu bis in den Tod. Nieder mit Paris, — tönte es von allen Seiten. In den Logen und den Galerien erscheinen die Hofdamen mit weißen Kokarden. Die Offiziere erklettern die Logen, stürmen die Galerien, legen die weißen Kokarden an und treten die Tricolore mit Füßen. Das Loyalitätsfest artet in eine Orgie aus.

Aber die Königin ist entzückt davon. Am 2. October ist Erholungspause. Am 3. wird das Fest zum ersten Male wiederholt. Eine zweite Wiederholung war in Aussicht genommen. Man konnte diese „Oper“ nicht oft genug geben.

Da trat ein Hinderniß ein. Am 5. October Abends bewegt sich ein sonderbarer Zug von Paris über Sevres die langen und breiten Alleen hinauf nach dem Schlosse von Versailles zu. Was ist das? Soldaten? Es trommelt?

Ja, aber es ist ein junges Mädchen, das die Trommel schlägt; so war sie schon am Morgen, an der Spitze einer Schaar wüthender Weiber, in das Stadthaus in Paris eingebrochen, Brod und Waffen begehrend. Hinter ihr kommt der Bastillenstürmer Maillard, ein Brot auf der Pike, und ein altes Weib, das wie rasend ein blankes Schwert schwingt. Dann folgt ein zahlloser Haufen halbbewaffneter und halbbekleideter Menschen, mehr Weiber als Männer, wüst durcheinander schreiend, rufend, singend; „Auf, nach Versailles! Wollen doch einmal sehen! Wollen dem niederträchtigen Veto unser letztes Brot zeigen. Er muß die Menschenrechte genehmigen, dann bekommen wir Brot. Denn in den Menschenrechten steht geschrieben: Kein Mensch

soll Hunger leiden. Wir sind Menschen, wir leiden Hunger. Während dessen schwelgt die schlechte Oesterreicherin mit ihren Galanen, den Offizieren, in Delikatessen und Champagner. Wir wollen auch Champagner trinken. Deshalb wollen wir die Menschenrechte. Nieder mit der Oesterreicherin und ihren Galanen, die uns den Tod geschworen haben. Zerreißen wollen wir sie. Mehr als sterben können wir einmal doch nicht, sei es aus Hunger, sei es das Schwert in der Hand. Unterschreiben muß der König unsere Rechte, unsere Menschenrechte. Schwören muß er, der „Veto". Wie kann sich ein König „Veto" nennen? Das leiden wir nicht, wir die Pariser, die an der Spitze Frankreichs stehen, wie Frankreich an der Spitze der Welt. Nieder mit der Oesterreicherin, den Schweizern, den Flandern, der königlichen Garde! Vorwärts!" Am lautesten schrie dabei Madame Theroigne de Mericourt, ein Bauernmädchen aus der Nähe von Lüttich, das, nach London verschlagen, dort die hohe Schule des vornehmen Lasters durchmachte, von 1789 ab in Paris als republikanische Tugendheldin auftrat und in einer Irrenanstalt starb, kürzlich aber von Victor Hugo allen Französinnen als Ideal und Muster empfohlen worden ist.

Das waren Töne, die man bis jetzt nicht gehört hatte in den majestätischen Alleen, in den weiten Höfen des Schlosses von Versailles!

Aber marschiren da nicht auch Soldaten mit dem Pöbelhaufen und ein stattlicher Offizier hoch zu Roß, der die Menge anredet, mit wenig Erfolg, wie es scheint? Das ist der Marquis Lafayette, jetzt genannt der „Bürger Lafayette", der Freund Washington's, der Befreier Amerika's, der Präsident der Generalstaaten, der Oberbefehlshaber der Nationalgarde, der Freund des Volkes, aber doch schon etwas mißliebig und beargwohnt, denn er ist „nicht ent-

schieden" genug. Er ist zwar für die Menschenrechte, aber nicht für das Faullenzen und das Champagnertrinken. Lafayette hat die Nationalgarde verhindern wollen, mit nach Versailles zu marschiren, und als dieselbe nicht gehorchte, sich ihr angeschlossen, um das Schlimmste zu verhüten.

Und das gelang ihm, wenigstens am 5. October und in der darauf folgenden Nacht. Er verschaffte der Deputation der Weiber eine Audienz beim König. Dieser sprach begütigende Worte zu ihnen. Zwar kam es zu Raufereien zwischen der Pariser Nationalgarde und den Versailler Leibgarden, und das Volk ergriff für erstere Partei. Aber da kam ein Friedensengel von oben. Es fiel nämlich ein kalter Regen und man ging sich Obdach suchen. Lafayette besichtigte am 6. October Morgens 5 Uhr noch einmal die Posten, dann ging auch er schlafen; und Alles war gut. Aber nicht lange. Nach einer Stunde wurde er geweckt mit der Nachricht: „Das Volk stürmt das Schloß, es mordet die Leibgarde, der König ist in Gefahr."

Die Gastmähler, welche Marie Antoinette erfunden hatte, um dem König Muth und den Parisern Angst einzuflößen, hatten weder den einen noch den andern Zweck erreicht, wohl aber hatten sie die Disciplin gelockert. Die Garde hatte sich dem Zechen ergeben und in Folge dessen versäumt, jenes vergoldete Gitter zu schließen, das den letzten innern Hof abgränzt, an dessen höchstem Platze Ludwig XIV. in eiserner Majestät zu Pferde thront, — er, der zugleich der bewußte Urheber des französischen Größenwahnsinnes und, freilich sehr wider Willen, der Urheber des Hungers und der Revolution von 1789 ist. Es war also am 6. October Morgens in der stillen grauen Frühe, wo ein Paar Mann aus dem gestrigen Zuge, welchen man verrathen hatte, der König wollte sich heimlich entfernen, in diesem Hofe erschienen, um sich darüber Gewißheit zu verschaffen.

Denn der König sollte ja dableiben und die Menschenrechte unterschreiben und den häßlichen Titel „Veto“ wieder ablegen. Sie sahen einen Leibgardisten am Fenster, wechselten mit ihm spitze Reden und dann Schimpfworte. Der Gardist, der vielleicht alle die Festräusche, an welchen auch er, wenigstens auf der Gallerie, Theil genommen, noch nicht vollständig ausgeschlafen, wird wüthend und schießt. Das Unglück will, daß er trifft. Ein Nationalgardist, ein junger Tischlergeselle, der nicht einmal Waffen trug, stürzt todt auf die Marmorplatten. Jetzt ist die Wuth entfesselt. Die Menge wächst aus der Erde. Sie drückt die Thüren ein. Sie tritt die Schildwache zu Boden. Sie verfolgt die Leibgardisten von Zimmer zu Zimmer. Zwei werden getödtet. Man schneidet ihnen die Köpfe ab und steckt sie auf Piken; zwei Eilboten sollen diese Piken nach Paris tragen als Aufforderung an das dortige Volk, schnell herauszukommen. Nirgends ist ein Widerstand. Die Königin flüchtet in die Gemächer des Königs. Sie sinkt einem der wenigen Getreuen in die Arme mit dem Ausruf: „O meine Freunde, rettet mich und meine Kinder!“ Der Aufruhr dringt näher. Man verbarrikadirt sich. Die Noth steigt mit jedem Augenblick. Wüthende Weiber durchbohren das Bette, welches die Königin kaum verlassen, mit tausend Messerstichen.

Da kommt Lafayette. Er sammelt die Nationalgarde und die Grenadiere. Er will, auf einem andern Wege, nach den Gemächern des Königs. Da plötzlich erwacht dem Oberceremonienmeister des Schlosses das Gewissen. „Was?“ denkt er, „ein einfacher Edelmann, ohne Hof- und Staatsamt, läuft da ohne meine Erlaubniß die breite Treppe hinauf und will unangemeldet zum König? Welche frevelhafte Verletzung der geheiligten Etikette! Louis XIV. würde sich darüber im Grabe umdrehen. Ich muß diesen frechen Marquis, der in Amerika jede höfische Sitte verlernt

hat, zurückweisen. Aber nein! er ist der einzige, der uns noch retten kann. Es handelt sich um das Leben des Königs, der Königin. Ja vielleicht gar um mein eigenes. Folglich muß ich den Marquis durchlassen, aber dabei doch die Etikette wahren!"

Er tritt vor Lafayette und spricht feierlich: „Mein Herr, der König verwilligt Ihnen hierdurch das Recht des unangemeldeten Zutritts!" Der Marquis stürzt weiter, ohne dem feinen Auskunftsmittel des obersten Ceremonienmeisters der Schlösser von Versailles auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. „Ah, er ist nicht mehr werth, Marquis zu heißen, dieser Barbar, dieser amerikanische Hinterwäldler, halb Roß, halb Alligator," seufzt der Ceremonienmeister. (So erzählt uns der damalige Deputirte, Marquis Toulongeon.)

Aber der entartete Marquis rettet den König, wenigstens für dieses Mal. Mit Hülfe der Grenadiere und der Nationalgarde säubert er das Schloß, das jedoch noch von allen Seiten von einer zahllosen und wüthenden Menge umlagert wird. Die Männer schwingen die Piken, die Weiber heulen, die jungen Leute haben sich in den königlichen Marställen beritten gemacht. Sie galoppiren in den Höfen herum, aber es wird den guten Jungen sehr schwer, sich an Bord zu halten; und wenn Einer vom Pferde fällt, werden die Wuthschreie durch ein herzliches, kindisches Gelächter der Menge abgelöst. „So ist der Franzose," sagt Voltaire, „halb Affe, halb Tiger; bald kindisch, bald bestialisch."

Und plötzlich wechselt überhaupt die ganze Scene. Lafayette hat dem König zu einem Akt der Versöhnung gerathen; und dieses Schauspiel vollzieht sich nun auf ächt französische Weise. Die Leibgardisten haben die weißen Kokarden ab- und statt ihrer dreifarbige von mehr als ge-

wöhnlichem Durchmesser angelegt. Damit erscheinen sie an den Fenstern und schreien: Es lebe das Volk! Und dasselbe Volk, das so eben noch so lüstern nach ihren Köpfen war, antwortet: „Es lebe die Leibgarde! Es lebe der König!“ Dann führt Lafayette den König auf den Balkon. Man schreit abermals „Es lebe der König!“ aber auch schon: „Nach Paris mit dem König!“ Dann erscheint die Königin mit den beiden Kindern. Man schreit: „Fort mit den Kindern!“ und es richten sich einige Gewehrläufe auf sie. Die Königin schickt die Kinder zurück und richtet sich dann heiter lächelnd auf dem Balkon auf. Das imponirt. Lafayette küßt ihr knieend mit der Grazie und Ritterlichkeit des „vieux marquis“ die Hand. Das rührt. „Es lebe die Königin!“ schallt es plötzlich aus tausend Kehlen. Dann läßt Lafayette Alle auf die Verfassung schwören, auf die Verfassung, die noch nicht fertig, sondern erst noch in Arbeit begriffen ist. Zuerst schwört der Kapitain der Leibgarde unter der Wucht einer trikoloren Riesenkokarde, dann die Grenadiere, dann die Flandern, dann die Leibgardisten, dann die Nationalgardisten, dann das Volk, dann die alten Weiber. Alle schwören. Man ist gerührt und versöhnt. Man umarmt sich mit den Worten: „Bruder, warum wolltest Du mich zwingen, Dich zu morden?“ Dann aber erhebt sich, mitten durch die allseitige Versöhnung durchbrechend, der stürmische und diesmal einmüthige Ruf: „Nach Paris mit dem König!“ Widerstand ist nicht möglich. Lafayette verspricht's: „Um Ein Uhr!“ Gut, abgemacht.

In der Zwischenzeit sucht man nach Korn und Brod und lädt Alles, was man findet und (natürlich ohne Bezahlung) wegnimmt, auf eine Reihe von Wagen, um dem guten Paris doch auch ein Vergnügen zu machen. Außerdem ißt und trinkt man nach Herzenslust auf Kosten des Königs.

Dann bricht man auf. Mercier und Toulongeon haben uns den Zug beschrieben: Zuerst Nationalgarden, dann Pikenmänner und Pikenreiter auf Kanonen, Lafetten, Protzkasten, Milchwagen, Karren und Kutschen aller Art, dann sonstiges Volk zu Fuß, tanzend, singend, mit und ohne Waffen, grüne Zweige an dem Gewehrlauf, erbeutetes Brot auf dem Bajonett, dann eine lange Wagenreihe mit dem requirirten Getreide; dann Leibgardisten mit der Kopfbedeckung der Nationalgarde; endlich eine große, schwerfällige, vergoldete Kutsche, in welcher die Königin, der König, der Prinz, die Prinzessin und des Königs Schwester Elisabeth sitzen. Um diesen Wagen tanzen trunkene Weiber. Sie brüllen:

„Muth, Muth, Muth,
Jetzt wird's gut.
Hier bringen wir Bäcker und Bäckerin;
Auch der kleine Bäckergeselle (der Dauphin) ist drin,
Jetzt giebt's Brot,
Aus ist die Noth."

Die Königin macht eine Bewegung der Entrüstung; da klopft ihr eine der Mänaden vertraulich auf den Arm: „Nur keine Angst, Oesterreicherin, wenn Du keine Verrätherin mehr sein willst, soll Dir's gut gehen." Den Schluß bildet ein wirres Durcheinander von Volk und von allen Sorten von Soldaten. Man führt die königliche Familie zunächst in der ganzen Stadt herum. Ueberall werden ihr Reden gehalten, namentlich an der Barriere und an dem Stadthaus. „Majestät eilen in die Arme Ihres großherzigen Volks!" — „„Mit Vergnügen,"" schaltet der König fast mechanisch wiederholt ein. Die Königin fällt berichtigend ein „Nein, mit Vertrauen, mit Vertrauen, das hoffentlich erwidert wird." Aber darauf antwortet Niemand. Endlich erscheint der König auf dem Balkon des Stadthauses mit der blauweißrothen Kokarde in Folio: „freneti-

scher" Applaus. Eine prachtvolle Oper! Und gratis dazu! Das gefällt Paris.

Erst gegen Mitternacht gelangt der König in sein Schloß. Das war das Leichenbegängniß des alten Frankreichs. Es starb an dem Gifte des Größenwahnsinnes, das ihm Louis XIV. eingeflößt, und zu dessen Gedächtniß er diese endlose Reihe von Schlössern und Parks gebaut hat; diesen Komplex, welchen man Versailles nennt, und aus welchem man am 6. October 1789 den guten König Ludwig XVI. entführte, damit er auf dem Schaffot die Sünden seiner Väter büße. Seitdem ist Versailles immer einsamer geworden.

Inzwischen hat Frankreich die Republik, das Direktorium, das Konsulat, das Königreich, das Kaiserthum gehabt; es hat zwei Bonapartes, 2 Bourbons, 1 Orleans, verschiedene provisorische Regierungen und „Präsidenten," und sogar 2 latente Herrscher, die niemals regiert haben (Ludwig XVII. und Napoleon II.), gehabt. Es hat Alles nichts geholfen. Die Revolution ist permanent seit achtzig Jahren.

Frankreich hat sich wie ein Fieberkranker hin- und hergeworfen. Es hat alle Aerzte, alle Chirurgen, alle Quacksalber und alle Charlatans konsultirt. Seine Gesundheit aber wird es erst dann wiederfinden, wenn es den Größenwahnsinn abschwört. Denn er hat stets das Unglück dieses schönen Landes verschuldet.

III.

Der sechste October 1870.

Das erste Bild spielte am 6. October 1789, das zweite spielt am 6. October 1870. An jenem Tage, Nachmittags 1 Uhr, verließ König Ludwig XVI. das Schloß von Versailles. An diesem Tage, just um die nämliche Stunde, erschien in demselben König Wilhelm, der oberste Feldherr der Deutschen. An jenem Tage war feuchtes und kaltes Wetter. Ueber Paris und dem Seinethal lag ein graugelber Nebel, und es roch, als wenn es irgendwo brenne. Die Menge marschirte selbst auf der Straße in einem schwarzen Moraste. Am 6. October 1870 dagegen schien die Sonne hell und klar über Paris und über Versailles, das rothe Schloß mit seinen weißen Verzierungen, Kanten und Stuckaturen, entwickelte in ihrem Lichte alle Schönheiten der Renaissance. Auch der vielgestrenge „Grand monarque", der im inneren Hofe hinter dem vergoldeten Gitter reitet, schien keineswegs zu zürnen, obgleich doch erst vierzehn Tage zuvor der Kronprinz von Preußen, als Feldherr der dritten Armee des deutschen Heeres, vor seinem Angesicht das eiserne Kreuz an die tapfern Soldaten ausgetheilt hatte, welche die von Louis XIV. erfundene Theorie von der „legitimen Präponderanz" Frankreichs auf empirisch-praktischem Wege so gründlich widerlegten.

Das stolze Schloß des „großen Monarchen" ist ein Lazareth geworden. In dem Opernsaal, wo 1789 die Söldlinge ihre Orgien feierten, in den Gallerien, in welche die Pariser Mänaden eingedrungen waren, in den Gemächern, worin der König und seine Familie gezittert hatten, liegen kranke und verwundete Soldaten. Meist Deutsche, aber auch Franzosen und Afrikaner. Der Feind wird gepflegt wie

der eigene Mann. So will es das Gesetz der Menschlichkeit, das man 1789 noch nicht kannte. Damals schnitt man Köpfe ab, um sie auf Stöcke zu pflanzen und damit den Pöbel der Hauptstadt zum Mord anzufeuern. Wenn heute ein Bein abgeschnitten werden muß, dann geschieht es, um dem Mann das Leben zu retten. Und es geht stille zu in diesen hohen Räumen. Der Deutsche liebt es nicht, in großen weltgeschichtlichen Augenblicken rauschende Opern aufzuführen. Es geht ein strenger, fast puritanischer Zug durch die deutsche Armee, die für die Existenz, die Einheit und Unabhängigkeit ihres Vaterlandes zu den Waffen gegriffen. Christen und Juden, Katholiken und Protestanten sind im Felde fast noch ernster und frömmer als zu Hause. Sie gleichen den Eichenherzen des Oliver Cromwell, welche „auf Gott vertrauten und ihr Pulver trocken hielten."

In den Sälen, in welchen die deutschen Verwundeten liegen, starren alle Wände von bildlichen Verherrlichungen der Großthaten der Franzosen. Da ist dargestellt, wie Ludwig XIV. die rheinische Pfalz zerstören läßt. Er hatte befohlen und rühmte sich dessen, „de brûler le Palatinat". Er hatte in Heidelberg Stadt und Schloß verbrennen lassen, nur um seine Allmacht zu zeigen. Zur Verherrlichung dieser Heldenthat ließ man eine Medaille schlagen, auf der einen Seite die brennende Stadt mit der Umschrift „Heidelberga deleta", auf der anderen sein Bildniß mit der Unterschrift „Rex dixit — factum est". Er hatte uns Landau weggenommen und ließ es neu befestigen; über jedem Thore ließ er eine strahlende Sonne anbringen, mit den Worten: „nec pluribus impar". Diese Sonne, welcher nichts gleich kommt, war natürlich immer er selbst. Bei den meisten Schlachten war er freilich gar nicht zugegen. Auf einigen Schlachtenbildern von Van der Meulen aber ist er Allerhöchstselbst dargestellt. Er sitzt in einer sechsspännigen

Staatskarosse mit großem Cortège und betrachtet sich von da etwa eine brennende Stadt im Hintergrunde des Bildes. Kein Soldat, ja kein Offizier durfte ihm nahen. Zwischen ihm und dem Volk gähnte ein Abgrund. Er hatte durch seine Hofjuristen den Satz beweisen lassen: „In Frankreich hat nur der König Rechte, sonst Niemand; Land und Leute sind des Königs Eigenthum; was Einer erworben hat, oder sonstwie besitzt, das dankt er nur der Gnade des Königs, der ihm jederzeit Alles nehmen kann, mitinbegriffen die Frau." Und es blieb nicht bei der bloßen Theorie. — Dann folgen die Bilder aus den Zeiten Napoleons I., aus dem Krim-Krieg, aus dem italienischen Krieg, aus Algier, wo die Franzosen den Krieg gelernt haben, — aber den Krieg, wie man ihn nicht führen soll.

Hätten die Franzosen eine deutsche Ruhmes-Gallerie erobert, deren Bilder ihre Niederlagen verherrlichen, sie würden dieselben ohne Zweifel sofort zerstört haben. Die siegreichen deutschen Soldaten haben die Bilder an den Wänden der Säle von Versailles, welche die Vergewaltigung, die Knechtung, die Zerstörung Deutschlands darstellen, gewiß auch nicht mit Vergnügen betrachtet. Aber sie hatten Achtung vor der Kunst, Achtung vor dem Eigenthum. Man hat die Wände der Säle von dem Fußboden an sieben Fuß hoch mit Brettern verschalt, um gewiß zu sein, daß die Bilder geschont werden. So handelt der deutsche „Barbar."

Als nun der deutsche König am 6. October 1870 in diesen Sälen erschien, zugleich voll Majestät und freundlicher Leutseligkeit, die Verwundeten grüßend, da konnten die Soldaten ihre Vergleiche zwischen dem Könige der Deutschen und dem der Franzosen machen. König Wilhelm rückt stets mit in das Feld an der Spitze seiner Schaaren, er theilt Leid und Freud, Noth und Sieg mit seinen Soldaten. Gleich ihnen hat er Hungersnoth und Granatfeuer

kennen gelernt. Der greise Held, der so oft seinen Treuen in das brechende Auge gesehen, liebt den Frieden, weil er die Wagnisse, die Leiden, die Verantwortlichkeit des Krieges erfahren. Er sucht den Krieg zu meiden, aber ist er unvermeidlich, dann führt er ihn siegreich zu Ende.

Der französische Monarch fährt in der Staatskarosse mit seinen Maitressen hinterdrein, wie hier über dem Krankenbette des Soldaten bildlich dargestellt ist; oder er spricht, Cigaretten rauchend: „je préfère la guerre“ und überreicht ein paar Wochen später seinen Degen, wie wir es kürzlich erlebt haben. Die preußischen Prinzen „marschiren“, die französischen „reisen“ ins Ausland.

— „Du,“ sagt ein Soldat zu seinem Nebenmann, „Majestät und seine Generale, und vielleicht auch wir, seine Soldaten, hätten doch weit eher solche Siegesbilder verdient, als diese Franzosen. Warum haben wir nicht eine Ruhmesgallerie in Berlin?“

— Narr, sagte der Andere, ist nicht der Ruhm besser, als die Ruhmesgallerie, und die siegreiche Armee im Felde besser als die gemalte an der Wand auf dem Bilde?

— „Ja freilich, aber das Eine thun und das Andere nicht lassen!“

— Nun, sei nur stille, Alter, wir bekommen auch unsere Bildergallerie, und will's Gott! eine, die weniger gelogen und besser gemalt ist, als diese da. Droben im Schlosse sitzt Einer, der malt schon dran. Das ist der Professor Bleibtreu aus Berlin. Der versteht's. — —

Der König tritt auf die oberste Terrasse hinter dem Schlosse. Von hier senkt sich der große Park gen Westen stufenweise nieder. Jede Terrasse hat ihre Wasserkünste und ihre Springbrunnen. Der größte der letzteren, genannt der Drache, wirft eine kolossale Wassermasse über hundert Fuß hoch. Die Wasser spielen selten vollständig. „Les

grandes eaux" hat man schon lange nicht mehr gesehen. Heute spielen sie dem König der Deutschen zu Ehren. „Les eaux travaillent pour le roi de Prusse", sagen grinsend die verwundeten Zuaven, welche auf der Terrasse herumlungerten und sich nun ehrfurchtsvoll erhoben haben. Auch Herren in Civil und geputzte Damen, Franzosen und Französinnen, haben sich eingefunden. Um das seltene Schauspiel der „großen Wasser" zu sehen? Nein, um unseren König zu sehen, dessen hohe Gestalt und ebenso stramme als bewegliche Haltung ihnen gleich sehr imponiren. Auch sie ziehen ihre Vergleiche. Sie sind nicht schmeichelhaft für einen gewissen hohen Herrn, der gegenwärtig auf einem hessischen Lustschloß seine Herbstvillegiatur hält.

Die sinkende Herbstsonne strahlt noch einmal ihre ganze Gluth über den sich nach Westen senkenden Garten. Sie bricht sich in den tausend Strahlen und Perlen der Wasserkünste. Sie spielt in den bunten und mannigfachen Farben der herbstlichen Bäume: es ist ein großartiges Schauspiel. Die Musik läßt die ersten Töne der deutschen Nationalhymne erschallen. Der König winkt:

— „Nicht doch, es sind Verwundete in der Nähe!"

Die Musik schweigt.

Der König steigt die große Treppe herunter. Er besichtigt, unermüdlich wie immer, alle Schönheiten, ja alle Kuriositäten des endlosen Parks, die Bosquets, die Fontainen, die mythologischen Gruppen, die Vasen mit den Reliefs, die jets d'eau, die Bäder des Apollo, das Bassin der Latona, den Raub der Proserpina, den Salle de Bal, die Domes, das bosquet de l'obélisque. In dem Gefolge des Königs befindet sich der Kronprinz, dessen blonder Bart, dessen kräftige und schlanke Figur und männlich wohlwollende Züge besonders von den Französinnen bewundert werden; eine ganze Reihe deutscher Fürsten und Prinzen

und Bismarck. Ja, Letzterer thut sogar den Franzosen den Gefallen, nachdem der König und die Fürsten nach Trianon abgefahren, noch eine Zeit lang allein da zu bleiben. Er bewegt sich mit der größten Ungenirtheit zwischen den Feinden herum, zwischen den Franzosen, die ihn neugierig betrachten.

— „Ah," sagen die letzteren untereinander, „wenn man den sieht, dann ist es kein Wunder, daß wir den Kürzeren zogen. Der Mann ist ja auch körperlich ein Riese. Sehen Sie nur, Madame, diese teutonische Figur, die breiten Schultern, die hochgewölbte Brust, die mächtigen, freien und raschen Schritte. Und der soll todtkrank sein? Ah, meine Theuerste, man hat uns belogen und betrogen, uns, die Franzosen. Verrath, überall Verrath, sonst wäre das Alles nicht möglich, alle diese Niederlagen für uns, für die große Nation, deren Fahnen siegreich bis in die entferntesten Winkel der Erde vorgedrungen sind. Aber sehen Sie doch, jetzt blickt er grade nach uns herüber, jetzt können Sie sein Gesicht en face sehen. Dieser dicke Kopf, cette tête carrée allemande! Dieser große, dicke, wilde Schnurrbart! Ziemt sich ein solcher Bart für den Premierminister eines civilisirten Landes? Und die Zipfel des Schnurrbarts, statt horizontal gedreht, oder aufwärts gewichst zu sein, hängen nach unten. Das ist mongolisch! Diese preußische Rasse kann die asiatische Nachbarschaft der Russen nicht verleugnen! Wie er jetzt der sinkenden Sonne nachblickt! Ah, mein Gott, diese sinkende Sonne, sie ist das schöne Frankreich, notre belle patrie! Wie unter den großen buschigen Brauen seine stahlblauen, glänzenden Augen so triumphirend hervorblitzen. Und nun denken Sie sich diesen Mann zusammen mit unserem kleinen Benedetti! Ist das nicht, wie wenn man die Katze mit der Maus zusammenschickt, damit sie mit einander streiten oder sich verständigen? Bah, denkt die Katze, was streiten, was

verständigen? ich werde mit dem Mäuslein spielen, und wenn ich des Spieles überdrüssig bin, werde ich es auffressen. Wie konnte man zu einem solchen Riesen den kleinen Benedetti nach Berlin schicken, diesen Mann, der noch nicht einmal von Geburt der großen Nation angehört, der kein Franzose ist, sondern ein Grieche, oder ein Italiener, oder ein Korse? O, diese Korsen, sie haben unser schönes Land in all das Unglück gebracht! Es ist eine Verschwörung gegen uns, es ist Verrath! Nicht diesen Benedetti hätte man nach Berlin schicken dürfen, sondern den Marschall Bazaine an der Spitze von 300,000 Mann. Wie die Chinesen hätte er die Berliner behandeln müssen. Sie sind ja doch auch Barbaren des Ostens!"

So lispelt und säuselt und zwitschert und schnattert das durcheinander bei den Franzosen. Was in einer Viertelstunde gesprochen wird, ist so viel, daß es eine Nummer selbst der riesenhaftesten amerikanischen Zeitung füllen würde. Und der Graf Bismarck geht dazwischen herum und murmelt: „Faites le droit, laissez parler.“ Das ist auch so ein Waidspruch. Er hat früher einmal auch in Frankreich gegolten. Aber es ist das schon lange her. Jetzt gilt er bei uns.

Nun haben die französischen Zungen das „Thema Bismarck" erschöpft. Sie wenden sich an ein höheres, an den König, an den obersten Kriegsherrn des deutschen Gesammtheeres.

„— Er scheint alle seine Offiziere, ja fast alle seine Soldaten zu kennen, persönlich zu kennen. Wie ist das möglich? Bei einer Armee von anderthalb Millionen! Denn soviel muß er mindestens doch haben! Wie hätte er sonst uns besiegen und unser schönes unglückliches Land mit diesen Barbaren des Nordens, so überschwemmen können? Wer nur deutsch verstände, um zu hören, was er mit den Leuten

spricht! Aber haben Sie gesehen, wie einem jeden Offizier und einem jeden Soldaten das ganze Gesicht strahlt, wenn die Augen des Königs auf ihn fallen? Ich hasse diesen Bismarck, mit jeder Fiber meines Herzens hasse ich ihn. Aber diesen König? Nein! Ihn kann man nicht hassen. Er ist ein Greis voll Hoheit und Würde und man sieht es seinen treuen blauen Augen an, er ist nicht böse. Und Muth hat er, welchen Muth! Ich will nicht sprechen von den Schlachten. Das versteht sich ja von selbst. Er ist Soldat. Das ist sein Handwerk. Aber hier, ohne alle Bedeckung, ohne Polizei, in Feindesland, wie ist das möglich? Grüßt er uns nicht mit derselben leutseligen Milde, als wenn wir nicht seine Feinde, sondern seine Unterthanen wären? Und unsere gefangenen und verwundeten Soldaten auch? Weiß er nicht, daß man in Paris eine Subscription zu einem Ehrengeschenk für denjenigen eröffnet hat, der den König von Preußen meuchlings ermordet? Ja, man sagt, er weiß es. Und doch, dieser Muth, diese gelassene Seelenruhe, diese freudige und heitere Sicherheit! Man sieht, er hat ein gutes Gewissen — eine Sache, die andere Leute nicht besitzen, andere Leute, die uns verrathen haben. Und was mich anbelangt, so sehr ich Patriot bin, ich verdamme dennoch den Meuchelmord. Er darf eines wahren Franzosen Hand nicht beflecken. Selbst wenn ein Franzose schlecht genug wäre, es zu wollen, er würde es nicht fertig bringen; seine Hand würde zittern, sein Blick unsicher werden, in dem Augenblicke, wo er diesen ehrwürdigen Greis erblickt. Das glückliche Frankreich, wenn es einen solchen Beherrscher hätte! Europa würde für uns dann zu klein sein. Aber wir haben das Unglück, schlecht regiert und stets verrathen zu werden." —

Es ist natürlich, daß die Franzosen das Benehmen unseres Königs nicht begreifen. Sie haben seit vierzig

Jahren ihren Louis Philipp, ihren Louis Napoleon nicht anders sich bewegen sehen, als mitten in einem Schwarm offener und versteckter Polizisten, oder gar in einem mit Eisen gepanzerten Wagen, um den einige Schwadronen Leibgardisten schwärmen, das gespannte Gewehr in der Hand.

Und welche Gefühle mögen das Herz des Königs bewegt haben bei einem Besuche des Schlosses und Parkes von Versailles, wo er schon als Jüngling unter den Reihen der Sieger und kürzlich noch als Gast Napoleons weilte?

Vielleicht hat er in dem Moment, wo sein Auge diese steife geschnörkelte Pracht überflog, an sein schönes Schloß Babelsberg in dem frischen grünen Walde an der blauen Havel zurückgedacht. In der That giebt es keinen größeren Gegensatz als Potsdam und Versailles, obgleich sich jenes verhält zu Berlin und zu Preußen, wie dieses zu Paris und zu Frankreich. Auch in den Umgebungen von Potsdam spielt die französische Gartenkunst ihre Rolle. Sanssouci und das neue Palais sind ursprünglich in ihrem Sinne angelegt. Allein auch damals hat man sich von jener französischen Centralisationswuth fern gehalten, welche das ganze Versailles zu einer Dekoration für die in der Mitte stehende Reiterstatue Ludwigs XIV. macht, alle Durchsichten nach dem Schloß zieht und die Natur verstümmelt, um sie der Laune eines Einzelnen zu unterwerfen. In der Umgebung von Potsdam hat Jedes sein eigenes Recht: Babelsberg mit seiner englischen Gothik, Charlottenhof als italienisches Landhaus, Sanssouci mit seinem französischen Stil und den antiken Spielereien auf dem Ruinenberg, die kolossalen Wasserbehälter auf dem Pfingstberg, das Orangeriehaus im großen italienischen Palazzo-Stil, die Basilika der Friedenskirche. Jeder König, jedes Zeitalter hat sich hier in freier und selbständiger, charakteristischer und meistens geschmack-

voller Weise in seiner Art verewigt. Nirgends jene Uniformität, die uns in Versailles trotz aller Pracht und Größe ermüdet. Und dann die schönen Höhen, Seen und Flüsse, wie dankbar hat man sie in Potsdam benutzt und entwickelt; wie schnöde hat man das Alles in Versailles, Trianon allein ausgenommen, entweder ignorirt oder geknechtet!

Wer sich des Gegensatzes zwischen deutschem und französischem Wesen bewußt werden will, der muß Potsdam und Versailles sehen und in seinen Gedanken neben einander stellen. Dann geht ihm mit einem Schlag ein wahrhaft überraschendes Licht auf.

Am 6. October 1789 heulten in Versailles die wüthenden Weiber von Paris:

„Muth, Muth, Muth!
Jetzt wird's gut!
Hier bringen wir Bäcker und Bäckerin,
Auch der kleine Bäckergesell' ist darin.
Aus ist die Noth!
Jetzt giebt's Brot!"

Am 6. October 1870 sang ein märkischer Grenadier, an die Balustrade der obersten Terrasse des Versailler Parks gelehnt, nach der Melodie „Wer will unter die Soldaten", jenes schöne Kriegslied, welches aus den Spalten des „Kladderadatsch" so schnell seinen Weg in die Reihen der Armee gefunden:

„Jubelnd sei's der Welt verkündet:
Nicht mehr scheidet uns der Main!
Darum rücken wir verbündet
In's Franzosenland hinein.
Von der Alpe bis zum Strand
Schallt das Lied für's Vaterland:
„Immer frisch, frei, fromm und froh
Haut sie auf den Chassepot.
Chasse—pot—pot—pot—pot—pot—
Auf den Chass'pot mit Hurrah!"

Eine Entdeckungsreise in das Tokajer-Land.

(Sommer 1871.)

I.

Die Abreise.

— „Was ist Wahrheit?"

So seufzte schon der römische Landpfleger Pontius Pilatus.

Allerdings eine schwer zu lösende Frage. Ich war zu bescheiden, um mich an ein so schwieriges Problem zu wagen. Ich beschränkte mich für dieses Mal auf die Frage:

— „Was ist Tokajer?"

So lange ich an den Ufern des grünen Rhein lebte, (man erlaube mir hier in Parantese zu bemerken, daß die „schöne blaue Donau" zwar schön, aber nicht blau, sondern in der Regel gelb ist), also so lange ich am Rhein lebte und trank, war jene Frage nie an mich herangetreten. So lange man Steinberger, Markobrunner, Rüdesheimer und Geisenheimer-Rodenberger hat, — was soll man sich da den Kopf über den Tokajer zerbrechen? Ich durfte mit Schiller's Tell sagen: „Ich lebte still und harmlos, und mein Durst war auf des Landes Weine nur gerichtet."

Als ich später nach Berlin übersiedelte und die altpreußischen Provinzen genauer, als bisher, kennen lernte,

war ich genöthigt, mich auch mit dem „Tokajer“ zu beschäftigen. Aber das, was ich unter diesem Namen kennen lernte, war so grundverschieden unter einander, daß eine jede, auch nur halbwegs gebildete Zunge, sich sagen mußte: das kann unmöglich begrifflich identisch sein; das Eine ist gut, das Andere schlecht; das Eine ist süß, das Andere sauer; das Eine schmeckt wie Wein und ist es auch; das Andere „schmeckt zwar wie Wein — ist's aber nicht, — man kann dabei nicht singen, — dabei nicht fröhlich sein;“ das Dritte schmeckt wie Zucker; das Vierte wie Sprit; das Fünfte wie Zucker und Sprit u. s. w.

Wer kann daraus klug werden? Wer löst mir die Frage: — „Was ist Tokajer?“

„Nun“, sagte man mir, „das ist sehr einfach, darüber muß man Sachverständige fragen.“ Ich that es. Aber anstatt daß mir die erste Frage gelöst wurde, befand ich mich nach langer sorgfältiger Nachforschung und vielseitiger Anfrage, am Ende meiner Studien, nicht an der Lösung jener ersten Frage, sondern Angesichts einer zweiten, noch weit schwierigeren, noch weit unlösbareren Frage, — Angesichts einer wahrhaft desperaten Frage, Angesichts der Frage:

— „Was sind Sachverständige?“

Sind es die Producenten, oder die Consumenten? Die Weinhändler oder die Weinkenner, die Männer des Westens, die an deutschem Rheinwein, oder die Männer des Ostens, die an französischem Rothspohn ihre Zungen geschult haben? Und kommen die bloßen Verehrer von Sekt und von Bier überhaupt in Betracht? Was ist endlich zu machen im Fall des Widerstreits der Meinungen?

Und daran fehlte es nicht. Der Eine sagte: „Sie dürfen den Tokajer nur im Faß beziehen und zwar in einem möglichst kleinen Gebinde.“ Der Andere: „Beziehen

Sie ihn auf Flaschen, aber Sie dürfen die Flaschen weder verkorken noch legen; sie müssen offen und aufrecht stehen bleiben, sonst kann sich der Wein nicht entwickeln."

— „Unsinn! nur nicht auf Flaschen," heißt es dann wieder; „der richtige Tokajer ist ja nur daran kenntlich, daß man den Wein nicht absticht, sondern Jahre lang auf den „Drusen", auf der „Mutter" stehen läßt; man muß ihn also mit den Drusen beziehen, sonst hat man ja keine Garantie der Echtheit."

— „Ja," erwiedert der Anhänger des Flaschensystems, „das kann ein Weinhändler, welcher große Keller und ein tüchtiges Schröter- und Küfer- und Keller-Personal besitzt und auch die Drusen noch anderweitig vernutzen kann, aber ein Privatmann, der nur für den eigenen Consum kauft" —

So ging es endlos durch einander, und bei dem Allen ward mir so dumm, als ging' mir — u. s. w. Denn ein Jeder schien mit sich selber nicht ganz im Reinen zu sein und trug seinerseits nur dazu bei, die Gesammtconfusion noch zu steigern, so daß ich zuletzt die Geschichte müde wurde und da gerade Parlaments- und Gerichtsferien waren, entschlossen sagte:

„Ich gehe selbst und sehe."

II.

Tokaj.

Ich durchstreifte zunächst die hohe Tatra, den Centralgebirgsstock der Karpathen. Seine Ausdehnung ist geographisch nicht groß. Aber, mit Ausnahme der Gletscher hat man hier die Alpen, und zwar Granitalpen. Und noch mehr. Denn hier ist Alles, was in den Alpen gestreckt auseinanderliegt, scharf concentrirt, ich möchte sagen krampfhaft concentrirt. Außerdem aber hat die Tatra den Vorzug des absoluten Mangels jeder Kultur. Ich glaube kaum, daß man irgendwo in Mitteleuropa wieder eine solche Wildniß findet. Man wirbt sich ein halbes Dutzend der dortigen Bergbewohner, Gurallen genannt, welche sonst, wenn und soweit sie überhaupt etwas arbeiten, Schafhirten oder Holzhacker sind und außer einer Art Polnisch keiner europäischen Sprache Gehör schenken. Sie führen dich wie die Vorsehung. Das heißt, du siehst sie nicht, weil sie immer vorauslaufen und es dir einfach überlassen, ihren Spuren zu folgen. Sonst sind es gute Kerls. Beim nächtlichen Bivouac unter freiem Himmel — eine andere Unterkunft giebt es nicht im Innern der Tatra — bereiten sie dir dein Nachtessen ganz so, wie es Homer den Achilles thun läßt. Achilles nämlich „zerlegte geschickt das Fleisch in abwechselnde Schichten, — erst von den Stücken des Schafs, dann ein Stück des blühenden Fettes“; Patroklos, des Menoitios Sohn, hilft ihm, er schüret das Feuer; Achilles aber nahm die Fleisch- und Speckschichten

— „und bohrete Alles an Spieße,
Mächtige Gluth entflammte Menoitios göttlicher Sprößling.
Aber nachdem sich das Feuer verzehrt und die Flamme verlodert,
Breitete jener die Kohlen und hielt darüber die Spieße,
Streuete heiliges Salz und drehte den Spieß am Gestelle.“

Während mir Inschku so den „Zigeunerbraten“ am hölzernen Stabe briet, recitirte ich mir laut diese Verse aus der Iliade; und Inschku hatte die Freundlichkeit das Griechisch für Deutsch zu halten. Oder vielmehr für „preußisch“ (prusky), wie er sagte. Und er fand es schön.

Um mich von den Strapazen der hohen Tatra zu erholen, ging ich nach dem oberungarischen Bade Schmeks, das ich Jedem, der frische Luft, lebhafte Motion, gute Gesellschaft und rauschende Zigeunermusik liebt, auf das Beste empfehle. Einen Tag noch verweilte ich bei den „deutschen Brüdern“ in der Zips, erreichte in Eperies die Eisenbahn und rollte dann über Miskolcz dem lange ersehnten Tokaj zu.

„Tout comme chez nous!“

sagte ich, als ich mein Studium der Stadt Tokaj beendigt hatte.

Am Rhein sagte man:

„Zu Würzburg an dem Stein,
Zu Hochheim an dem Main,
Zu Bacharach am Rhein,
Da wächst der beste Wein.“

Allen Respect vor dem Hochheimer Dombechant und vor dem Würzburger Stein- und Leistenwein. Aber die Bacharacher Weine sind gering und vermögen gegen den Markobrunner, den Steinberger, den Rauenthaler, den Rüdesheimer und den Geisenheimer-Rodenberg nicht aufzukommen. Der Vers hat, was Bacharach anlangt, nur eine historische Bedeutung; Bacharach war nämlich früher Jahrhunderte lang der Hauptstapelplatz der Rheingauer Weine und gab denselben damals seinen Namen, während man heutzutage, wenigstens bei feinen Weinen, bemüht ist, mit Sorgfalt nicht nur die Gemarkung, sondern sogar den District, wo sie gewachsen, zu unterscheiden, wie z. B. Rüdes-

heimer „Berg“ von Rüdesheimer „Hinterhaus“ oder „Bischofsberg“ u. s. w.

Es ging damals mit Bacharach (wohin sich der Handel warf, weil das „Binger Loch“ noch nicht passirbar war) wie heutzutage mit den spanischen Quad-Alete-Weinen, welche man in England alle nach der Stadt Xeres (sprich „Cheres“) „Sherry“, und mit den deutschen Rheinweinen, welche man dort alle nach der Stadt Hochheim „Hock“ nennt. Aehnlich ist's auch mit dem „Tokajer“.

Tokaj hat eine treffliche Lage für einen Handelsplatz. Hier wälzt die „blonde“ Theiß ihre mächtigen gelben Wogen von Osten nach Westen, um demnächst eine Wendung zu nehmen und parallel mit der Donau auf ungarischem Boden nach Süden zu fließen. Bei Tokaj selbst mündet der ebenfalls sehr wasserreiche „träge“ Bodrog in sie und etwas weiter unten der Hernad. Zwischen Hernad und Bodrog zieht sich, die Wasserscheide zwischen beiden bildend und jedem derselben eine Anzahl von Bächen zuschickend, das Hegyalja-Gebirge (aber auch Tokajer-Gebirge genannt) hin: das ist ein hügelreicher, südlicher Ausläufer des östlichen karpathischen Waldgebirges, welches letzteres im Nord-Nord-Osten Ungarns dessen Grenze nach Galizien zu bildet. Je mehr die beiden Flüsse Hernad und Bodrog in südlicher Richtung einander convergiren, desto mehr läuft die Hegyalja in gleicher Richtung spitz zu, und hier, an ihrem südlichen Ende, auf der westlichen Abdachung, noch mehr aber auf der südwestlichen und süd-südwestlichen, wachsen die großen Weine. Denn die Reben wollen vor allem Sonne haben, namentlich aber Abend- und Nachmittagsonne. Das Beste soll in den Gemarkungen von Múda und von Túlya wachsen, welche beide Orte drei bis vier Meilen nordwestlich von Tokaj liegen. Ihre Berge sind nach Südwesten zu abgedacht nach dem Ondbache zu. Das ganze „Weinge-

birge" ist vierzehn Quadratmeilen groß. Hier ist es, wo Lenau's Mischka spielt und wo

— „Auf sonnenfrohen Höhen
Die Tokajer Traube lacht."

Nimmt man hinzu, daß Tokaj nicht blos die beiden Wasserstraßen der Theiß und des Bodrog, sondern auch den Franzens-Canal hat, welcher die erstere mit der Donau verbindet, und daß ihm außer der großen Bahn, welche es in Miskolcz erreicht, auch noch eine bereits vollendete und eine ihrer Vollendung entgegensehende weitere Eisenbahn zur Verfügung stehen, so wird man seine Bedeutung als Handelsplatz zu schätzen wissen. Nur stelle man sich aber, um Gotteswillen, unter Tokaj nicht etwa ein Ding vor, wie das zierliche Klein-Paris: die „große Seestadt Leipzig". Wie sich das feine und gebildete Sachsenland, dieser Sitz einer alten, hin und wieder etwas zu alten Kultur, zu dem naturwüchsigen, halbwilden, aber jugendlich strebsamen Ungarlande verhält, so Leipzig zu Tokaj. Ländlich, sittlich. Um es kurz zu sagen: Tokaj ist ein Schmutznest, welches mit jedem Concurrenten in der Türkei oder in Süditalien dreist in die Schranken treten kann.

Zwar seine Hauptstraße ist recht breit, allein sie hat den Rinnstein nicht auf beiden Seiten, sondern gerade in der Mitte. Auch ist dieser Rinnstein nicht von festen Ufern eingegrenzt, sondern verläuft sich in sanften Uebergängen in die eigentliche Straße. Der Zustand des Ganzen erinnert sehr an jene Schöpfungsperiode, wo das Festland von dem Flüssigen noch nicht getrennt war. Das Flüssige hier chemisch zu analysiren, oder auch nur mittelst der gewöhnlichen, dem Menschen angebornen Sinnesorgane genauer zu untersuchen, ist nicht rathsam. Was aber den festen Theil der Straßen der guten Stadt Tokaj anlangt, so zerfällt derselbe in Berg und Thal. Im Anfang fiel mir

die eigenthümliche Beschaffenheit der Straßen von Pompeji ein, das ich vor siebenzehn Jahren besuchte. Diese pompejanischen Straßen sind enge und liegen tief. Ohne Zweifel waren sie sehr schmutzig. Zur Bequemlichkeit der Fußgänger aber waren Uebergänge gemacht. Von Zeit zu Zeit nämlich wird die Straße durchkreuzt von einer Reihe behauener Steine, welche von dem einen Trottoir zum andern führen. Ihre Zwischenräume sind auf die damalige Spurbreite der Wagen berechnet. Die Räder können bequem passiren, ohne die Steine zu berühren, und der Fußgänger kann über die Steine steigen, ohne sich die Füße in der Tiefe des Fahrwegs zu beschmutzen. Aber ich überzeugte mich bald, daß ich mich in einem bedauernswerthen Irrthume befand, als mir beim Anblick der Straße von Tokaj classisch-pompejanische Reminiscenzen aufstiegen. In Tokaj nämlich ist es denn doch ganz anders als in Pompeji.

Allerdings ist die Fahrstraße in Tokaj auch reich an Steinen; aber diese Steine sind nicht behauen, sondern einfache Naturprodukte, welche auf menschliche Fußgestelle gar keine Rücksicht nehmen. Auch liegen sie so, daß sie weder für Wagen, noch für Fußgänger bequem, sondern für beide wirkliche „Steine des Anstoßes" sind. Den Fußgänger zwingen sie zum Springen, ohne die geringste Garantie, daß er nicht noch erst recht in die Pfütze tappt oder gar fällt. Den Kutscher zwingen sie zum Darüberfahren, wobei die Pferde stöhnen, Schiff und Geschirr brechen und reißen und der Insasse des Wagens in Gefahr ist, ein „Rückenmärker" zu werden, oder wenn er es schon ist, das Zeitliche zu segnen.

Das ist die Hauptstraße. Die darauf anstoßenden Seitenstraßen sind eng und winkelig und wo möglich noch schmutziger. Hier darf sich auch der eingefleischteste Deutsche

nicht schämen, ungarische Reitstiefel anzuziehen. Denn ohne diese ist nicht durchzukommen.

Dem Zustande der Straßen entspricht das Innere der Häuser nicht minder, als deren Aeußeres. Gleichwohl sieht ein kundiges Auge überall, durch all den Schmutz und all das Chaos, den Handelsplatz durchleuchten, welcher sich, bei dem gesunden Fortschritt, dessen sich gegenwärtig (nach Abschüttelung der Bach'schen Mißregierung) das von der Natur so reich bedachte Ungarland erfreut, vielleicht in fünfzig Jahren schon nicht minder elegant und geschmackvoll präsentirt, als in Leipzig.

Ueberall zeigen sich große Magazine und Keller; und selbst diese indifferenten Institute des kosmopolitischen Handels bekennen hier nationale Farbe im eigentlichsten Sinne des Worts. Sie sind nämlich so schreiend wie möglich roth-weiß-grün angestrichen. Die Ungarn haben ein eigenthümliches Landeswappen. Es zeigt drei Berge, welche die Hauptgruppen der Karpathen darstellen, nämlich die Matra in der Mitte des Landes, welche die Wasserscheide zwischen der Donau und der Theiß bildet. Die Fatra im Westen, welche in Gemeinschaft mit den Beskiden und den kleinen Karpathen die Grenze gegen Mähren und Oesterreich, also gegen die Deutschen bildet; und die Tatra im Norden, welche das magyarische Land von Galizien, d. h. von den Polaken und Slovaken scheidet. Auf dem mittelsten der Berge erhebt sich das doppelte ungarische Kreuz. Die Berge sind in dem Wappen grün, — was bezüglich der Tatra offenbar eine optische Täuschung bildet; denn die Tatra ist nicht grün, sondern, da sie aus vegetationslosem Granit besteht, in der Nähe grau und in der Entfernung violett. Das Kreuz ist weiß. Die Luft ist roth, blutroth, vielleicht zur Erinnerung der unsäglichen Leiden, welche das Land theils in Folge innerer Zwistigkeiten und Unruhen, theils durch seine

Nachbarn — die Tartaren, Mongolen, Türken und Oesterreicher (Haynau u. Co.) erduldet. Dieses Roth-Weiß-Grün nun hat sich auf allen Kellerthüren in Tokaj niedergelassen. Denn die „Magyaronen“ treiben natürlich einen viel stärkeren Luxus damit, als die Magyaren. Alles ist in seltsamen kaleidoskopischen Figuren roth-weiß-grün angesprenkelt. Diese Farben sehen recht lustig aus. Gleichwohl pflegt der Ungar, wenn es ihm melancholisch zu Muthe ist, zu sagen: „Das doppelte Kreuz und die drei Gebirge unseres Wappens liegen mir auf dem Herzen“.

In den Tokajer Magazinen und Kellern lagern aber nicht blos Wein, sondern auch alle übrigen Produkte des überreichen Landes, welche von hier mittels der Eisen- und Wasserstraßen (die Landstraßen sind noch mangelhaft) nach Süden und Westen transportirt werden. Das ist namentlich Salz aus der Marmarosch; ferner Holz, Kohlen und Getreide. Alles wird bis hierher auf dem Bodrog und der Theiß auf Flössen befördert. Von hier (Tokaj) aus gehen auch Dampfschiffe und Schlepper. Bei hohem Wasserstande gehen sie auch auf der obern Theiß, d. h. auf der Strecke von Námeny bis Tokaj; bei Námeny fällt nämlich der Czámoß in die Theiß. Der erstere ist größer als die letztere und macht diese erst zum wasserreichen Strom.

Was den Wein anlangt, so machte ich in Tokaj selbst keine erfreuliche Wahrnehmungen. Was ich hier im Gasthaus, im Kaffeehaus und im Weinschank zu trinken bekam (das Kaffeehaus heißt auf Magyarisch „cafeház“; das Wort „ház“, sprich „Haas“, hat der Magyare, der als Nomade nur ein Zelt und kein Haus hatte, dem deutschen „Haus“ nachgebildet), also was ich an Wein bekam, ließ viel zu wünschen übrig. Entweder war er eben so echt als sauer — oder ebenso süß als geschmiert. Ich ließ mich aber dadurch nicht beirren. Ich kannte aus meiner rheini-

schen Heimath den Zusammenhang der Dinge. Es ist nämlich Thatsache, daß der Fremdling an den Orten, wo der beste Wein wächst, zuweilen den schlechtesten trinkt. Das läßt sich nur psychologisch erklären, und zwar in Verbindung mit der Wahrnehmung, daß an Aussichtspunkten oder sonstigen Orten, welche die Natur mit allen ihren Reizen verschwenderisch überschüttet hat, in der Regel Speis und Trank herzlich schlecht sind. Mancher meiner Leser wird dies leider schon selbst wahrgenommen haben; ich will keine Namen nennen: exempla sunt odiosa.

Wie kommt das? Nun die Leute denken: „Wenn alle die Fremden so weit herkommen, um dieses Land, oder dieses Fleckchen Erde zu sehen, so genügt ihnen ja wohl dieser ästhetische Genuß und sie werden auf materielle Genüsse wenig erpicht sein; mag dann die Flagge der Naturschönheit die Kontrebande mangelhafter Ernährung decken; der Fremdling wird's wohl nicht merken!"

So soll denn auch an berühmten Weinorten die große Firma oft den kleinen Wein einschmuggeln. Zudem meint man: „Was versteht ein solcher Fremdling? er kann sich ja noch nicht einmal richtig ausdrücken!" (d. h. er kann nicht den Jargon der Weinbauern und Weinhändler sprechen, die termini technici, die verba solemmia, das Jänisch, das Jägerlatein). Geben wir ihm daher, was wir gerade übrig haben; was sollen wir unsere Perlen den Schweinen vorsetzen?"

Aehnlich ging es mir auch in Tokaj. Wer Studien machen will in einer berühmten Weingegend, der muß „Adressen haben", welche man nur von Freunden oder von ganz zuverlässigen Männern beziehen kann. Ohne solche „Adressen" steht man vor dem Berg; man weiß, dieser Berg verschließt alle die großen Schätze flüssigen Goldes; allein man kennt das Zauberwort nicht, das die

Wand aufschließt; und man geht von dannen, indem man die Ohren senkt; wie des Horazius „inique mentis asellus.“

Ich aber ging nicht von dannen, sondern wartete mit philosophischem Gleichmuth, bis mein Freund Sch. von Breslau kam, der das Zauberwort kannte. Seine Empfehlung wies uns nach Máð (Múda), und wir säumten nicht uns dahin einzuschiffen, und zwar in einem Korbwagen ohne Federn, würdig den Zeiten der Pfahlbauten anzugehören. Ich bin noch nie so gründlich geschüttelt und gerüttelt worden, als während der drei Meilen von Tokaj nach Máð. Da ich indessen in der Jugend von meinem griechischen Lehrer gelernt hatte, daß „für den Tapfern die Mühsal das wahre Gewürz an der Speise des Lebens sei“ und daß „die Götter den Schweiß vor die Tugend gesetzt haben,“ so trug ich Alles gelassenen Muthes im Hinblick auf die kommenden Dinge. Wir fuhren an dem rechten Ufer des Bodrag hinauf bis Kereßtur, einer „Stadt“, welche aussah, wie ein sehr großes Dorf und auf allen Seiten mit zahllosen hölzernen Buden umgeben war. Hier werden große Märkte gehalten. Einstweilen aber hatten halb herrenlose Schweine, welche in der Farbe ganz unsern Wildschweinen glichen, von den Baracken Besitz ergriffen. Der Bodrag wälzt, gleich der Theiß, mächtige gelbe Fluthen; beide Flüsse richten oft verheerende Ueberschwemmungen an. Die Regierung thut das ihrige, durch Strom-Regulirung und Korrection dem Uebel zu steuern und die Schifffahrt zu fördern. Ein magyarischer Edelmann von der alten Schule aber sagte:

— „Bah, dummes Zeug, — Stromregulirung! Ob sich das die freie ungarische Theiß gefallen lassen wird, diese schwäbischen Künste? Und wenn's auch gelingt, dann ist es erst recht schlimm; dann verdirbt man uns unsere

herrlichen Sümpfe und unsere prachtvolle Wasserjagd. Was will dagegen Handel und Verkehr sagen? Wer treibt Handel und Verkehr? Nur die Deutschen und die Juden!"

Von Kereßtur wandten wir uns links, d. h. westlich, und umfuhren nun den südlichen und südwestlichen Abhang der Hegyalja. Es ging durch Land und durch Wasser, im Sumpfe und über Steine. Wir kreuzten eine neue Eisenbahn und fuhren, um die Weinberge zu inspiciren, einen schmalen und steilen Weinbergsweg hinauf. Ueberall die üppigste Vegetation, gereift von einer südlichen Sonne. Die Weinberge von Unkraut überwuchert. Mitten dazwischen Sonnenblumen auf hohen zweistöckigen Stengeln. Die Hecken wucherten so, daß sie sich zu einer Breite von 6 Fuß ausdehnten. Die Disteln traten längs des Wegs in geschlossenen Kolonnen auf, wie Aloe und Kaktus in Süditalien. Auffallend war, ich sah hier in dieser gesegneten Gegend, welche sich so sehr zum Obstbau eignet, und überhaupt in Ungarn (oder um es genauer auszudrücken, in der von mir bereisten nördlichen Hälfte des Landes) nur sehr wenige Obstbäume. Das Holz, das man zur Zierde an die Wege und in die Dörfer pflanzte, bestand aus Weiden, Ebereschen, Ahorn und dergl. Die Weinberge liegen auf dem südlichen und westlichen Abhang zahlreicher langgestreckter und rund abgeplatteter Hügel, auf deren Gipfel Wald steht, gerade wie im Rheingau. Nur gehen die Weinberge jetzt nicht mehr ganz hinunter bis in das Thal und auf die Flächen, oder in den „Botten" (Boden), wie es am Rhein heißt. Da unten hat man sie ausgerodet und Getreide gepflanzt, weil die Weinstöcke in der Tiefe oft unter dem Froste leiden. Am Abhang und auf den Höhen ist dies nicht der Fall, weil hier die Luft immer etwas bewegt ist, und dies dem Frost Einhalt thut, oder, wie man hier sagt, „ihn nicht zum Stehen kommen läßt".

So ging es denn zu unserer Haupt-Weinstudien-Station Mád längs der

„Hochgesegneten Gebreiten,
Weingeschmückten Landesweiten,
Hügel, die den Strom begleiten."

Ich weiß nicht ob das Citat richtig ist. Man kann nicht Goethe's sämmtliche Werke mit in die Hegyalja nehmen. Ich bitte um Nachsicht.

III.

Wein-Studien.

Das Dorf Mád ist groß und besteht meist aus massiven steinernen einstöckigen oder ebenerdigen Häusern, welche mit einer harten, strohgelben Farbe angestrichen sind. Unsere Empfehlung lautete an die Niederlassung eines Breslauer Handlungshauses, Gebrüder S., welches hier einen großartigen Keller und ausgedehnte eigene Weinberge besitzt. An der Spitze der Niederlassung steht Herr F., ein ungarischer Deutscher, gebürtig aus Kesmark im Zipser Komitat und früher Jahre lang in dem Handlungshause zu Breslau beschäftigt. Er empfing uns mit der größten Freundlichkeit, und da er auch mit dem deutschen Weinbau und Handel genau bekannt war, so konnten wir mit ihm besser, als mit irgend einem Andern studiren, philosophiren und diskutiren.

Das beste und realistischste Weinlied hat den frommen, romantisch-idealistischen Dichter Novalis zum Urheber. Es erzählt uns einfach des edlen Weines Lebenslauf, und es erzählt ihn richtig.

„Auf grünen Bergen ward geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt;
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schoß quillt still hervor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor."

In diesen Versen ist der Weinbau behandelt. Dann folgt die Darstellung der Kellerbehandlung und Wein-Pflege. Sie beginnt mit den Worten:

„Sie legen ihn in enge Wiegen,
In's unterirdische Geschoß;
Er träumt von Festen und von Siegen
Und baut sich manches luft'ge Schloß."

und schildert in prachtvollen Bildern den Gährungsprozeß, den mehrmaligen Abstich und die endliche Klar- und Reifstellung. Ist letztere erfolgt und der Wein flaschenreif geworden, dann bittet der „Priester" (d. i. der Weinhändler) den Wein, seine lichten Augen sehen zu lassen und seine Schwingen zu entfalten. Der Wein erhört das priesterliche Gebet. Er steigt aus Keller und Faß an das Licht des Tages.

„Aus seiner Wiege dunkelm Schooße
Erscheint er im Krystallgewand.
Verschwiegener Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand."

Bekanntlich bedeutet bei den römisch-griechischen Trinkgelagen die Rose, welche man auf den Trinktisch setzte, das, was da gesprochen wird, dürfe nicht weiter getragen werden. Hoffentlich hat Novalis bei seiner Andeutung über das „Sub rosa" nicht an die Geheimnisse gewisser Weinhändler (als da sind: Wasser, Sprit, Blaubeeren und Traubenzucker)

gedacht. Dann weiht der Dichter seine Strophen dem Wein-Konsum:

— „Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut;
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Er schickt in ungezählten Strahlen
Sein inn'res Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus seinen Schalen,
Und bleibt ihm ewig zugesellt."

Wenn ein Dichter, und noch dazu ein hochromantischer, so systematisch und chronologisch zu Werke geht, daß er zuerst den Weinbau, dann die Pflege im Keller, dann den Weinhandel und endlich den Verbrauch behandelt, so darf ein prosaischer und didaktischer Schriftsteller — ein bescheidener Reporter, der nicht singen und sagen, sondern nur aufschreiben will, was er gesehen — am Ende wohl denselben Weg einschlagen, ohne sich dem Vorwurf der Pedanterie auszusetzen.

Also fangen wir mit dem Weinberg und dem Weinbau an und gewinnen wir Vergleichungsobjekte und Maßstäbe dadurch, daß wir zunächst einen Blick auf den deutschen Weinberg auf der einen und den italienischen auf der andern Seite werfen. Denn der ungarische steht in der Mitte. Dieser Weg ist vielleicht etwas umständlich, aber jedenfalls sicher.

Ich habe oft erlebt, daß Nordländer, namentlich auch Norddeutsche, wenn sie zum ersten Mal an den Rhein kamen, sich bei dem Anblick unserer Weinberge sehr enttäuscht fühlten. Sie fanden die letzteren nüchtern, kahl, langweilig, prosaisch.

Von einem Rübenacker oder einem Kartoffelfeld verlangt kein Mensch, daß sie hochromantisch aussehen. Von

einem Weinberg verlangt es Jeder, und doch ist der rheinische Weinbau ein weit anstrengenderes, mühe- und sorgenvolleres pedantischeres Geschäft, als der Bau der Knollengewächse. Wenn das condensirte Sonnenlicht, das man Rheinwein nennt, über unsere Zunge gleitet, dann ahnen wir nicht, oder wir denken wenigstens nicht daran, welch' ein Aufwand von Arbeit erforderlich war, es zu Wege zu bringen.

Man denkt nicht daran, daß unser rheinischer Weinbauer ganz andere Dinge zu thun hat, als den Thyrsus zu schwingen, oder mit Gott Bacchus auf dem Panther im Lande umherzureiten, oder mit Silenus aus dem Schlauche zu trinken, oder mit den Satyrn die Syrinx zu blasen. Der junge Weinberg muß 2, 3 ja manchmal 4 rheinische Fuß tief gerottet, unter Umständen ein Untergrund aus Lette hergestellt und eine künstliche Mischung verschiedener Erdarten bewerkstelligt werden.*) Die Reben werden in ganz regelmäßigen, gradlinigen Zeilen gesetzt, die von oben nach unten laufen und $3\frac{1}{2}$—$4\frac{1}{2}$ Fuß von einander entfernt sind. Die einzelnen Rebstöcke werden $2\frac{1}{2}$—3 Fuß von einander gepflanzt. Jeder Satz erhält seinen Pfahl, und zwischen je zwei Sätzen steht ein zweiter Pfahl, an welchem die Bogreben (d. h. die in Bogen gezogenen Schößlinge) befestigt werden. Es dauert 3—4 Jahre sorgfältiger Behandlung, bis der so gepflanzte junge Weinberg zum Ertrag kommt. Während der Getreidebauer sich einen geraumen Theil des Jahres faul auf der Ofenbank hinstreckt, hat der Weinbauer das ganze Jahr zu thun. Im Januar und Februar muß der junge Weinberg gerottet werden,

*) In Betreff der weiteren Details, die uns zu tief in technische Fragen verwickeln würden, vergleiche die treffliche Schrift von Otto Sartorius (Regierungsrath in Wiesbaden): „Der Weinbau in Nassau," Berlin, 1871.

dann wird der Dünger angefahren, die Dungkauten werden geschlagen, der Dung wird getheilt und gedeckt und eingetragen. Es ist fürwahr keine Kleinigkeit, mit einer Dung-Kietze auf dem Rücken bei 12 Grad Kälte auf dem steilen „Wingerts-Prod" (Weinbergspfad) zwischen Schnee und Eis herumzuklettern. Im März wird das Begründen und das Aufräumen der Weinberge vorgenommen; dann werden die Weinstöcke geschnitten. Dies wird fortgesetzt bis in den April. Gleichzeitig sind die Spaliere auszubessern, die Einlage zu machen, die abgängigen Pfähle sind durch neue zu ersetzen; die Pfähle werden gesetzt, die alten werden ab-, die neuen zugefahren. Dann folgt das Stücken und Gerten der Weinstöcke, das erste Graben und das sorgfältige Ausjäten des Unkrauts. Dieses höchst mühsame Geschäft setzt sich bis in den Mai hinein fort. Im Juni werden diejenigen Rebenschößlinge oder „Ausschüsse", welche nichts zu tragen versprechen, ausgebrochen und die Loden aufgebunden. Im Juli muß zum zweiten Male gegraben, aufgebunden und gejätet werden. Im August wird zum dritten Male aufgebunden und gegipfelt; im September folgt das dritte Ausgraben und Jäten, sowie das Heben und Binden der bereits erwähnten Bog-Reben. Dann beginnt das Bewachen der reifenden Trauben, das Schneiden der Gurtweiden, das Theeren der Weinbergspfühle, die Vorbereitungen zur Weinlese. Im November ist die Weinlese, an welche sich dann die mannigfachen und mühsamen Keller- und Kelterarbeiten anreihen. Dann folgt wieder im Dezember Dunganfuhr, Einbringen, Austheilen und Untergraben von Dung; Abräumen des Wüstfeldes und Rotten der Weinberge. Es giebt keine Zeit, wo nicht Arbeit im Weinberge ist, mit alleiniger Ausnahme der Periode unmittelbar vor der Lese. In dieser Periode ist der Weinberg „geschlossen", d. h. es darf Niemand hinein, auch nicht der Eigenthümer. Die Trauben werden dann reif und

sind den Näschern und Dieben ausgesetzt. Kommt ein Mensch mit einem gesunden Appetit in einen Rießling-Weinberg (Rießling ist die beste Rebe dort), die autochthone Rebe des Rheingaues, und läßt seinem Appetit die Zügel schießen so vertilgt er 8—10 Thaler an Werth; und jedenfalls ist es doch jammerschade um den verlorenen Wein. Denn die zur Weinproduktion ungeeigneten Spalier- und Tafeltrauben schmecken auch gut, ja am Ende noch besser. Deshalb ist die strenge Sperre; und da die einzelnen Parzellen klein sind und sehr im Gemenge liegen, also Gefahr vorhanden ist, daß der Eigenthümer der einen Parzelle auf der des Andern nascht, so wird das Ganze geschlossen für Alle. Nur die „Staarschützen" dürfen hinein. Es sind dies vereidigte Männer, welche die Trauben bewachen und schützen gegen menschliche und thierische Feinde. Die schlimmsten unter den letzteren sind die Staare, Wein- und Krammetsvögel, welche Nachts in dem Gebüsch und auf den Bäumen an dem Strande und auf den Inseln des Rheines hausen, und sobald der Tag graut, in die Weinberge einfallen. Dort werden sie von den Hütern verscheucht und geschossen. Auch wagt es der biedere „Staarschütz" zuweilen, dem Jagdberechtigten in das Handwerk zu pfuschen und einen Fuchs zu erlegen. Der Reineke ist nämlich eine Naschmaus und thut in den Weinbergen grimmigen Schaden. Die Weinlese wird im Rheingau als ein wichtiges Geschäft mit Ernst und Sorgfalt behandelt. Von den geräuschvollen Festlichkeiten, welche im Süden damit verbunden sind, weiß man hier nichts. Ja man erzählt, ein Großgrundbesitzer in Rüdesheim lasse die Leute während der Lese beständig pfeifen. Damit controlirt er sie, daß sie keine Trauben essen. So gastfrei der Mann mit seinem Wein ist, so peinlich geizig ist er mit den Trauben. Aber das ist eigentlich nicht Geiz, sondern ambitiöse Sorgfalt.

So ist es im Rheingau.

Werfen wir nun einen Blick auf einen Weinberg in Südtirol oder in Italien. Der wälsche Weinberg ist ebenso romantisch, als der deutsche nüchtern. In Deutschland stehen die Reben wohl geschnitten und geheftet, niedrig an niedrigen hölzernen Stöcken, gleich Soldaten in Reih und Glied. Dort im Süden wuchert und wächst Alles nach freiem Belieben. Sogar der Weg wird nicht respektirt. Ueber denselben hinaus wachsen die Reben von Baum zu Baum oder sonst in freien Gewinden. Liegt der Weinberg auf ebener Erde, dann sind Saliere in Form von Bogen und Laubengängen errichtet, immer je zwei Stäbe senkrecht und einer wagerecht darüber gelegt; und diese einzelnen Joche sind oben durch horizontale Stäbe mit einander verbunden. Ein solcher Gang ist oft drei Mannes-Längen hoch. Die Reben klettern lustig die ganze Höhe hinauf, und die Stämme der Stöcke werden so dick wie Bäume. Liegt der Weinberg am Abhang, so hat man nur zwei Stangen nöthig zur Laube. Die eine wird senkrecht eingebohrt, die andere, um die Größe der ersteren weiter oben hinauf, wagerecht. Die Spitzen beider Stangen vereinigen sich im rechten Winkel, und beide Stangen und die schiefe Ebene des Bodens bilden zusammen ein Dreieck. Gewiß sind diese üppigen Lauben weit pittoresker, als unsere einfachen „Zeilen". Denn es thut ihnen Niemand einen Zwang an. Die Reben wachsen ganz nach eigener Laune. Und sie sind es nicht allein, welche wachsen. Unter ihnen steht Türkisch-Korn (Kukurutz) oder irgend ein Futterkraut. Ueber sie hinaus wachsen die Bäume — Oliven — oder Maulbeeren — oder irgend ein Nutzholz. Von Graben, Düngen, Rotten, Schneiden und Heften und all diesen mühsamen und langweiligen Dingen ist keine Rede. Was nicht von selbst wachsen will, mag es bleiben lassen. Ver-

schiedene Traubensorten wachsen im Gemenge durcheinander und werden auch beim Lesen und Keltern nicht gesondert. Die Masse Trauben, welche da erzielt wird, ist kolossal; aber sie wachsen in der Luft und nicht an der Erde, und sie sind daher (die ganz feinen Sorten ausgenommen, welche aber auch eine größere Sorgfalt erfordern) in der Regel mehr luftig und wässerig, als feurig und kräftig. Und weil ein enormes Quantum da ist, so fällt es auch Niemandem ein, sie zu bewachen, und die Vögel, die Füchse und die Menschen haben die stillschweigende Erlaubniß zu naschen. Ist ja doch das Ganze nicht gesalbt mit dem Oele menschlichen Fleißes. Leicht gewonnen, leicht zerronnen.

Die Trauben schmecken gut, der Wein auch; aber man kann ihn nicht conserviren und nicht versenden. Von Jahrgängen weiß man nichts. Ich glaube man findet in ganz Italien keinen Elfer und keinen Zweiundzwanziger mehr. Und in Südtirol trinkt man nur „Heurigen", also in 1871 den Siebziger und so weiter rückwärts. In dem „Mondschein" in Bozen, einem vortrefflichen Gasthaus, das auf seinem Schild den deutschen „Mondschein" auf Italienisch mit „Mezza luna" (Halbmond) verdollmetscht, giebt es gar keine Weinkarte. Es giebt nur „Weißen" und „Rothen", beides „Heuriger" und einheimisches Gewächs, gut und billig; das ist wenigstens ehrlich.

Soviel über Deutschland und Wälschland. Gehen wir nun in das Ungarland und zwar in die Hegyalja. Man pflegt dort die Weinberge mehr als in Wälschland, und weniger als in Deutschland. Gedüngt wird fast nie. Die Arbeit beschränkt sich auf das Schneiden der Weinstöcke und den Kampf wider das Unkraut. Letzteres wuchert hier so üppig, daß man den Weinberg im Sommer nicht weniger als viermal vollständig umgraben muß. Es giebt kein anderes Mittel, Herr zu werden über das Unkraut. Ich habe

schon erwähnt, daß die Weinhügel in der Hegyalja einige Aehnlichkeit mit den unsrigen im Rheingau haben, nur geht hier der Weinberg weder bis ganz in den Wald, noch bis ganz hinunter in die Ebene. In den besten Lagen findet man hin und wieder eine bescheidene Villa in dem Weinberge, welche treffliche Kellerräume unter sich hat. Viele Weinberge sind auch gleich den unseren terrassenförmig bis hinauf geschichtet, und jede Terrasse wird von der unteren durch eine Mauer geschieden und so getragen. Ueber die Frage, wer diese Sturzmauer zu unterhalten habe, herrscht am Rheine viel Streit. Das Herkommen verpflichtet den Obenliegenden dazu. Es geschieht aber nicht immer, und wenn dann eine starke Fluth herabbricht aus den höher gelegenen Waldgründen, so ereignet es sich wohl, daß die Sturzmauer bricht, und der ganze obere Weinberg auf den untern herabrutscht. Das ergiebt dann eitel Feindschaft und Prozeß. Letzteres kommt in der Hegyalja nicht vor. Der ungarische Weinberg unterscheidet sich von dem deutschen, wie das englische Haus von dem deutschen. Er ist nämlich nicht horizontal den Berg entlang, sondern vertikal, oder den Berg herunter abgetheilt. Auch sind in Ungarn die Parzellen viel größer. Oft gehört der ganze Abhang einem Mann, und er nennt ihn dann mit Stolz sein „Weingebirge", mit mehr Recht, als jener Berliner, welcher von dem im Süden seiner Vaterstadt emporragenden „Kreuzgebirge" sprach.

Der Boden der Weinberge ist sehr verschieden von dem unsern. Wir im Rheingau haben Thonschiefer. In der Hegyalja hat man schwarzen Humus, Kalk, Thon, oder Letten. Den Lettenboden hält man für den besten. Der Weinbau liegt, wie gesagt, in der Mitte zwischen der italienischen Sorglosigkeit, welche Alles wild wachsen läßt und den Wein oft nur als Nebenprodukt betracht, und der

deutschen Sorgfalt, welche diesen Theil der Landwirthschaft fast bis zur Kunstgärtnerei emporgehoben hat. Die Zwischenräume zwischen den Zeilen und Stöcken sind weit kleiner als bei uns, aber es giebt doch Zeilen und Stöcke. Es wächst nicht Alles durcheinander. Ja die sorgfältigsten Bauern haben schon ungefähr unsere Rheingauer Distanzen adoptirt. Sie haben die überzähligen Stöcke herausgenommen, so daß jetzt der Stock 2½ Fuß vom Stocke und die Zeile 4 Fuß von der Zeile entfernt ist. In den meisten jedoch sind die Zwischenräume nur halb so groß, man scheint da mehr auf Quantität als auf Qualität zu speculiren.

Bei uns am Rhein wird der Weinberg alle 30 bis 40 Jahre verjüngt, spätestens alle sechzig Jahre. Man haut dann die alte Stöcke aus und gönnt dem Lande einige (3 bis 4) Jahre Ruhe und Erholung. Entweder liegt es ganz brach, oder es wird nur mit Luzerne, Klee oder anderen Futterkräutern bestellt. Dann wird es neu angerodet und bepflanzt und braucht, abgesehen von der Zeit der Brache, 4—5 Jahre, um wieder Trauben zu liefern.

In Ungarn muthet man dem Weinstock schon mehr zu. Man haut ihn nicht aus, sondern man „verjüngt" ihn, indem man den alten Stock im Boden versenkt und aus dem Absenker einen neuen Stock zieht. Diese Operation macht man höchstens alle hundert Jahre einmal; und es ist nur bei dieser Gelegenheit, daß man düngt. Im Rheingau dagegen düngt man alle drei Jahre, und zwar gründlich. Die Königliche Domäne hat ein bedeutendes im Rheingau gelegenes Landgut verpachtet nicht für Geld, sondern gegen Lieferung von Rindvieh-Dünger, welcher alle für die berühmten Distrikte Marcobrunn und Steinberg verwandt wird. Der Rheingauer hat eine Redensart: „Mischtus-Chrischtus (Mist-Christ). Er bezweckt damit keineswegs eine

Blasphemie, denn er ist sehr fromm und wählt in neuerer Zeit der Majorität nach klerikal und nur der Minorität nach radikal. Er will mit diesem Wortspiel nur sagen, so wenig der Mensch das Christenthum, so wenig könne der Weinberg den Mist entbehren. Dieser Gedanke ist also nicht frivol, sondern naiv fromm.*)

Ein fürstlicher Gutsbesitzer, der auch in der Politik viel genannt wird und vor dem Kriege in Paris unter dem nom de guerre: „Tête de veau" in einem nicht sehr erbaulichen Schauspiel eine nicht sehr erbauliche Rolle spielte, baut seine berühmten Weinberge im Rheingau anders, als die Eingeborenen. Die letzteren sagen ihm nach, er treibe Raub-Bau, namentlich wende er zu wenig „Mischt" (Mist) an, in Folge dessen seien seine Weine „spitz", und ohne die fürstliche Firma würden sie nicht solche Preise erzielen. Seine Verwaltung verbot eines Tages die sonst dort landesüblichen Weinproben und zwar „wegen Mißbrauchs". Das verletzte den Rheingauer tief. Er sagte murrend: „Nicht wegen Mißbrauchs, sondern wegen Nicht-Mist-Brauchs; man soll nicht merken, daß der Weinberg ohne Dung und der Wein spitz ist."

Vielleicht aber hat der Fürst Recht. Er richtet sich nach der Methode von Ungarn, wo der Wein solcher Reizmittel nicht bedarf und doch gut wird.

Ich setze voraus, daß der geehrte Leser weiß, daß es verschiedene Traubensorten giebt. Wenigstens hat sich die Kunde davon auch schon im äußersten Norden verbreitet.

---

*) Man schreibt mir aus Sondersleben: „Vielleicht interessirt Sie eine hier (Anhalt) öfter gehörte, dem nassauischen „Mistus-Christus" parallele Redensart der Landwirthe: „Mist, Mist, Mist — Ist der heele Christ" (heilige Christ, der zu Weihnachten bescheert), die wohl auch zu einer ungezwungenen Erklärung der ersten leiten dürfte, nämlich dahin, daß der Dünger uns die Ernte bescheert."

Ich werde also weiter als bekannt voraussetzen, daß man am Rhein in den kultivirten Weinbaudistrikten (es giebt auch unkultivirte und wir wollen mit schonendem Schweigen darüber hinweggehen) nicht nur zwischen Rothem und Weißem, nicht nur zwischen Tafel-Trauben (die zum Essen) und Weintrauben (die zum Keltern bestimmt sind), unterscheidet, sondern auch zwischen Rießling, Orleans, Burgunder, Traminer, Oestreicher, Klebroth, Frühburgunder, Ruland, Kleinberger, Clevener (von Chiavenna) u. s. w., und jede Rebensorte apart liest. Alle übrigen Sorten sind importirt. Der Rießling dagegen ist durch Veredelung aus der einheimischen wilden Rebe gezogen. Deßhalb ist er der beste und läßt sich nur schwer in außerrheinischen Landen akklimatisiren.

Was nun der Rießling am Rhein, in Franken und Schwaben, das ist die Furmind-Rebe in der Hegyalja. Sie liefert die hochfeinen Kabinetsweine und man vindizirt auch ihr einen autochthonen Charakter. Neben ihr am beliebtesten ist eine Rebe, welche man hier in der Hegyalja die „weiße Traube“, in Inner-Oesterreich aber „Mehlweiß“ nennt. Man mischt auch „Furmind“ mit „Mehlweiß“, wie man Rheingauer Wein mit Pfälzer und Rießling mit Orleans oder Traminer „versticht“. Eine solche Mischung erzeugt oft ein vortreffliches Produkt und ist mit Gallisiren und Chaptalisiren und sonstigen Teufelskünsten aus der Hexenküche nicht zu verwechseln. Nur muß man das Richtige treffen.

Die Traube „Furmind“ existirt in Deutschland nicht. Auch weiß ich keine unserer rheinischen Rebensorten, die ganz übereinstimmte mit dem „Mehlweiß“, das sehr langgestreckte Trauben mit kugelrunden und ziemlich kleinen Beeren hat. Man gestatte mir hier den wohlgemeinten Stoßseufzer eines botanischen Laien auszustoßen. Ob die Botanik ihre wissen-

schaftliche Nomenclatur ganz in Ordnung hat, darüber erlaube ich mir natürlich nicht ein Urtheil, und wär's auch das allerbescheidenste. Aber einen Gefallen könnten die gelehrten und geehrten Herren der Wissenschaft doch auch uns armen Ignoranten erweisen. Sie könnten nämlich den wissenschaftlichen Namen auch diejenigen beifügen, welche in den verschiedenen Ländern, Territorien, Provinzen und Kreisen thatsächlich im Gebrauche sind. Es würde dann viel Verwirrung beseitigt, welche daraus entsteht, daß die Wissenschaft den einen Namen gebraucht, und das Volk den anderen, und daß die populäre Bezeichnung wechselt je nach den verschiedenen Provinzen des nämlichen Landes. Dasselbe gilt, wenn auch nicht in so hohem Grade in der Zoologie. Derselbe Fisch z. B. hat einen ganz anderen Namen, je nachdem er in dem Rhein, der Elbe, der Weichsel oder der Donau gefangen, und je nachdem er frisch oder geräuchert ist. Doch zurück zur Hegyalja und der Furmind-Traube.

Der Weinstock der letzteren wird auf eine eigenthümliche Weise geschnitten. Bei uns am Rhein läßt man die alte Rebe vom vorigen Jahre mit mehreren Augen am Stock stehen. Auf diesem Schenkel steht die Bog-Rebe, deren nicht mehr als zwei an einem Stock sein dürfen. Der Schenkel, worauf die Bog-Rebe steht, bekommt einen Knoten geschnitten. So vereinigt sich altes und neues Wachsthum — Stock, Schenkel, Bogen, Knoten.

In Ungarn aber schneidet man alljährlich alle Triebe des vorigen Jahres an dem Furmind-Weinstock ab, so daß nichts übrig bleibt, als der alte Stock. Der letztere sieht aus, wie ein knorriger, kurzer, alter Baum-Strunk. Er ist oft mehr als armsdick (denn er bleibt hundert Jahre stehen) und ragt kaum vier Zoll über die Erde. Aus diesem Strunk kommen dann jedes Jahr die neuen Schößlinge in Menge.

Diese Schößlinge sind nur unten, wo sie aus dem Strunk kommen, stark genug zum Tragen und so sitzen denn die Trauben, gleich einem Bienenschwarm, alle bei einander in einem dicken Haufen unmittelbar auf dem alten Stocke ganz tief an der Erde, in Bogen gezogene Reben giebt es nicht.

Man nennt diesen in der Hegyalja üblichen Schnitt den „Bockschnitt“, und ich rühme mich der Entdeckung, daß dieser Ausdruck eine klassische Erinnerung aus dem griechischen Alterthum ist. Ich knüpfe an die Anthologia Graeca (Pal.) an, worin sich (IX. 75) folgendes Epigramm vorfindet:

„Κἢν με φάγῃς ἐπὶ ῥίζαν, ὅμως ἔτι καρποφορήσω,
Ὅσσον ἐπισπεῖσαι σοι, τράγε, θυομένῳ“.

Auf deutsch: Der Weinstock an den Bock: „Frißt du mich, Bock, auch ab bis zur Wurzel, so werde ich doch wieder ausschlagen und so viel Trauben tragen, daß der Wein hinreicht, um damit dich, Bock, dem Opfertode zu weihen.“

Man erinnert sich aus seiner Gymnasiastenzeit und aus Jakobs (Blumenlese, 3. Aufl. „Epigramm. Gedichte“ Nr. 36, S. 26), daß Böcke vorzugsweise dem Gotte Bakchos zum Opfer geschlachtet wurden, und daß man dem Opferthiere, nachdem man ihm die Stirne von Haaren entblößt und es vor den Altar gestellt hatte, Wein auf die Stirne goß, um es dem Gotte zu weihen. Es scheint nun, daß die Hellenen, um sich, oder richtiger, um ihren Sklaven Zeit und Arbeit zu sparen, statt die Weinstöcke zurückzuschneiden, die Ziegenheerde hineintrieben, und daraus würde sich dann der heutzutage noch gebräuchliche Ausdruck „Bockschnitt“ erklären. Uebrigens bedarf es kaum der Versicherung, daß dies nur eine Hypothese ist, die ich aufstelle mit der ganzen Schüchternheit eines seiner Schwäche bewußten philologischen Bönhasen.

Im übrigen Ungarn findet die Weinlese schon im Sep-

tember statt. Hier in der Hegyalja dagegen liest man erst Ende October oder gar im November. Denn die Tokajer Rebe Furmind hat es mit dem rheinischen Rießling gemein, daß sie längere Zeit braucht zum Reifen. Aber was lange währt, wird auch gut.

Im Rheingau wartet man die „Edelfäule" der Trauben ab; in der Hegyalja die rosinenartigen Trockenbeeren.

Die guten Weinjahre sind hier ganz andere, als am Rhein und in Deutschland. Das Jahr 1865 war am Rhein ausgezeichnet, hier mittelmäßig. Das Jahr 1866 war am Rhein schlecht, in Ungarn vortrefflich.

„Wie Sechsundsechzig haben wir in den letzten hundert Jahren nichts gehabt," sagte uns ein alter Weinkenner, und wenn man ihm dabei in sein ehrliches, lieblich geröthetes Gesicht und in die selig leuchtenden Aeuglein sah, war man im Stande, ihm zu glauben, daß er das Alter seines Ahnherrn Noah erreicht und die hundert Jahre alle glücklich durchgetrunken habe.

Zum Schluß werde ich noch von der Weinlese, der Weinpflege und dem Weinhandel in der Hegyalja sprechen.

IV.

Keller-Studien.

Wer Ungarn nur par distance, namentlich aus den Zeitungen kennt, der glaubt das Land sei liberal. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Es giebt wenig Länder, wo es hin und wieder noch so altes knorriges und knotiges conservatives Wesen giebt wie dort; nicht blos in der Politik, sondern auf allen Gebieten des sozialen Lebens. Auch in Weinsachen. Der Zufall wollte, daß die erste Weinautorität, welche mir auf Magyaren-Boden aufstieß, ein Conservativer war. Conservativ nicht nur in der Politik, sondern auch in dem Weinbau. Es war in der guten deutschen Stadt Kesmark in der Zips. Ich war an diesem Tage in einem elenden offenen Slovaken-Fuhrwerk von Jnvorina aus an dem Jnvorinka-Bach hinauf, über den Zsjar-Paß, an dem Bel-Bache hinunter und wieder an dem Poprad, welcher der Weichsel zuströmt, hinauf, volle neun Stunden lang in einem wahren Tatra-Unwetter gefahren, hatte unterwegs „eatables and drinkables" (mein sächsischer Freund L. übersetzt das mit „Essens- und Trinkens-Speisen") uneßbar und untrinkbar gefunden, und mit meinem slovakischen Kutscher keinen anderen Gedankenaustausch gehabt, als daß ich ihm zuweilen zurief „Dalli" (fort) und „Precz" (vorwärts), worauf er stets maschinenmäßig antwortete: „Jest, Pan, jest" (Ja, Herr, ja), „furt, furt" (fort).

Nach so vielen Leiden war es ein außerordentlich behagliches und behäbiges Gefühl, in Kesmark in ein hübsches solides deutsches Gasthaus zu kommen wo Speis' und Trank so vortrefflich waren, wie nur irgendwo in germanischen

Landen. Nach geziemender Würdigung dieser Vortrefflichkeiten streckte ich mich und sagte zum Wirthe:

— Von Induorina bis hierher bin ich wahrhaft gerädert worden; ich hoffe, von hier bis Bad Schmeks („Tatra-Füred“ auf magyarisch) geht's besser.

Da erhob sich hinter dem Tische ein würdiger alter Herr (wie ich später hörte, ein oberungarischer Edelmann und Gutsbesitzer, mit einem durch das Jahr neunundvierzig berühmt gewordenen Namen) und sprach die geflügelten Worte:

— „Lieber Herr, wenn Sie von Induorina bis hierher blos gerädert worden sind, dann werden Sie von hier bis Bad Schmeks sicherlich vollständig geviertheilt.“

Diese Ankündigung war zwar an sich nicht gerade erfreulich, aber die Tonart, in welcher sie ausgesprochen wurde, war für mich eine so sympathische, daß ich sofort zwischen mir und dem alten Herrn das Vorhandensein jenes geheimnißvollen magischen Bandes verspürte, welches die „klugen alten Zecher“ aller Nationen vereinigt, ohne Rücksicht auf das politische oder religiöse Bekenntniß. Wir verwickelten uns alsbald in ein interessantes, natürlich deutsch geführtes Gespräch, durch welches sich u. A. herausstellte, daß der alte Herr, dessen großes Gut fünf Meilen von Kesmark lag, daneben auch ein ansehnliches „Weingebirge“ in der Hegyalja besaß. Von dem Wachsthum dieses Weingutes — in Ungarn verwandelt man den deutschen Ausdruck „Wachsthum“ beharrlich in das etwas unbegreifliche Wort „Fexung“ oder „Vechsung“, das weder Deutsch noch Magyarisch ist, aber von Allen, von Deutschen wie von Magyaren, übereinstimmend gebraucht wird — also von der Fexung dieses Gutes hatte der alte Herr einige Kufen an den Wirth in Kesmark verkauft. Kaum erfuhr ich davon, so bestellte ich mir sofort eine Flasche, und hatte nun zum

ersten Male das Vergnügen, auf ungarischem Boden eine wirkliche, echte, über jeden Zweifel erhabene Flasche Tokajer edelster Art zu genießen, und zugleich von dem alten conservativen Edelmann einige Aufschlüsse zu erhalten.

— „Es wird jeden Tag schlechter," sagte er, „die richtige alte Art der Kellerbehandlung droht zu verschwinden, und außerdem werden wir Weingutsbesitzer, um deren Weine man sich ehedem wahrhaft riß, immer mehr abhängig von den Kaufleuten, den Agenten und Commissionären. Hier in Kesmark, wo früher ein solider Weinhandel war, ist jetzt das reine Jerusalem. Man feilscht im Vorhofe des Tempels. In Tokaj ist es noch schlimmer. Wenn man sich nicht den Weinmaklern ganz in die Arme wirft, um sich von ihnen gehörig schröpfen zu lassen, bleibt selbst das Beste unverkauft. Ich habe, mit Ausnahme des geringen Quantums, das ich an unsern Wirth Humenski verkauft habe, damit ich selbst hier was Gutes zu trinken vorfinde, noch alle Jahrgänge im Keller, von Sechsundfünfzig bis Siebzig. Aber lieber, als daß ich mir diese Haifische von Agenten in das Haus kommen lasse, lieber lasse ich den Wein noch hundert Jahre im Keller liegen. Die Handelsconjuncturen werden überhaupt immer schlechter."

— Wie kommt denn das, während doch die Weinkultur immer mehr sich entwickelt, und der Wein immer besser wird? Bei uns in Deutschland ist es umgekehrt. Je mehr wir in freihändlerischer Richtung vorschreiten, desto höher werden die Preise des Weines. Desto besser der Markt. Wir sind beinahe schon soweit, uns nicht darüber zu beschweren, daß das Ausland unsere Weine nicht will, sondern vielmehr darüber, daß es zu viel und zu gut davon bezieht, und für uns arme Einheimische nur wenig zurückläßt, und auch das nur zu fast unerschwinglichen Preisen.

— „Ich bin auch Freihändler, so gut wie Sie. Der

Landedelmann ist ja der geborene Freihändler. Aber es ist ja gerade der Zoll in Rußland und in Amerika, der unsern Absatz beeinträchtigt. Und dann: Unsere Hauptconsumenten waren früher die Polen, — charmante lustige Leute, denen es auf das Geld gar nicht ankam. Sie kauften das Beste. Aber seit längeren Jahren hat das aufgehört. Einige sagen, sie hätten das Geld, — Andere, sie hätten den Durst verloren. Ich glaube beides. Denn die Art, wie die Polen, und namentlich die polnischen Edelleute, von Rußland behandelt werden, ist nur zu sehr geeignet, Beides einzubüßen."

— Nun aber die Polen in Galizien und Preußen?

— „In Galizien? Ah, die schwimmen auch nicht im Ueberfluß! Und in Preußen? Die könnten wohl kaufen; es geht ihnen gut, wie ich höre. Allein, sie haben sich, ganz im Gegensatze zu ihren ritterlichen, leichtlebigen und ewig durstigen Vorfahren, schon ganz auf dem knappen preußischen Fuße eingerichtet. Sie sind das geworden, was Ihr „rationelle Landwirthe" nennt. Sie ökonomisiren und knausern. Kurz, ich kann die Sache in zwei Worten zusammenfassen, Die, welche noch Geld haben, besitzen bereits keinen Durst mehr."

— Aber Deutschland?

— „Deutschland? Versteht nichts! Hat gar keinen Geschmack für unsere Weine; etwa die Provinz Schlesien ausgenommen, und namentlich ein großes Weinhaus in Breslau, welches selbst in der Hegyalja begütert ist und direkt von uns einkauft. Die Deutschen — aber ich weiß wirklich nicht, ob Sie mir nicht übelnehmen, was ich sagen will; — denn es zieht den Geschmack Ihrer Nation in Zweifel."

— Fahren Sie fort, Téssek! Wir Deutsche sind uns in diesem Augenblicke unserer Vorzüge in den Hauptsachen so sehr bewußt, daß wir einen Tadel in Nebendingen schon gerne ertragen. Und was den Wein anlangt, so sagen

wir: „Das Hemd ist mir näher als der Rock" — und verwenden daher unsere Hauptsorgfalt auf unsern eigenen Rheinwein.

— „Ja aber das ist gerade der Grund, warum Sie von dem Ungarwein nichts verstehen. Die Systeme sind zu verschieden. Uebrigens will auch ich von Ihnen lernen. Sagen Sie mir zuerst, wie Sie den Wein behandeln; dann sage ich Ihnen, wie wir es machen.

— Mit Vergnügen, antwortete ich. Also bei uns am Rheine geht's so zu: Wir sehen sehr sorgfältig darauf, daß immer nur Trauben von derselben Art und von derselben Lage zusammenkommen, damit die Gährung stets gleichmäßig ist. Ist der Gährungsprozeß im Wesentlichen beendigt, so erfolgt der Abstich. Der erste in der Regel in dem auf die Weinlese folgenden Monat März; der zweite etwa fünf Wochen später. Der Wein bleibt dann auf dem Faß, bis er ganz rein, ruhig und flaschenreif ist. Oft dauert das Jahre lang. Während dieser Zeit wird er in bestimmten kürzeren Zwischenräumen aufgefüllt, denn er zehrt, d. h. das Quantum der Flüssigkeit vermindert sich stark, bis sie sich aus gährendem Most in reinen Wein verwandelt. Dann hält aber der Wein desto länger. Die ganze Prozedur erfordert viel Aufmerksamkeit, denn — — —

— „Denn sie ist, mit Ihrer Erlaubniß gesagt, das Verzwickteste, Künstlichste und Unnatürlichste, was man sich denken kann. Wir in Ungarn, — Einige ausgenommen — ich spreche immer nur von den ächten und alten Ungarn, welche den avitischen Sitten treu geblieben und noch nicht von dem Oesterreicherthum angesteckt sind — wir machen es umgekehrt. Wir trennen den Wein nicht von dem Niederschlag, von den Drusen. Wir nennen diese die „Mutter des Weines, und dieser Ausdruck ist richtig, denn der Wein entnimmt ihnen die erste Kraft und die Nahrung, wie der

Säugling der Mutter. Er bedarf dann auch nicht der ewigen Auffüllung. Wohl zehrt und schwindet er etwas; allein er verdirbt nicht, wenn man die Auffüllung unterläßt; er bleibt Jahre lang unberührt liegen. Und das ist ein großer Gewinn. Sie werden zugeben, daß er von dem ewigen Gährwein, Zehrwein, Füllwein u. s. w. nicht mehr und nicht besser im Faß wird. Sehen Sie mit diesem meinem Siegel" — der alte Herr wies einen Siegelring vor mit einem sehr verwickelten Wappen — „habe ich vor fünfzehn Jahren meinen Sechsundfünfziger versiegelt; das Siegel ist noch unverletzt. Der Wein ist rein und intakt gleich einer Jungfrau. Von Gallisiren, Chaptalisiren und den sonstigen Schwarzkünsteleien weiß der wahre Magyare nichts, weil er seine Weine nicht anrührt. Wenn heute ein Käufer zu mir kommt und nimmt den Wein, nachdem er ihn gekostet, so wird lediglich das Siegel des bisherigen Eigenthümers, des Verkäufers, durch das des Käufers ersetzt; und der Wein bleibt in meinem Keller liegen so lange bis er ihn abholt. Versteht der Käufer sein wahres Interesse, dann läßt er sich den Wein in sein fernes Land ohne vorherigen Abstich und mit der Druse schicken. Es ist wahr, der Transport rüttelt und schüttelt Alles durcheinander; in Folge dessen kommt der Wein dort vollständig trüb an; man muß ihn wenigstens ein halbes Jahr ruhig im Fasse liegen lassen, bis er wieder klar wird. Aber der Zeitverlust lohnt sich. In den Drusen liegt die Garantie der Reinheit und Unverfälschtheit. Der Wein saugt aus ihnen wieder von Neuem seine eigenthümliche jugendliche Frische. Nimmt man endlich den Abstich vor, so kann man die Drusen immer noch zur Aufbesserung kleiner Weine verwenden, wie sie ja in Deutschland so vielfach noch wachsen. Das ist unser Verfahren. Ich halte es für das Rationellste, weil es das Einfachste und Natürlichste ist. Aber

in Deutschland hat man keinen Sinn dafür. Wenn dort unser Wein trübe ankommt, dann schreit man Zeter und Mordio, weil man die einfachsten Griffe der Küferei nicht versteht und sich nicht zu helfen weiß. Man hält den Wein für schlecht, weil er vorübergehend trüb ist, während doch darin gerade die Gewähr seiner Nationalität liegt. Man verlangt „hellen Wein" und fällt damit in die Hände der Oesterreicher, die uns Ungarn nicht nur mittels der Valutastörung, sondern auch mittelst ihrer Weinmanscherei zur Ader lassen, obgleich wir uns im Uebrigen durch unseren Ausgleich politisch so ziemlich aus ihrem chaotischen Wirrsal gerettet haben. Diesen schwarzgelben Weinkünstlern liegt natürlich das Renommée unserer ungarischen Weine sehr wenig am Herzen. Sie fügen sich dem schlechten Geschmacke des Auslandes und schwindeln ihm was vor. Sie stellen die Weine und geben ihnen Façon. Freilich nehmen sie das schlechteste Zeug dazu. Dafür sind aber die Etiketten desto feiner, alle natürlich rasend magyarisch, wie „Tokaj Aszu kor", oder gar lateinisch, wie „Vinum Tokajense est decus et gloria mensae" und dergl. Der Teufel soll die Kerle holen mit sammt ihren Etiketten. Sie verderben uns das ganze Geschäft. Für den Nichtsachkundigen, welcher den Wein nur mit der Zungenspitze, aber nicht mit der hinteren Zunge und dem Gaumen schmeckt, — denn da ist ja doch der wahre Sitz des Geschmackes, nicht wahr? — (ich nickte), — also für den unkundigen und ungebildeten Trinker — sie bilden leider die Mehrzahl, Gott besser's! — schmeckt der grobe, gemeine, süße und scharfe, façonirte, gallisirte, chaptalisirte, diabolisirte Wein natürlich besser als unser feiner, edler, natürlicher Kabinetswein. Der letztere wärmt den Magen und läßt das Gehirn frei; er fährt Einem manchmal ein wenig in die Beine, aber nie in das Kapitolium, und am andern Tage ist man frisch und ge-

sund, wie ein Fisch im Wasser. Aber von dem façonirten Wein mit seinen bösen Substanzen, welche unser Herrgott nicht natürlich wachsen läßt, sondern die bösen, schwarzgelben Seelen künstlich präpariren, bekommen die unglücklichen Opfer einen Katzenjammer von Zwanzig-Pferdekraft. Dann schreien sie ihr: „„Wehe über die Ungarweine!““ Aber sie sollten Wehe schreien über sich und ihre eigene Dummheit. Freilich, sie wollen betrogen sein. Unsere polnischen Nachbarn, die Schlagziß so gut wie die Wojwoden —, wenn der Wein gut ist, kommt's ihnen gar nicht auf's Geld an. Aber die Deutschen verlangen viel und bezahlen gerne wenig. Läßt sich dann für das Bischen Geld, was sie bieten, das gewünschte Ideal nicht natürlich herstellen, nun, dann wird's künstlich zusammengemanscht. Mir dreht sich das Herz im Leibe herum, wenn ich die Flaschen-Etiketten sehe, welche Weingattungen zu vier Gulden anbieten, die in der Hegyalja selbst nicht unter zehn Gulden per Flasche zu haben sind. Da möchte man geradezu des Teufels — doch was hilft's? — Gott besser's! Ich bin alt genug, um darauf zu verzichten, es zu erleben, daß die Welt vernünftig wird!“

An diese Auseinandersetzung des alten Edelmanns knüpfte sich ein langer und ernsthafter Disput über die ungarische und die deutsche Kellerbehandlung. Er vertheidigte die erstere; ich die letztere. Wir wurden natürlich nicht einig. Das Privatissimum war mir von großem Nutzen für meine Studien in der Hegyalja. Allein ich fand, daß es ein wenig unvollständig und einseitig war. Es vertrat nur die hyperconservative Seite der ungarischen Weinpolitik. Ich werde daher in Nachfolgendem versuchen, es durch meine eigenen Wahrnehmungen im Tokajerland zu ergänzen.

Das Dichten und Trachten des Weinproduzenten in der Hegyalja ist auf die Trockenbeeren, die Rosinen gerichtet, welche nur in guten Jahren sich vollständig ausbil-

den. Ist die Witterung ungünstig gewesen und hat man keine Rosinen, dann fällt die Auslese weg. Man liest Alles zusammen und bringt es unter die nämliche Kelter. Das nennt man „Samaroschna“ oder „Szamarodni“, d. i. Alle — Zusammen. Ich kostete solchen Samaroschna von 1870, einem schlechten Jahrgang. Er hatte viel Weingehalt, aber er war ohne Blume und sehr sauer, wenngleich nicht so sauer, wie unser „Fahnen-Wein“, welcher auf den Schützenfesten getrunken wird, und von welchem man sagt: „Schüttet man einen Tropfen davon auf die Fahne, dann zieht sich das ganze Regiment zusammen.“

In einem guten Jahrgange giebt es Rosinen die Menge. Man bricht sie dann mit großer Sorgfalt aus und trennt sie von der übrigen Traube. Die Rosinen werden durch eine mit zwei Walzen versehene Kelter gequetscht und dann in Butten gefüllt, wo sich die Brühe von den Häuten u. s. w. sondert.

Alle übrigen Trauben, mit Ausnahme der ausgebrochenen Trockenbeeren, werden zusammengelesen, jedoch nach Lagen und Sorten getrennt. Man keltert sie auf einer altmodischen Kelter. Sie gleicht unserer „Baumkelter“, welche im Rheingau nur noch durch wenige ehrwürdige Exemplare vertreten, im Uebrigen aber durch die Spindelpresse ersetzt ist; man hatte im Rheingau auch hydraulische Pressen eingeführt, hat sie jedoch wieder abgeschafft; sie haben sich nicht bewährt.

Die ungarische Baumkelter drückt auf eine Kufe, welche aus Latten zusammengesetzt ist und überall Zwischenräume zwischen den Latten hat, durch welche der Wein aus den gepreßten Trauben der Kufe abfließt auf die Plattform, oder das nur flachvertiefte „Bind“ (so nennt man's bei uns), von wo er dann in die Leitung oder das Faß mündet. Am Rhein bleibt die Auslese und der übrige Wein

getrennt. Im Tokajerland verwendet man die erstere zur Verbesserung des letztern. Den aus den Trockenbeeren, den Rosinen-Trauben, durch Auslese gewonnenen Extract, diese Quintessenz alles Großen, Schönen und Guten, nennt man nämlich die Essenz. Ich habe auch diesen Essenz-Saft pur gekostet. Er bildet eine geradezu fabelhafte Substanz, welche zugleich den feinsten Zucker- und den feinsten Weingeschmack in höchster Potenz in sich vereinigt. Er befand sich in einem großen durchsichtigen Glasgefäße, worin sich bereits zwei Drittel der Masse krystallisirt hatte.

Da aber nun einmal Nektar und Ambrosia für die Götter reservirt und den sterblichen Menschen entzogen sind, welch' letzteren sie auf die Dauer übel bekamen, so trinkt man nicht die Essenz, sondern verwendet sie, nur den übrigen Wein zu veredeln und hierdurch erzielt man den Kabinets-Wein ersten Ranges. Man bezeichnet ihn nach der Zahl der Butten Essenz, welche auf die Kufe regulären Wein verwandt werden. So hat man einbuttige bis fünfbuttige Weine. Fünfbuttig ist Maximum, d. h. fünf Butten Essenz auf eine Kufe Wein. Das ist die Blüthe der Schöpfung. Die Essenz muß schon frühe dem Moste zugesetzt werden. Auch müssen Essenz und Most jedenfalls demselben Jahrgange angehören, womöglich auch derselben Lage und derselben Rebe. Denn wenn dies nicht der Fall ist, giebt es ein Durcheinander der verschiedenen heterogenen Gährungen, welches leicht „die Milch der frommen Denkungsart in Drachenblut verwandelt", d. h. in Prosa ausgedrückt: den Most in Essig.

Neben diesem Kabinetswein ersten Ranges giebt es auch noch einen solchen zweiter Klasse. Wenn nämlich die Essenz aus den Rosinenbeeren gepreßt ist, so mischt man die Beere noch einmal mit regulärem gutem Moste, und erzielt aus dieser Vereinigung, vermittels nochmaliger Anwendung der

Kelter, einen feinen und starken Wein, der sich freilich an Süße mit dem „Buttigen“ nicht messen kann.

Was uns bei den Ungarweinen, mit Ausnahme des aus schlechten Jahren datirenden „Samaroschna“, von dem ich oben gesprochen, am meisten auffällt, ist, daß sie absolut keine Säure haben und daher auch für schwache Magen passen, die sich in ihrer Jugend nur mit Milchspeisen und nicht mit Spirituosen befaßt haben. Dagegen fehlt ihnen die „Blume“. Ich sage die „Blume“, und nicht der Geruch, der Duft, oder das Bouquet. Denn letzteres haben sie ja in hoch entwickeltem Grade. Namentlich die hochfeinen Weine haben einen außerordentlich feinen und süßen Geruch. Aber das ist nicht jene ideale, ätherische „Blume“ des rheinischen Rießling, welche Niemand vergißt, der sie einmal gekostet, und nach der ich mich jedesmal auch in den besten südeuropäischen Weinländern zurücksehnte. Diese „Blume“ ist eben so unbeschreiblich, wie unvergeßlich. Ich will daher keine weiteren vergeblichen Worte über sie machen.

Im Uebrigen muß man, was den Tokajer anlangt, unterscheiden zwischen den gewöhnlichen Weinen ohne Trockenbeeren-Essenz und den Rosinen-Essenz-Weinen, welche, wie gesagt, von Einbuttigen bis zu Fünfbuttigen hinaufsteigen.

Die ersteren sind gut, süß und schmackhaft, aber nicht reduzirbar auf Rheinwein. Die Tokajer sind schwarze oder hochbrünette Schönheiten, die Rheinweine blonde. Wenn Paris den Apfel statt zwischen drei Göttinnen aus dem nämlichen Lande, zwischen einer deutschen Blondine und einer magyarischen Brünette, jede in ihrer Art eine Schönheit ersten Ranges, auszugeben die Wahl gehabt hätte, so wäre ihm die Wahl ohne Zweifel unendlich qualvoll geworden. Die Rheinweine haben mehr Seele, die Tokajer mehr Körper. Die Tokajer erobern die Zungen und Gaumen im Sturm; die Rheinweine attaquiren etwas vorsichtiger, aber

sie gewinnen desto mehr im täglichen Verkehre und häuslichen Umgang. Vom Tokajer schmeckt das erste Glas am besten, vom Rheinwein das letzte.

Die hochfeinen „buttigen“ Weine sind sehr süß und doch dabei sehr „weinig“, fast wie unser Steinberger. In der That hatte der alte Edelmann, dessen ich Eingangs gedachte, ganz Recht, es ist etwas ganz Anderes, etwas weit Größeres, ich möchte sagen „Erhabeneres“, als das Meiste, was man außerhalb Ungarn als „Tokajer“ trinkt. Hier ist wirklicher Wein, der uns an unsere heimischen, rheinischen Größen lebhaft erinnert. In Deutschland und Oesterreich aber bekommt man unter dem Namen Tokajer oft eine Art Liqueur zum Naschen für Süßmäuler. Es wäre wirklich eine dankenswerthe Preisaufgabe, die Lösung der Frage: „Wie soll sich der reelle Produzent und der reelle Handel vertheidigen wider den Schwindel?“ Ich will hier den Gegenstand nicht weiter verfolgen, sondern nur andeuten: die Rettung liegt auf dem Wege der Selbsthülfe mittels Genossenschaften einerseits und der Aufklärung und Belehrung der Konsumenten andererseits. Von der Gesetzgebung, oder gar von der Polizei, darf man sich gar nichts versprechen. Was sollen sie helfen, so lange das Publikum eine Zunge von Filzleder hat? Man sagt: „der Poet wird geboren, er bedarf keines Studiums.“ Nun, der Weinkenner wird nicht geboren; auf diesem Gebiete will Alles gelernt sein.

Was aber die Behandlung des Weines in Faß und Keller anlangt, so hatte der alte Edelmann nicht ganz Recht. Für die, welche die Weine nur für den eigenen Verbrauch ziehen und sie ruhig im Keller liegen lassen, mag seine Methode, „den Wein nicht von der Mutter zu trennen,“ recht gut sein. Etwas anderes ist es mit dem Handel. Für den Handel ist es unzweckmäßig, den Wein unabgestochen auf

den Drusen liegen zu lassen und niemals aufzufüllen. Er hat daher auch in der Hegyalja allmählig begonnen unser rheinisches System des Abstiches und des Ausfüllens zu adoptiren; denn er hat ein Interesse daran, möglichst schnell einen hellen und flaschenreifen Wein zu liefern. Er gewinnt damit Zeit; und Zeit ist Geld. Auch entspricht er besser den Wünschen der Konsumenten. Für letztere will ich hier nur bemerken: Wenn sie trüben oder gährigen Tokajer bekommen, und wenn der Wein wirklich ächt ist, so hat dies nichts auf sich. Sie müssen dann die Flaschen aufrecht stellen und den Pfropfen nur lose aufsetzen. Dann macht sich Alles von selber.

Nun noch etwas vom Keller. Der schönste, den ich sah, war der der Gebrüder Selbstherr in Mád. Er ist größer als irgend einer im Rheingau, aber kleiner als die kolossalen Keller in Lübeck, der solidesten Stätte des Weinhandels in Deutschland. Der Keller erinnerte mich, vermöge seiner regelmäßigen Bauart, an den Escorial in Spanien, mit welchem es sich so verhält:

Als Philipp der Zweite von Spanien 1557 sich mit den Franzosen bei Sanct-Quentin schlug, standen die Aktien Anfangs schlecht für ihn. Allein er wußte sich zu helfen. Es war gerade Sanct-Laurentius-Tag. Er wandte sich daher an den genannten Heiligen und gelobte ihm ein stattliches Denkmal, wenn er ihm helfe, den Feind besiegen. Sanct Laurentius half und Philipp baute den Escorial, — das Kloster für die Mönche, den Palast für sich selber. Da aber der heilige Laurentius auf einem Roste vom Leben zum Tode gebraten worden war, so gab König Philipp dem Gebäude die Figur eines Rostes und baute es aus schwärzlichem Granit, um an die Farbe des eisernen Rostes zu erinnern. Es ist ein ungeheures Viereck mit vier Haupt-Pavillons auf den Ecken, welche die Füße des Rostes vor-

stellen sollen. Quer durchlaufende Gebäude bilden die Stangen des Rostes und formiren unzählige Höfe.

So ist auch in Mád der Keller: Vier Hauptgänge im Quadrat, dazwischen eine große Anzahl Quergänge von geringerer Höhe und Breite, — ein Escurial unter der Erde. Auf beiden Seiten der Haupt- und der Quergänge befinden sich die Weinlager. Sie imponiren weniger, als die Stückfässer im Rheingau, oder gar jene kolossalen Gebinde in Lübeck, welche der Handelsherr, um zu zeigen, daß er alle Zweige seines Geschäfts gleich gut verstehe und gleich solide traktire, in Ausübung des Küfer-Gewerbes mit eigenen Händen gezimmert.

Die Fässer hier haben durchschnittlich nur die Größe einer rheinischen Ohm (= 70 Maß oder 140 Liter). Man nennt das eine Kufe oder Kuffe, gleich 2½ Eimer österreichisch. Sie liegen doppelt auf einander geschichtet. Die halbe Kuffe heißt „Antél", ein magyarisches Wort, das aus dem deutschen „Antheil" entstanden. In Deutschland ist die Meinung verbreitet, „Antél" sei eine besonders feine Weinsorte. Dies ist ein Irrthum. Es ist nur eine Bezeichnung für das Hohlmaß, weiter nichts.

Eine Kuriosität dieses Kellers ist ein sehr großes steinernes Faß, mehr als mannshoch, oben rund, unten glatt, auf beiden Seiten durch schwere steinerne Strebepfeiler gestützt. Es ist ein heutzutage nicht mehr in Gebrauch befindliches Erbstück, herrührend von der frühern Keller-Dynastie, — einem magyarischen Adelsgeschlecht, das sich durch phantastische, seltsame, ja närrische Einfälle hervorthat, etwa in der Art, wie Janczi Kárpathi in Moriz Jókai's berühmtem Roman: „Der ungarische Nabob".

Schade ist, daß die oberungarischen Magnaten und sonstigen Edelleute, welche alle in der Hegyalja begütert sind, nicht auch hier wohnen, sondern auf ihren anderwei-

tigen Gütern. Sie haben hier nur ein nothdürftiges Unterkommen, welches sie alljährlich nur für eine kurze Zeit beziehen. Viele „fechsen" (bauen) nur für den eigenen Gebrauch. Alle überlassen den Weinbau ihren Verwaltern oder Beamten. Das geht nicht; der Weinbau ist ein so difficiles Geschäft, daß man es weder durch Verwalter, noch durch Pächter betreiben kann. Selbst ist der Mann.

Zum Schlusse nur dieses:

Montaigne sagt in seinen „Essais" (Liv. I, ch. 30): „Je vouldray, que chasqun escrivist ce qu'il sçait, et autant qu'il en sçait." Dieser Aufforderung bin ich mit meinen bescheidenen Notizen nachgekommen. Ich schrieb, was ich sah und was ich schmeckte.

Sehr ernsthafte Menschen (ich will nicht sagen: „Pedanten", dazu bin ich zu höflich) wundern sich, daß ich so viel über Wein und Keller geschrieben. Nun, Brillat-Savarin und Graf Münster haben ebenfalls über solche Stoffe geschrieben, und ich habe noch nie gehört, daß dies bei irgend einem vernünftigen Menschen die richterliche Autorität des Ersteren, oder das politische Ansehen des Letzteren als Botschafter des Deutschen Reichs bei Ihrer Majestät der Königin von England geschädigt.

Eine Entdeckungsreise in das Bernsteinland.

(Sommer 1872.)

I.

Das Bernsteinschöpfen.

Ich habe Ihnen im vorigen Jahre meine Entdeckungsreisen in das Tokajerland beschrieben und für dieses Jahr die Beschreibung meiner Entdeckungsreise in das Bernsteinland versprochen. Sie sehen, ich halte Wort; denn dieses hier ist der Anfang dazu. Wenn Ihnen das Lesen nur halb so viel Vergnügen gewährt, wie mir das Sehen und Erleben, so bin ich für die Mühe des Schreibens belohnt.

Wenn Sie das Datum des Briefes aus Palmnicken und den Poststempel aus Germau oder Fischhausen sehen, so werden Sie so klug sein, wie zuvor. Denn die schlechten Geographen wachsen nicht blos in Frankreich. Ich werde Ihnen also sagen, wie ich hierher gelangt bin. Wie man von Berlin nach Königsberg in Preußen fährt, das weiß Jedermann, oder wie man in dem etwas weniger höflichen Süddeutschland sagt, „jeder Esel“. In Königsberg schiffte ich mich auf dem „Lizent-Bahnhof“ ein. Ich trank dort ein Glas Königsberger Bier, eigentlich nur aus Höflichkeit und contra naturam mei generis. Ich wurde für die Höflichkeit belohnt; das Bier war vortrefflich. Das be-

trachtete ich als ein gutes Omen; und es ist in der That ein solches gewesen.

Die Bahn von Königsberg nach Pillau ist im Sommer eine Vergnügungsreise für Badegäste, Touristen und sonstige höhere Bummler. Im Winter hat sie eine große merkantile Bedeutung, weil alsdann das frische Haff zugefroren ist. Sie wird eine noch größere Wichtigkeit gewinnen, wenn sie ihre Fortsetzung nach Osten und Südosten gefunden hat. Diese Fortsetzung schließt das Innere von Rußland auf, setzt es in direkte Verbindung mit dem Hafen von Pillau und wird der Stadt Königsberg, welche dermalen schon im Aufblühen begriffen ist, neue Quellen des Reichthums zuführen.

Ich fuhr nicht nach Pillau, sondern nur bis Fischhausen, der Hauptstadt des Kreises. Ein altes Nest, wo sich schon 1264 ein Bischof niederließ; und ein Bischof war damals der Träger der modernen Kultur und folglich eine in der That sehr wichtige Person, viel wichtiger, als jetzt der „kleine Ermeländer", welcher heut zu Tage so viel Geschrei von sich macht. Fischhausen hat ehedem Bischhausen geheißen, d. i. Bischofshausen. Es liegt an der südwestlichen Spitze des Samlandes; und da ich voraussetze, daß Sie im äußersten deutschen Nordosten nicht Bescheid wissen, so werde ich Ihnen zunächst sagen, was das „Samland" (man spricht Sameland) für ein Ding ist.

Zwischen der nördlichen Spitze des frischen Haff, woran Königsberg, und der südlichen Spitze des kurischen Haff, an dessen Ausgang weiter nördlich Memel liegt, springt eine Halbinsel keck von Osten gen Westen in die See, oder wie man hier sagt, in die „offenbare" (offene) See, hinein. Seinen Namen hat das Land von einem fabelhaften Prinzen Namens Samo. Man erzählt nämlich, in grauen Zeiten habe König Widowud, welcher das ganze alte Preußenland,

unter Beihülfe des altheidnischen Ostsee-Papstes, den man „Griwe" nannte, mit Mühe unter seinem Scepter vereinigt hatte, „als er kam zu sterben", nichts Besseres zu thun gewußt, als es wieder zu theilen unter seine zwölf Söhne. Der zweitälteste davon also hieß Samo, und ihm fiel dieses Land zu.

Ein Landgeistlicher aus Thüringen, wo dieser Name noch heut zu Tag in der Form „Henneberg" florirt, Caspar Hennenberger geheißen, hat vor dreihundert Jahren eine „große Landtafel" von Preußen herausgegeben, von welcher ich, da sie sehr interessant ist, später noch mehr zu erzählen gedenke. Hier nur so viel: Der biedere Thüringer, gelehrt, wie damals alle Sachsen und Thüringer waren, wurde nach Königsberg verschlagen und starb daselbst um das Jahr 1600 als Pfarrer am großen Hospital von „Löbenicht". Die Stadt Königsberg theilt sich nämlich in Altstadt, Löbenicht und Kneiphof. Hennenberger hat sein Opus, ein wahres Prachtwerk für die damalige Zeit, dem Herzog Albrecht I. von Preußen, dem Stifter der Universität (Albertina) gewidmet und ihm eine Notiz vorausgeschickt, überschrieben: „Theilung der Alten dieses Landes Preußen", worin er die Söhne des Widowud aufzählt und bei dem zweiten derselben bemerkt:

„Samo hat bekommen das beflossene Land, so heute noch den Namen nach ihm hat „Sameland"; es hat im Westen und Norden die offenbare See oder das Meer, im Osten das Kurisch Haff und das Fließ Deme, im Süden aber das frisch Haff und den Pregel, und man hält dafür, daß er (nämlich Samo) auf dem Berge Galtagarb gewohnet hat."

Zur Zeit des deutschen Ordens residirte in Königsberg in der Mitte des damaligen Samlandes ein Ober-Komthur, und an der östlichen Grenze, in Labiau und

Tapiau je ein Komthur, in Fischhausen aber der Bischof. In der Nähe von Fischhausen ist die Stelle, wo der Apostel von Preußen, der heilige Adalbert, erschlagen wurde von den „Heiden", welche nicht von ihm bekehrt sein wollten.

Die Kenntniß des Samlandes, die ich mir bis jetzt erworben, beschränkt sich auf den Westen des Landes, auf die eigentliche Halbinsel, deren östlichste Punkte die Stadt Königsberg (im Süden) und das Bad Cranz (im Norden) bilden.

Meine erste Information gewann ich dadurch, daß ich von Fischhausen mittels einer vierspännigen Extrapost in zwei Stunden nach Palmnicken fuhr, das etwa in der Mitte, etwas mehr nach Norden, des westlichen Strandes liegt und den Anfang der Bernsteinküste bildet, welche sich von hier gen Norden bis Brüsterort, und von Brüsterort gen Osten bis nach Sassau und Neu-Kuren erstreckt.

Was mir bei der Fahrt von Fischhausen bis Palmnicken auffiel, war Dreierlei.

Erstens die Mannigfaltigkeit des Bodens. Hier Sand, dort schöne Humus-Erde. Hier Feld, dort Wald; und zwar nicht blos Nadel-, sondern auch Laubholz, namentlich Eichen, Buchen und Linden, so schön und groß, wie man sie nur irgendwo in Englands von der See mit warmer Feuchtigkeit befruchteter Luft findet. Hier Ebene, dort Berge; wenigstens nennt man hier diese Erderhebungen so, welche sogar zuweilen den Beinamen „der Große" (z. B. der große Hausen) führen, die aber wir, die wir die Cima di Jazi (Monterosa) in der Schweiz, den Hochschwab in Steiermark, den Speikkogl in Kärnthen und die Hohe-Tatra in Ungarn erstiegen haben, im Galopp hinauflaufen könnten.

Zweitens ist fast auf jedem Bauernhause ein Storchnest, auf einigen sind deren sogar zwei oder drei; und der Storch, welcher auch hier die Kinder bringt, genießt im

Samland wo möglich eine noch abgöttischere Verehrung als bei uns am Rhein.

Drittens gingen viele der Leute, welche mir begegneten, barfuß, und Diejenigen, welche barfuß gingen, hatten blaue Füße — sage und schreibe buchstäblich „blaue“, was mir viel Kopfbrechen machte, sich aber im Laufe der Zeit erklärte, und zwar auf eine ganz natürliche Weise. Einstweilen bitte ich Sie, darüber nachzudenken.

* * *

Ein großer Irrthum das, wenn Sie schreiben, die Bläue der Füße rühre wahrscheinlich von blauen Strümpfen her, welche abgefärbt haben.

Blaustrümpfe giebt es, die Stadt Königsberg, welche nur zum Theil zum Samland gehört, ausgenommen, im Samland glücklicher Weise gar nicht. Und wer barfuß geht, trägt überhaupt keine Strümpfe, also auch keine blauen.

Uebrigens werde ich Sie nicht länger auf die Folter spannen, sondern noch in gegenwärtigem Sendschreiben das Räthsel lösen.

Zunächst muß ich das Gut Palmnicken beschreiben. Woher es seinen Namen hat, weiß ich nicht. Gewiß ist, daß hier keine Palmen nicken. Sie würden schon im Herbste erfrieren. Die Mehrzahl der Ortsnamen Samlands ist offenbar littauischen Ursprungs, hin und wieder etwas deutsch umgeformt. Die meisten enden auf — nicken — ethen — ithen — ehnen und — kehmen. „Kehmen“ heißt auf littauisch Dorf. Die Namen sind meist dreisilbig und der Accent liegt auf der vorletzten Silbe. Einige sind offenbar entstellt, wie z. B. das sonderbare „Katzkeim“. Beiläufig bemerkt, giebt es auch bei Danzig Orte, die „Katz“ heißen. Palmnicken also — mag sein etymologischer Ursprung sein wie er wolle — ist ein schönes großes Gut und jedenfalls

ein sehr behaglicher Landsitz. Ein größeres Herrschaftshaus liegt in einer Mulde, geschützt vor dem Winde. Das ist das Haus fürs ganze Jahr. Ein kleineres, das „Schlößchen“ genannt, dient für den Sommer; es liegt auf einer Höhe, die einen prachtvollen Ueberblick über den Park und die See gewährt und überhaupt mit einer wahren Landschafts-Gourmandise ausgesucht zu sein scheint. Von diesen Häusern abwärts bis zur See, oder richtiger bis zu den Dünen, zieht sich ein prachtvoller Park mit Ulmen, Rüstern, Eschen und Linden, die höher sind als eine vierstöckige Berliner Miethskaserne. An dem Bauschlag merkt man die Seeluft. Das Binnenland produzirt nicht solche Bäume. Wenigstens habe ich so etwas, wie die berühmte Danziger Allee, welche 1870 mit dem Untergang bedroht war, und zwar keineswegs durch die Franzosen, und die Buchenwaldung des Herrn Abramowski bei Elbing, im Innern des Landes noch nicht getroffen. Selbst die vielgelobten „heiligen Hallen“ von Tharand sind nichts dagegen. Der Park von Palmnicken ist ein wenig verwildert, so daß man von seinem Ueberfluß zwei andere Parke zur Noth ausstatten könnte. Aber diese gemüthliche Anarchie hat ihr Angenehmes. Die Jungen verschwinden förmlich in den riesigen Himbeerhecken; und das ist ihnen gerade recht, denn sie wollen bei dem Geschäfte des Fouragirens nicht observirt sein. Die Lindenblüthen und ihr Duft ist Nachts wahrhaft berauschend. Bei Tag wimmelt es überall in der Luft von Bienen und Schmetterlingen, auf der Erde von Grashüpfern, Käfern, Fröschen; und man fühlt sich, wenn man sich seiner ganzen Länge nach in das Gras gestreckt hat, wieder gerade so heimisch und vertraut mit allen diesen kleinen Kreaturen, wie damals als wir in Ungarn unter freiem Himmel bivouakirten. Die Düne oder, wo es eine solche nicht giebt, das Land fällt hier, wie überhaupt an derjenigen Strecke

im Westen und im Norden des Samlandes, auf welcher es Bernstein giebt, beinahe senkrecht nach dem Strand ab. Der Strand aber ist breit und mit einem so feinen Sand bedeckt, daß man letzteren als Schreibsand benutzen könnte. Die halbe Breite des Strandes dient der Spülung, d. h. die Brandung wogt hier ab und zu. Richtig ist, die Ostsee hat keine Ebbe und Flut. Auch sind ihre Wellen mehr spitz und kurz, während sie in der Nordsee lang und gestreckt sind. Aber wenn man deshalb die Ostsee für ein schläfriges und langweiliges Gewässer ausgeben will, für eine Art Binnenwasser ohne allen Salzgehalt, so ist das eine Art von Verläumdung. Wir hatten hier drei Tage Sturm, und da warf der Westwind die Wogen so mächtig an das Land, daß sie fast den ganzen Strand bis an den Fuß der Düne bespülten und alles Mögliche heranschwemmten, als da ist: Kleine Stücke Bernstein, todte Dorsche, hier „Pomuchel" genannt; desgleichen Stinten und ein kleines weißes Fischlein, das in der Mitte seines Körpers mehrere mächtig hinausragende Stacheln hat, wahrscheinlich um damit den Kampf gegen das Aufgefressenwerden, den Darwin'schen „Kampf um das Dasein" zu kämpfen — die Samländer nennen das Thierchen „Stachelinski" —; eine Menge Holz, meistens kleine Stücke, stark vermorscht, so daß man sieht, sie haben schon geraume Zeit tief unter Meeresboden geruht und sind erst jetzt vom Sturm emporgewühlt worden; namentlich findet man darunter Eichen und eine Sorte Nadelholz, welche jetzt nicht mehr existirt; ferner größere und kleinere Stücke Braunkohlen, woran man die Schichtung und Textur des Baumstammes deutlich erkennt; weiter kleine Muscheln aller Art, worunter ich die Miesmuschel zu erkennen glaube, welche der „deutsche Fischerei-Verein", bis jetzt ohne Erfolg als Volksnahrung empfohlen hat, — die Muschelthiere waren übrigens, soweit ich ihnen nachgeforscht

habe, sämmtlich bereits todt; dann todte Schmetterlinge, Seejungfern, Käfer; endlich große und kleine Steine, Granit, Kalk, Porphyr, Quarz, Feuerstein und „Donnerkeile“. Spärlich, im Vergleich zu der Nordsee, war der Auswurf an Vegetabilien. Etwas Tang, Algen und Moos: das war Alles. Es scheint Alles dafür zu sprechen, daß die Ostsee vegetationsarm und in Folge dessen auch nicht so reich an Fischen ist, wie andere Meere. Uebrigens muß ich diese Gelegenheit benutzen, um eine Schutzrede für die verläumdeten Ostseefische zu halten. Wahr ist es, der Pomuchel und die Flundern, welche wir in Berlin bekommen, taugen nicht viel. Auch werden sie dort in der Regel schlecht zubereitet. Der deutsche Fischerei-Verein will den Fischfang heben. Zu diesem Zwecke sollte er vor Allem den Fisch-Konsum, welcher in unseren größeren Städten im Vergleich mit anderen Ländern, z. B. mit England lächerlich klein ist, besser auf die Beine helfen. Es muß mehr Nachfrage nach den Fischen entstehen, dann werden sie besser bezahlt und auch mehr gefangen. Um aber den Konsum zu fördern, muß man die Leute lehren, die Fische schmackhaft zuzubereiten. Zu meinem Bedauern muß ich gestehen, das man das im Innern von Deutschland bis jetzt nicht versteht. Ich nehme nur zwei Menschenklassen aus: erstens die Juden, welche einzelne Zweige der Kochkunst hoch entwickelt haben; — und zweitens die sogenannten „Pfaffen-Köchinnen“ in katholischen Ländern, d. h. die Hauswirthinnen der katholischen Geistlichen, welche letztere die „Fasttage“ mit vortrefflichen Fisch-Symposien feiern.

Hier an der Ostsee versteht man, was man in Berlin (Ausnahmen vorbehalten) im Durchschnitte nicht versteht, nämlich das Zubereiten der Fische. Hier ist der Pomuchel und auch die Flunder, wenn sie frisch aus See kommen, ein sehr gutes Essen. Auch leicht geräuchert sind Flundern zu

empfehlen. Außerdem liefert hier die Ostsee Steinbutte, — wenig, aber vortrefflich — und Häring, welcher sofort auf einem Rost leicht gebraten, unter die Delikatessen gezählt werden kann. Sie werden mir diese Abschweifung auf die Fische nicht übel nehmen. Denn heute ist es gerade ein Jahr, daß wir in Ungarn den vorzüglichen Fisch aus dem Plattensee, den Fógas (sprich: „Fogosch") entdeckten und bewunderten.

Nun zurück zur See. Was mich anlangt, so ist mir die Ostsee zum Baden gerade salzig genug. Ebbe und Fluth vermißte ich gar nicht. Sie werden an der Samländer Westküste durch die ziemlich starke Brandung reichlich ersetzt. Ich bade hier aus freier Faust, d. h. ich entkleide mich auf dem Strand, lege einen Stein, den ich mir erst suchen muß, auf meine Kleider, damit sie nicht fortfliegen, und stürze mich dann in die Salzfluth, welche niemals wärmer und behaglicher ist, als wenn sie recht stürmt und schäumt. Dieses System ist gut, bis auf einen kleinen Nebenumstand. Man kann nämlich die Füße nicht frei von Sand in die Strümpfe kriegen. Abtrocknen läßt man sich von der Sonne; und es ist ein sehr angenehmes Gefühl, wenn man sich so im Sande sonnt. Ich beneide den Seehund um diese Beschäftigung, welche dem Menschen leider nur wenige Wochen gestattet ist. Uebrigens suche ich dann das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, indem ich als Sand- und Strand-Lazzarone die Generalstabskarte oder Hennenberger's „große Landttafel von Preußen" studire. Die Karten lassen sich hier auf dem Sande besser ausbreiten, als irgendwo sonst.

Wenn die See stark stürmt, muß man rückwärts hineingehen wie ein Krebs und sich ein wenig gegen die kommende Brandung anstemmen. Dann steigen Einem die Wellen so mächtig den Rücken hinauf und schlagen Einem so schön strahlenförmig über das alternde Haupt, daß man

sich manchmal einbildet, man wäre ein Triton. So badet man also aus freier Hand. Es giebt aber auch am Nordstrande des Samlandes eine Menge civilisirter Bäder, wo man mit den nöthigen Vorkehrungen und Bequemlichkeiten baden kann. Die erste Stelle darunter nimmt Cranz ein. Es liegt in dem Winkel zwischen Samland und der kurischen Nehrung, welche letztere der alte Kartograph Hennenberger noch zum Samland rechnet. Ich weiß nicht, ob man diese freundlichen Niederlassungen an der Nordküste „Bade-Orte" oder „Sommerfrischen" nennen soll. Sie sind wohl Beides. Ein bekannter Arzt theilt die deutschen Bäder in drei Klassen, nämlich in 1) Sommerfrischen, wohin diejenigen Menschen gehen, die gesund sind und gesund bleiben wollen; 2) Heilbäder, besucht von den Leuten, welche krank sind und gesund werden wollen; und endlich 3) Spielbäder, wohin diejenigen eilen, welche gesund sind, aber krank werden wollen, wenn nicht „krank im Herzen", dann doch „arm im Beutel". Ich will die Richtigkeit dieser Definition nicht untersuchen, sondern mich darauf beschränken, zu konstatiren, daß die Bäder an unserer hiesigen Nordküste, wie Großkuren, Warnicken, Rauschen, Neukuren, Cranz u. s. w. unzweifelhaft den beiden ersten Kategorien angehören.

Die Badegesellschaft besteht beinahe nur aus Ostpreußen. Die im Juli 1872 ausgegebene „Zweite Kurliste des königlichen Seebades Cranz" zählt ungefähr 500 Nummern, d. h. theils einzelne Personen, theils was man in Karlsbad, Ischl und Gastein auf gut Oesterreichisch „Parteien" nennt. Eine „Partei" bedeutet nämlich eine Familie, Kinder und etwaige Dienerschaft mit inbegriffen. Unter diesen 500 Nummern befinden sich 9 russische „Parteien", 2 polnische, 1 Dresdener und 4 Berliner; alle Uebrigen sind Ostpreußen, vorzugsweise aus der Stadt

Königsberg, mit welcher Cranz gute und bequeme Fahrgelegenheit unterhält.

In diesen Bädern herrscht ein grundsolider, feiner und doch ungezwungener Ton. Man reist hier nicht in das Bad, um seine Toilette zu zeigen und allerlei Schnickschnack zur Schau zu tragen, wie im westlichen Deutschland. In Cranz wird verhältnißmäßig noch am meisten an Eleganz geleistet. Aber ich habe mich auch hier vergeblich nach jener typischen Figur umgesehen, welche in den Bädern des Westens dominirt. Ich meine damit jene Dame, welche auf ihrem Haupt mehr Haare aufhäuft, als nach den unabänderlichen Gesetzen der Natur zwölf menschliche Kopfhäute zu erzeugen im Stande sind; welche einen tellerartigen Hut auf der Nase sitzen hat; welche vorzugsweise denjenigen Körpertheil hervortreten läßt, den der gütige Schöpfer eigentlich doch vorzugsweise zum Sitzen bestimmt hat; und die an den Hacken solche Stelzen trägt, daß der ganze Körper aus dem bewundernswerthen Ebenmaß, das ihm die Natur verliehen, herausgebracht und verschoben wird, — ganz abgesehen davon, daß die Hackenschuhe regelmäßig schief getreten werden, was auch keineswegs schön läßt.

Solche Ungeheuer giebt es hier im Samland nicht. Die Damen, welche ich in den hiesigen Bädern sah, zeichneten sich meistens durch einen feinen, ich möchte sagen „englischen“ Teint aus, und durch einen hohen und schlanken Wuchs, welcher letztere bei der einfachen und geschmackvollen Toilette vortheilhaft hervortritt.

Die Häuser, worin der Badegast wohnt, sind, abgesehen von Cranz, allerdings in der Regel bescheidener Art. Man hat jedoch an die vordere Seite eines jeden einen oder mehrere Pavillons angebaut, welche man hier „Zelte“ nennt. In der primitivsten Form ist es ein viereckiger Kasten aus Latten, über welche man Segeltuch, oder auch

was Besseres, hängt. Nach der Straße oder dem Garten zu sind sie offen. Im verfeinerten Zustande dehnen sie sich schon zu Veranda's aus, oder sie krystallisiren sich gar zu bedachten Glas-Pavillons. Was mich anbetrifft, so ziehe ich die ursprünglichen „Zelte" vor, weil die Seeluft besser hindurchgeht. Und etwas Besseres als Seeluft giebt es nicht für einen strapazirten Menschen. Seeluft, oder auch Alpenluft, und Müßiggang sind für ihn die einzigen Universalmittel. Alles Andre ist eitel!

In diesen Pavillons sitzen denn die Badegäste, wie man in Süddeutschland sagt, „rudelweise", oder richtiger familienweise, wobei ich bemerken will, daß in Norddeutschland überhaupt das Familienband fester ist und eifriger kultivirt wird, als im Süden, wo sich die Kinder zeitig emanzipiren, und Mann und Frau, ein Jedes seine eigenen Wege wandelt, der Mann in die „Stammkneipe" und die Frau in den „Kaffee-Klatsch". Doch genug von den Seebädern; zurück zum Bernstein-Strand.

Ich habe bereits erwähnt, daß wir drei Tage lang heftigen Westwind und Sturm hatten. Schon auf der „Großen Landestafel" von 1576 ist an der Westküste des Samlandes folgender zierliche Vers eingetragen:

„Wenn hier der Wind aus Westen weht,
Man will des edeln Börnsteins fäht (fängt).

Das hat sich denn auch heute wieder, 296 Jahre später, bewährt. Morgens um 5 Uhr weckte mich mein kleiner Junge mit Jubelgeschrei: „Hurrah, Papa, der Bernstein ist los!" Also schnell in die Kleider und an den Strand. Wir gingen dem Strande entlang nach Süden, nach dem Dorfe Sorgenau zu. Während wir wacker fürbaß schreiten, will ich Ihnen einen guten Rath geben. Selbst wenn der Strand, statt aus spitzen und harten Steinen, aus so schönem Sande besteht, wie hier, ist das Gehen dar-

auf doch nicht ohne Schwierigkeit. Entweder geht man auf dem trockenen Sande, dann sinkt man mit jedem Schritte ein; oder man geht auf dem nassen, dann ist man jeden Augenblick in Gefahr, von einer Welle erwischt zu werden und nasse Füße zu bekommen. Hält man aber die richtige Mitte, d. h. geht man auf dem Sande in der Mitte, welcher naß war, aber jetzt nur noch angefeuchtet und dadurch, statt lose, gebunden ist, auf dem Sande, wo die Spülung war, aber nicht mehr ist, dann geht man leicht und trocken zugleich. Wahrscheinlich war es also ein antiker Strandläufer, welcher zuerst die Wahrheit aussprach: „Medio tutissimus ibis".

Als wir an der Schlucht vorbei waren, welche zwischen Palmnicken und Sorgenau vom „Gausberge" — einer kaum sichtbaren Erdanschwellung — nach der See hinunterzieht, gewahrten wir schon die „Schöpfer", d. h. die Leute, welche beschäftigt waren, den Bernstein aus der brausenden See zu gewinnen. Der Bernstein findet sich in einer bestimmten Erdschicht, welche manchmal hoch und manchmal tief liegt und in der See an gewissen Stellen „zu Tage tritt" oder „ihr Ausgehendes" hat. Ist nun die See stürmisch, so wühlt sie ihre Tiefen auf und reißt auch an diesen Stellen mit bissigem Zahn („dente mordace", sagt Horazius) den Bernstein aus der Erde. Der Bernstein ist leicht; kaum schwerer, als das Wasser; so ist es denn natürlich, daß ihn die See fort- und mittels der Brandung dem Ufer zuführt. Was am Ufer liegen bleibt, wird dort aufgelesen, durch die Strandwärter oder die von ihnen bestellten Leute. Allein das ist das Wenigste. Wenn die See hoch geht, dann sagt der Samländer: „Was die See bringt, das nimmt sie auch wieder", d. h. was die eine Welle dem Strande zugeführt hat, das holt die andere wieder zurück; ja, das Meiste gelangt gar nicht einmal bis an den Strand.

Hier gilt es nun, dem Meer entgegenzugehen und ihm abzuringen, was es nicht freiwillig geben will; und das ist das „Schöpfen", welches sich bewerkstelligt wie folgt:

In der See stehen zwölf Mann. Sie sind barfuß, aber im Uebrigen möglichst dick und wasserdicht angezogen. Jeder hat eine lange Stange in der Hand, an deren Ende sich ein rundes Netz befindet, Käscher genannt, nach Dr. Nesselmann wahrscheinlich von dem Littauischen kaszús (Korb) oder kaszéle (Körbchen). Das Netz ist etwa fünf Fuß tief, oben an der Einfassung breit, unten am Zipfel schmal, mit einem Wort: es ist beutelförmig. Sobald nun die Brandung herangebraust kommt, welche heute in Folge des heftigen Westwindes sehr stark ist, gehen diese „Schöpfer" den Wellen entgegen. Sie führen ihr Netz unter der herankommenden Welle ein und drücken es durch die Welle schief durch, so daß Alles, was letztere an dieser Stelle bringt, nothwendig hineinfallen muß. Ist die Welle vorüber, dann ziehen sie die langgestreckte Stange wieder etwas an sich und heben das Netz auf, so daß sich das Aufgefangene unten im Zipfel sackt und nicht wieder verloren geht. Dann gehen sie der kommenden Welle entgegen. So wird eine Welle nach der andern durchschritten. Die Operation ist immer die nämliche; immer wird das Netz vor und unter der Welle eingesetzt und hinter und über derselben herausgehoben und eine jede Welle liefert ihren milden Beitrag in das Netz. Glaubt der Mann genug zu haben, so geht er an das Land, wo er den Inhalt seines Netzes, Jeder an einen besondern Platz, ausschüttet. Die Leute stehen, da der Strand sehr flach ist, beim „Schöpfen" etwa bis an die Knie im Wasser. Dies ändert sich jedoch, sobald eine Welle kommt. Diese schlägt hoch an ihnen hinauf; zuweilen stürzt sie sich ihnen auch über die Köpfe und wirft sie um.

Auf dem Lande hockt während dessen ein halbes Dutzend Frauen, welche die Beute der Männer in Empfang nehmen und bearbeiten. Die Masse, welche aus den Netzen geschüttelt wird, dünkt dem Binnenländer theils schwarze, theils roth gefärbte Schafwolle zu sein. In Wirklichkeit sind es Tange und Algen; letztere schauen grün oder gelb unter den ersteren hervor, und an dem dunkel gefärbten Seetang hängen zahllose kleine Muscheln, alle derselben Gattung angehörig, aber sehr verschieden an Alter, Größe und Farbe; die kleinen sind nämlich gelb und die größeren schwarz. In diesem Wuste liegt nun auch der Bernstein versteckt. Die größten Stücke, welche hier gefunden wurden, waren einen halben Finger lang und halb so breit, und alle waren flach. Einige waren sehr schön und dunkel-orangegelb gefärbt und durchsichtig. Merkwürdiger Weise hält man aber diese Sorte nicht für die werthvollste, sondern den undurchsichtigen, wolken- oder milchartig getrübten; wahrscheinlich deshalb, weil der letztere die schönste Schnitt- oder Polirfläche liefert. Wenigstens urtheilt man so in Europa. Der Bernstein geht aber auch in andere Welttheile; und die Japanesen z. B. sind anderer Meinung. Auch ich halte es, vorbehaltlich besserer Belehrung, in diesem Falle einstweilen mit den Unterthanen des Mikado.

Die Frauen am Strande lesen mit der größten Sorgfalt den Bernstein heraus, in hölzerne Scheffel oder alte Cigarren-Kistchen. Hierbei wird die Lieferung eines jeden Arbeiters dieser Kompagnie streng getrennt von dem Uebrigen gehalten. Denn die „Schöpfer" werden bezahlt nach dem Ertrage ihrer „Schöpfung". Zuweilen trägt die letztere dem Mann 4 bis 5 Thaler ein. Es ist freilich auch eine schwierige Arbeit. Die Frauen erhalten 10 Sgr. Tagelohn und haben leichte Arbeit.

Außer den Schöpfern und den Frauen sind noch die

Aufseher da. Diese fehlen nirgends und sind sehr nöthig. Denn der Bernstein ist, wie die Studenten sich ausdrücken, außerordentlich „schießbar". *)

An der Stelle, wo diesmal geschöpft wurde, liegt etwa 30 Fuß vom Strande ein riesiger Granitblock. Er ragt hoch aus der See empor. Von je drei Wellen gelingt es einer, ihn zu überschütten. Es zieht sich dann ein prachtvoller weißer Schleier über den mächtigen Stein. Diesem malerischen Schauspiel sah ich längere Zeit zu. Ein Aufseher, welcher merkte, daß ich demselben meine ausschließliche Aufmerksamkeit zugewandt hatte, erzählte mir, dieser Stein habe früher oben am Lande gelegen, sei aber dann allmälig herunter auf den Strand, und vom Strande in die See geschwemmt worden. Früher, als er noch oben lag, hätten die Bernstein-Beamten zum Zeitvertreibe Boston darauf gespielt und deshalb heiße er heute noch allgemein: „Der Boston-Stein".

Relata refero.

Ich kann einen Pendant dazu liefern. In Rüdesheim hatte im Jahre Vierzehn ein Kosack, ich weiß nicht mehr was, gestohlen. Der Kommandant, bei welchem er verklagt wurde, ließ ihn, in Gegenwart eines verehrlichen Publikums, auf einen hohen Stein am Strande des Rheins auflegen und dort im vollsten Lichte der Oeffentlichkeit ausgiebig a posteriori mit der Knute bearbeiten.

---

*) Die deutschen Studenten halten es für erlaubt, sich unter Umständen gewisse Dinge von geringem Werthe gegenseitig zu entfremden, d. h. zu „schießen". Die Gränze bis wohin dies geht, ist durch Tradition und Sitte geheiligt. Sie trennt die „schießbaren" Dinge von den nicht schießbaren. Der Ausdruck „schießbaren", welchen nur die Studenten-Sprache kennt, hat indeß in sofern einen gewissen Doppelsinn, als er auch solche Dinge bedeutet, welche besonders zum „Schießen" einladen, z. B. gute Cigarren.

Seitdem heißt der Stein, der heute noch von den Wellen des Rheines bespült wird, „der Kosacken-Stein“.

II.

Das Samland aus der Vogelperspektive.

Dieses Samland gefällt mir mit jedem Tag besser. Ich kenne im nordwestlichen Deutschland einen Landstrich — aus Schonung will ich ihn nicht nennen, — der wahrhaft abscheulich ist. Man meint, die Welt sei dort mit Brettern zugenagelt, und man habe jenen Punkt gefunden, „wo die Eule und der Fuchs einander gute Nacht sagen“. Gleichwohl lieben die Bewohner dieser Gegend ihre triste Heimath so sehr, daß sie dieselbe alles Ernstes „das söte Länneken“, das süße Ländchen nennen, — eine Bezeichnung welche für die Andern ein Scherzwort geworden.

Das Samland kann man im Ernste so nennen, wenigstens im Sommer. Mir fällt jeden Tag die Bezeichnung ein, deren sich einst ein Appenzeller bei mir bediente; er meinte, sein Haus liege so recht „frohmüthig und sonnenhaft“. Frohmüthig und sonnenhaft, — so ist es auch hier.

Hier braust zuweilen eine „Eilung“ über das Land, zuweilen ein Regenschauer; manchmal kommt auch ein kleines Gewitter — aber es dauert nur einen Augenblick — im Handumdrehen ist es vorbei, und dann ist Alles wieder wie zuvor, — „frohmüthig und sonnenhaft“. Wir speisen nur noch im Freien; und wenn uns ausnahmsweise einmal ein Regen dabei überrascht, so trägt auch das nur zur Erhöhung der Heiterkeit bei. Wir leisten ihm unter dem fast undurch-

dringlichen Dach der mächtigen Ulme einen heldenmüthigen Widerstand so lange es geht. Wird es zu arg, so ergreift Jeder sein Glas, und ich die Flasche, und wir flüchten unter Dach und Fach.

Auch Tafelmusik haben wir. Zuweilen ist es die See, welche, wenn sie hochgeht oder „zieht", ihr Brausen bis zu uns erschallen läßt, obgleich wir tausend Fuß entfernt von ihr sitzen. Zuweilen sind es die Störche*) auf dem benachbarten Dach, welche so lange klappern, bis ihr Geräusch von dem Jubel der Jugend übertönt wird. Die zwei Berliner Jungen liegen hier dem Reiten, dem Schwimmen und allen freien Künsten ob. Ihre „Teig-Gesichter" beginnen sich zu färben, und wenn sie noch zwei Wochen hier sind, werden sie aussehen wie die Rothhäute. Sie sind vor Glück im siebenten Himmel. Aber die Berliner Großschnauzigkeit können sie doch nicht lassen. Sie meinen: „Wenn bei Berlin ein Meer wäre, dann wär' es noch viel größer".

Das Meer und immer wieder das Meer! Das weiß Gott, worauf sein Zauber ruht, seit jener Zeit, wo, nach Moses, der Herr solches vom Festland schied, oder seit der Zeit, wo Xenophon und seine Tapfern „Thalatta!" riefen, bis zu Goethe's schönen Versen:

„Ach es gewöhnt sich nicht mein Herz hierher,
Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend."

Das Meer ist die Heimath und zugleich auch die Fremde, die Fremde im weitesten Sinne des Wortes. Es

*) Beiläufig bemerkt, sind die Störche dieses Jahr vergnügter als jemals. Sie freuen sich nämlich, der Nahrungssorgen überhoben zu sein, unter welchen sie voriges Jahr deshalb gelitten, weil ihnen die französischen Gefangenen zu viel Konkurrenz in Vertilgung der Frösche gemacht hatten.

verbindet die Heimath und die Fremde. Es ist das gemeinsame Band, welches die ganze Erde umschlingt, welches die Kultur weiter trägt von Insel zu Insel, von Welttheil zu Welttheil, welches die Länder und die Nationen verbindet und die internationale Arbeitstheilung, sowohl auf geistigem als auf materiellem Gebiete, ermöglicht, — diese Theilung, auf welcher der Fortschritt der Menschen beruht. Es ist die Weltstraße, — die Straße der freiesten Konkurrenz, — die Straße, auf welcher Fahrzeuge aller Art gehen, einander überholen und an einander vorbeifahren können. Die breiteste und die bestunterhaltene Straße, — die Straße, auf deren Höhe selbst der schlimmste Fiskal Wegegeld oder Passagezoll zu heben nicht im Stande ist. Wenn der Dicher singt: — „Raum für Alle hat die Erde", — so kann man mit weit größerem Rechte sagen: Raum für Alle hat das Meer. Auf dem Kontinent gab es schon oft allgemeine Hetzjagden um des Glaubens willen, sei es des religiösen oder des politischen Glaubens. Europa hatte seine Zeiten, wo es Ketzer und Hexen verbrannte, und seine Zeiten, wo es harmlose Jünglinge, wie Fritz Reuter, als „Demagogen" im Kerker schmachten ließ. Alle diese Mühseligen und Beladenen, diese Unterdrückten und Verfolgten fühlten sich erst frei von ihren Drängern und Verfolgern, wenn sie das freie Meer unter sich hatten. Die Küste ist der Vermittler zweier Welten; nach ihr strömen die Flüsse, die Waaren, die Menschen, die Güter, die Nachrichten, die Entdeckungen aus fernen Landen. Hier ist der Kreuzungsort der Menschheit. Deshalb — — —

— „Ja wohl", schaltet mein Freund ein, der, während ich perorire, neben mir auf dem Strande liegt, „ja wohl; und dies ist auch der Grund, warum man nirgends besser speist und trinkt, als an der See. Hier vereinigen sich die Speisen und Getränke aller Zonen. Hier ist die

Erbweisheit der Küche und des Kellers seit Jahrhunderten zusammengetragen und aufgestapelt worden, von dem Nektar und Ambrosia der Alten bis zum Hamburger Rauchfleisch und dem Plumpudding Englands. Hier" — — —

Er fuhr noch eine halbe Stunde lang fort mich zu parodiren. Ob er mich ärgern wollte, weiß ich nicht. Jedenfalls hat er seinen Zweck nicht erreicht, vielmehr hat mir seine Rede nur bewiesen, daß jede Sache ihre idealistische und ihre realistische Seite hat, und daß beide, anstatt im schreienden Gegensatz zu einander zu stehen, glücklicher Weise einander in der Regel decken, ähnlich wie die Idee und die Erscheinungsform einander durchdringen und vereinigen müssen, wenn das Kunstwerk ein gelungenes sein soll.

In Berlin denkt der Eine, wenn er erwacht, zuerst an Frau und Kind, der Andere an sein Vermögen, der Dritte an seine Schulden, die ja auch Vermögen sind, wenngleich negatives, oder „fremdes Erz", wie der Lateiner sagt; — hier ist der erste Morgengedanke das Meer. Wie man als jugendlicher Seladon, was auf Deutsch etwa soviel heißt, wie „dummer Junge", jeden Tag wenigstens einmal seine unaussprechliche, aber niemals angesprochene Angebetete sehen mußte, wäre es auch nur, um festzustellen, was für ein Kleid „sie" heute trägt, so muß ich hier vor Allem wissen, wie heute „sie" aussieht. Sie ist hier die See. Aus dem Bette springen, sich nothdürftig ankleiden, nach dem Ufer eilen, — das ist das Erste. Frühstück, Zeitung, Konversation, Alles das kommt erst später. Und wirklich zeigt die See jeden Tag nicht nur ein neues Kleid, sondern auch ein neues Gesicht. Heute ist sie stürmisch, morgen ruhig, heute grün und morgen blau, und dazwischen auch schwarz, grau, braun, gelb, grün, und das Alles auch zuweilen zugleich, in parallelen Bändern und Streifen, die durch weiße, hochaufbäumende Wogenkämme getrennt sind.

Ja, „an dem Ufer sitz' ich lange Tage", aber nicht, wie obige Iphigenie sagt, „das Land der Griechen mit der Seele suchend", sondern mich freuend, daß das deutsche Vaterland so schön und so groß ist, — so schön namentlich auch hier in dem äußersten Nordosten, in diesem Samland, von dessen Existenz die Mehrzahl der „deutschen Brüder" im Süden und Westen nicht die geringste Kenntniß hat.

Man kann am Strand hunderterlei Studien machen. Ich will nur ein Beispiel anführen: Studien über den menschlichen Fuß. Man sieht hier alle Arten von Fußbekleidungen abgedrückt. Sie prägen sich am besten aus und konserviren sich am besten in demjenigen Theile des Meeres-Spülungs-Gebietes, welcher nicht mehr triefend naß, sondern wo der Sand nur angefeuchtet ist. Man sieht hier alle Sorten männlicher und weiblicher Schuhe: den feinen Damen-Schuh mit spitzem Absatz — den alten Herrn-Schuh, welcher vorne spitz, und den verbesserten oder modernen Herrnschuh, welcher vorn breit ist, — den Bauernschuh, welcher im Ganzen noch die vernünftigsten Proportionen zeigt.

Es entrollt sich hier eine ganze Schuster-Philosophie, deren endlose Perspektiven in Erstaunen setzen. Wie der Jäger sich aus der „Spur" das Wild konstruirt, so kann man aus dieser Fußspur oder richtiger: aus dieser „Schuhspur" alle Geschlechter, alle Stände und alle Lebensalter, ja die ganz bürgerliche Gesellschaft konstruiren.

Noch interessanter sind die nackten Füße, welche nie einen Schuh getragen haben. Sie sind nämlich weit vollkommener entwickelt, als die Schuhfüße. Der nackte Fuß der Menschen dagegen, welche Schuhe zu tragen pflegen, hinterläßt nur eine flache, wenig entwickelte Spur in dem Sande. Der Fuß der stets unbeschuhten Leute aber macht

ein plastisches Bild. An jener Spur kann man höchstens die große Zehe unterscheiden. An dieser dagegen findet man Alles abgedrückt: den Absatz, den Ballen und alle fünf Zehen. Ich bin dadurch in dem Glauben bestärkt, daß unser heutiger moderner oder civilisirter Schuh seinen Beruf verfehlt hat. Der menschliche Fuß bildet, abgesehen von den Zehen, ein Tonnen-Gewölbe, dessen einer Träger der Absatz, der andere der Ballen ist. Auf diesem Gewölbe stehen die Beinknochen senkrecht. Dieses Gewölbe wird durch den modernen Schuh, welcher den einen Träger, die Ferse, willkürlich und naturwidrig erhöht oder verlängert, verschoben und aus seinem Gleichgewicht gebracht. Das ist der eine Fehler. Der andere besteht darin, daß in der Regel der Schuh vorn zu kurz, zu spitz und zu schmal ist. So wird die große Zehe auf die andern vier hinüber geschoben und die letzteren werden in ihrem Wachsthum gehemmt, zusammengequetscht und verkrüppelt. Wir lachen über die Füße der chinesischen Damen, aber wir sollten uns dadurch nicht abhalten lassen, über unsere eigene Chaussure nachzudenken. Ich wette, daß kein Schuh in ganz Europa an den Fuß des Apollo von Belvedere paßt, es müßte denn etwa der einer halbwilden Völkerschaft sein, wie der Gurallen in der hohen Tatra.

Die Spuren der unbeschuhten Menschheit also sind weit vollkommner. Man erkennt deutlich das Tonnen-Gewölbe, und die einzelnen Zehen haben einen kleinen Zwischenraum zwischen einander. An den Spuren der beschuhten Menschen, welche ja beim Baden auch barfuß laufen, kann man weit schwerer Alter und Geschlecht unterscheiden. Bei jenen unterscheidet man sogar den Samländer und den Littauer Fuß. Der letztere ist mehr kräftig, der erstere zierlich und kürzer.

Ich bringe Alles das zu Papier, nur um Ihnen zu

zeigen, auf welche Gedanken der Mensch geräth, wenn er am Strande liegt und seinem Gehirn die Zügel schießen läßt.

Doch nun zurück auf das Land. Vor Allem muß ich dem „Großen Hause", jenem Berge, über welchen ich in einem früheren Briefe eine etwas despektirliche Bemerkung gemacht habe, feierlich Abbitte leisten. Ich habe ihn bestiegen und war wahrhaft überrascht durch die prachtvolle Aussicht.

Das Samland ist von einer Kette Höhen durchzogen, welche einen bescheidenen Bestandtheil des cimbrisch-uralschen Gebirgszuges bilden. In der Mitte des Landes sind sie am höchsten. Sie heißen dort das „Alk-Gebirge"; und der höchste Berg darin ist der Galtgarben (der Accent liegt auf der ersten Silbe), der ehemalige Sitz des antediluvianischen Preußenfürsten Samo. Der Galtgarben ist mehr als 350 Fuß über Meer, also viel höher als der höchste der berühmten Berliner Müggelberge über dem Spiegel der Spree. Er ist ein beliebtes Ziel für die Ausflüge der Königsberger. Er ist aber zu weit von der See und bietet deßhalb eine minder belebte und abwechselnde Aussicht. Das Alk-Gebirge sendet weiter einen Ausläufer nach Norden und einen anderen nach Westen. Der höchste Aussichtsberg des ersteren ist der Wachbudenberg, der des letzteren der „Große Hausenberg". Der Wachbudenberg liegt dicht am Nordstrand, zwischen Brüsterort und Neu-Kuren. Man übersieht von hier das nördliche Ufer, welches im Westen arm an Bäumen ist, und dessen nach der See, die hier einen schönen Golf bildet, abfallende Schluchten und Buchten. Die letzteren bieten einen sehr malerischen Anblick, den auch der Maler Scherres in seiner eben so künstlerischen als naturwahren Art wiedergegeben hat. Einem Urwald ähnlich reiht sich hier Erle an Erle. Allein dieser sonst so bescheidene Baum hat hier ein von Seeluft getränktes, dichtes, frisches, saftig grünes

Laub und unter ihm findet sich ein schwellender Rasen mit Farrenkräutern und Blumen aller Art. Die nach Norden mündenden Buchten sind geschützt vor dem West- und Südwestwind, leider aber nagt die See, wenn heftiger Nordwind weht, unabläſſig an ihnen, und sie hat schon manchen stattlichen Baum verschlungen, sowohl hier als auch bei Warnicken und Georgenwalde, welche wegen ihrer weit größeren und romantischen Schluchten ein beliebtes Ziel der Pilgerfahrten sind. Einen kräftigeren Schutz gewährt den Ufer-Abhängen der Seedorn oder Meerdorn (Hippophaë rhamnoïdes), ein außerordentlich dauerhafter und hoher Strauch. Er hat Beeren wie Wachholder und dicke, scharfkantige, lanzettförmige Blätter, oben dunkelgrün und unten weiß. Der grüne Baumschlag, der weiße Strand und die tiefblaue See gewähren, von oben gesehen, ein prachtvolles Bild. Steht man auf dem Wachbudenberg nach Norden gewandt, so hat man links Brüsterort mit seinem Leuchtthurm, bei welchem sich sogar eine Telegraphen-Station befindet, dirigirt von einer jungen und schönen Telegraphistin. Rechts hat man den großen Warnicker Forst und die langhingestreckte nördliche Küste, im Rücken das fruchtbare Land, dessen Abschluß der „Große Hausen" bildet.

Dieser „Große Hausen" ist der Schlußstein des westlichen Ausläufers. Er liegt eine Stunde Wegs vom westlichen See-Ufer und 286 Fuß über Meer. Wie der Wachbudenberg über das nördliche, so gewährt der große Hausen die Uebersicht über das westliche Ufer von dem bernsteinreichen Hubnicken bis zu dem Kreissitz Fischhausen und dem Leuchtthurm von Pillau. Der Berg selbst ist mit dem mannigfachsten Holze bestanden und durch tiefe Schluchten in einzelne Plateau's und Grate zerrissen. Einige behaupten, die jetzige Gestalt des Berges sei Menschenwerk. Es seien nämlich mehrere Ringwälle und Gräben um die

Höhe gezogen, um die letztere in eine Burg zu verwandeln, in welche sich die Eingeborenen, sammt Familie, Vieh und Geschirr zurückzogen, wenn der Feind das Land überschwemmte und sie bedrohte. Auf dem höchsten Punkte des „Großen Hausen" steht dermalen ein trigonometrisches Signal. Nach Süden und Westen geht die Aussicht also auf das Meer. Im Norden schließt der Leuchtthurm von Brüsterort und der Wachbudenberg, hinter diesen ein Stück See, die Aussicht — im Osten der Galtgarben, kenntlich an der Schneise, die auf seinem Gipfel durch den Wald gehauen ist.

Hier auf dem Hausen sieht man See und Land in Hülle und Fülle, — das Samland in seiner wahren Gestalt. Getreidefelder; Birkenwäldchen mit weißen Stämmen und flatterndem hellgrünem Laub; Nadelholzwälder, ernsthaft in Reih und Glied, stramm wie preußische Soldaten; daneben Kartoffeläcker, Haiden und Weiden, Wiesen und Moorbrüche, — Alles im buntesten Durcheinander und im hellsten Sonnenschein. Dazwischen bald hier ein Dorf, bald dort ein Rittergut. Das Gut hat weiß strahlende Herrschaftsgebäude, die zwischen dem dunkeln vollen Laub von Ulmen, Rüstern, Linden und Eschen hervorsehen. Das Dorf liegt in einem Wald von Obstbäumen; die meisten Häuser sind mit Stroh, die neuen dagegen mit Ziegeln gedeckt, welche noch frisch und hellroth sind und dadurch einen lebhaften Ton in das Landschaftsgemälde hinein bringen. Man sieht, daß das Land im Aufblühen begriffen ist. Denn überall findet man neue Häuser, und zwar meistens mit cyclopischen Mauern. Man nimmt nämlich die großen Steine aus Granit, Porphyr, Kalk u. s. w., wie solche die See hier entweder in alten Zeiten zurückgelassen oder neuerdings ausgespült hat, und mauert mit diesen Kolossen, ohne sie mehr als äußerst nothdürftig zu behauen. Natürlich passen sie nicht auf einander. Die

Zwischenräume werden mit kleinen rund oder platt gespülten Steinen und sehr reichlich mit Mörtel ausgefüllt. Außen sieht man nur die großen rothen, grauen oder bläulichen Steine (oft mit Quarz oder Glimmer darin) und dazwischen die breiten Streifen weißen Mörtel. Der letztere ist nun mosaikartig verziert mit kleinen Steinchen, welche man von Außen darauf gedrückt hat, so lange er noch weich war. Diese Steinchen bilden allerlei Linien, welche sich den Konturen der großen cyklopischen Blöcke möglichst anschließen und dem Ganzen ein malerisches Ansehen geben.

Die Strohdächer werden von unten auf gedeckt, so daß allemal die obere Schicht auf der unteren liegt und sie festhält. Die oberste Schicht wird rittlings auf die Dachfirst gesetzt, und auf diese kommen dann noch zweigabelige Hölzer, welche oben drauf sitzen, wie Waschklammern oder „spanische Reiter“, und hier gegen Wind und Wetter denselben Befestigungsdienst leisten, wie die schweren Steine, welche in der Schweiz auf den Schindeldächern liegen. Man nennt diese Dachhölzer hier Hängels, Hängelte oder auch Kappeln, Koppeln. Letzteres Wort ist ebenfalls altpreußisch-littauischen Ursprungs. (Siehe Prof. Nesselmann in der altpreußischen Monatsschrift, Bd. VIII., S. 679.)

Zwischen den Dörfern und den Gütern findet man hin und wieder eine Windmühle, die meisten klein und aus Holz. Nur ausnahmsweise eine große und gemauerte, wie in Holland. Daneben existiren auch Wassermühlen. Jede hat ihren Mühlteich, der hübsch hinter Buschwerk und Wald hervorlugt. Fast jedes Dorf hat einen runden Brandweiher in seiner Mitte. Dieser bildet in den vormals slavischen Dörfern den Mittelpunkt der Niederlassung; die Häuser liegen darum dicht an einander in einem ei- oder flaschenförmigen Lang-Rund, das nur an dem einen Ende einen Eingang hat. Alles das erinnert an das nomadische Zelt-

lager. In der Mitte steht das Zelt des Häuptlings neben der Viehtränke. Rund darum die Zelte des Volks; und das zeitweise bebaute Land ist kreisausschnittförmig hinter diesen Zelten aufgetheilt, wie man einen Kuchen vom Centrum aus zerschneidet. Man findet in der Mark Brandenburg noch häufig diese Dorfkonstruktion. Hier im Samland erinnert nichts an sie, als der Brandweiher. Im übrigen liegen die einzelnen Häuser hier ähnlich wie in Mitteldeutschland, jedes für sich mit seinem besonderen Hausgarten, Bäumen und Busch. „Prout fons aut nemus placuit", schreibt schon Tacitus. Nur die Scheunen unterscheiden sich von den unseren dadurch, daß sie zuweilen rund sind.

Die Einwohner haben keine Nationaltracht, welche man in Littauen, wenigstens Sonntags, noch findet, und die dort bei dem weiblichen Geschlecht recht malerisch ist. (Letztere nennt man die „Margellen-Tracht", wie man denn auch überhaupt die jungen Littauerinnen, namentlich die Dienstmädchen, hier „Margellen" nennt, von mergéle, littauisch = Jungfer.)

Die Leute im Samland sprechen unter sich, abgesehen von einigen altpreußischen Wortresten, ein Plattdeutsch, das mit dem pommerschen große Aehnlichkeit hat. Nur läßt man hier, was man dort nicht thut, oft das „e" oder das „n" am Ende der Worte weg, wie man dies im rheinisch-fränkischen Dialekt thut, und außerdem hat es andere Vokale. Man sagt z. B. „Perd" und nicht „Pard" oder „Pierd". Sie verstehen Alle Hochdeutsch. Einzelne Worte erinnern an den fränkischen Dialekt. So heißt hier der Rahm „Schmand", eine Bezeichnung, die ich nur in meiner fränkischen Heimath und in deren Nachbarschaft gefunden habe, während man in Niedersachsen „Sahne" sagt und in Oberdeutschland, namentlich in Baiern und Oesterreich „Obers". Jeder, der in Deutschland viel herumgefahren ist und ein

geübtes Ohr hat, hört auch bei dem Schriftdeutsch die Grundformen des betreffenden Dialekts (sächsisch, d. i. niedersächsisch oder niederdeutsch, oder fränkisch, schwäbisch, bairisch) heraus. Hier jedoch liegt keine dieser Formationen vor; und es scheint, daß sich unter dem Einfluß des deutschen Ordens, in welchem alle deutschen Stämme vertreten waren, hier ein Deutsch entwickelt hat, das von allen diesen Dialekten etwas aufgenommen und sich doch von jedem einzelnen ziemlich emanzipirt hat. Die hierher eingewanderten Littauer ausgenommen, welche bei der Bernsteingewinnung arbeiten und sich durch Kraft, naive Keckheit und Ausdauer auszeichnen, habe ich hier keinen Laut vernommen, welcher prima vista schon an Altpreußisch, Littauisch, oder an irgend ein slavisches Idiom erinnert hätte. Auch haben die Leute durchaus keine slavischen Gesichter. Sie sind meistens hellblond. Freilich sind dies die Polen in Westpreußen und die Wasserpolaken in Schlesien auch, während der polnische Adel schwarz ist. Es ist überhaupt ein großer Unterschied zwischen dem polnischen Adel und den polnischen Bauern. Der Edelmann ist schlank, brünett und hat ein schmales Gesicht mit scharfem Profil; der Bauer ist breitknochig, blond und hat ein breites Gesicht mit hervorstehenden Backenknochen und Stumpfnase. Jener hat den französischen und dieser den russischen Typus. Man meint, es seien zwei verschiedene Rassen: Eingeborne und Zugekommene; Eroberte und Eroberer; Knechte und Herren.

Die Bevölkerung des Samlands ist gutmüthig; nur leben die Leute mit den eingewanderten Littauern ein wenig auf dem Kriegsfuß. Sie liefern ihnen zuweilen Schlachten, wobei sie in der Regel den Kürzern ziehen. Namentlich die littauer Bernstein-Taucher haben sich in Respekt zu setzen gewußt.

Hier zu Land grüßt Jeder, der Einem begegnet. Daß

fast auf jedem Bauernhause ein Storchennest sitzt, hab' ich, glaub' ich, schon erwähnt. Diese gravitätisch aussehenden Störche sind aber arge Bösewichte untereinander. Sie haben Paukereien auf Leben und Tod, wobei sie einander wenigstens flügellahm schlagen. Die Ursache ist der Kampf um ein Weib (natürlich eine Störchin), oder um ein Nest, oder auch eine Grenzstreitigkeit über die beiderseitigen Maus- und Froschjagd-Reviere.

Mitten in der (wenigstens im Sommer) so „frohmüthigen und sonnenhaften" Landschaft sieht man große Weideplätze, worauf Pferde und Rindvieh entweder einzeln angepflöckt oder in Heerden weiden. Das Vieh ist Alles bunt gefleckt, entweder schwarz und weiß, oder roth und weiß, oder gelb und weiß. Es scheint mir von der „bunten" holländischen Rasse zu stammen (das alte Preußen hatte ja viel Verkehr mit Holland), nur ist es, abgesehen von einzelnen ausgezeichneten Exemplaren, kleiner und schmäler. Fährt oder reitet man über das Land, so machen sich die Pferdeheerden heran. Sie begrüßen die Pferde vor dem Wagen oder die Pferde der Reiter und galoppiren längs des Weges, so weit es das Gatter erlaubt, zur Begleitung mit. Die Pferde greifen gehörig aus. Ich möchte sagen, sie laufen, namentlich am Wagen, viel schneller als unsere Pferde im Westen, und dabei können sie viel mehr aushalten. Auch wird hier nicht so häufig gefüttert, wie im übrigen Deutschland.

Es ist wahr, dieses Ostpreußen stellt für den Krieg eiserne Männer und eiserne Pferde, und es ist daher nicht mehr als billig, daß es auch für den Frieden etwas mehr Berücksichtigung verdient. Namentlich sollte man den Städten die Kriegsschulden aus den Feldzügen Napoleons I., unter welchen Schulden sie dermalen noch seufzen, abnehmen. Die Franzosen, welche es so auffallend finden, daß sie 1870 und

1871 die Leiden eines unglücklichen Krieges tragen mußten, scheinen ganz vergessen zu haben, wie sie 1807 hier im altpreußischen Lande gehaust haben. Der Herr Gymnasialdirector Dr. Max Töppen in Marienwerder, ein um die altpreußische Spezialgeschichte hochverdienter Gelehrter, hat darüber eingehende Studien gemacht. Ich verweise namentlich auf seine Abhandlung: „Nachweisung der Kriegslasten und Kriegsschäden Preußens von 1806 bis 1813“ und auf den von ihm publizirten aktenmäßigen „Bericht des Polizeidirektors Frei an den Kammerpräsidenten von Auerswald, über die Verhandlungen, welche zwischen den Franzosen und den Behörden der Provinz während der feindlichen Besitznahme vorgekommen sind.“ Der Bericht ist datirt vom 29. Juli 1807 und enthält die nöthigen Belege. Man ist erstaunt über die Habsucht und Grausamkeit der Franzosen im Allgemeinen, noch mehr aber über die Erpressungen, Betrügereien, Prellereien und Bestechungen, welchen sich jeder einzelne dieser hochherzigen Nation auf eigene Faust und private Rechnung zu widmen pflegte.

Von dem „Großen Hausen“ herunter gestiegen, fischten wir noch ein wenig im Mühlenteich der Pfeffermühle mit dem großen Zugnetz. Es konnte aber nicht recht durchgreifen, weil die kanadische Wasserpest auch schon bis hierher vorgedrungen war. Der Fang beschränkte sich daher auf einige Barsche und drei kleine Hechte. Die letzteren schmecken vortrefflich. Man nennt diese Sorte am Rhein „Jesuiten-Hechte“. Offenbar hat der Domherr Dr. Moufang von Mainz an diese schmackhaften Fische nicht gedacht, als er uns im Reichstage die Jesuiten schmackhaft zu machen suchte. Sie wären ein besseres Argument gewesen, als die „Bocksstreiche“ des heiligen Vaters.

III.

Das Bernsteingraben.

Ich habe Ihnen soeben das Bernstein-Schöpfen geschildert. Ich komme nun an das Bernstein-Graben.

Die große Bernsteingräberei liegt nicht weit vom westlichen Strande zwischen dem Gut Palmnicken und dem Dorf Kraxtepellen. Wenn man von Palmnicken nordwärts den Strand entlang wandelt, kündigt sich die Gräberei in zweifacher Weise an: Erstens durch den schwarzen Dampf, welcher hinter dem nächsten Vorsprung in die Luft steigt und von den Lokomobilen herrührt, welche die Wasserhebung besorgen; zweitens durch einen mächtigen Damm, welcher in die See hinein vorspringt. Es ist eine aus der ausgegrabenen und hierhergefahrenen Erde gebildete Halde. Auf der höchsten Stelle derselben sind große Steinblöcke aufgeschichtet, welche man ebenfalls beim Graben gewonnen. Alles das sind Sicherungsmaßregeln gegen die See. Sie hat sich bis jetzt gut betragen. Aber man weiß denn doch nicht, wie sie ihre Launen hat und ob sie nicht einmal bei einem starken Sturm aus Westen das Gelüste verspüren wird, landeinwärts zu dringen und die Bernsteingräberei einmal gründlich zu inspiziren, was mit einer „gründlichen Verwüstung à la Bavaroise“ identisch sein würde. Deßhalb hat man ihr den Damm aus Erde und den Wall aus Steinen entgegengethürmt.

Von der Halde fahren unaufhörlich Wagen, geführt von halbwüchsigen Jungen und gezogen von je zwei mageren kleinen Pferden, in raschem Tempo hinunter landeinwärts nach der Bernsteingrube und in schnellem Tempo wieder herauf. Sie holen die ausgehobene Erde und fahren sie seewärts. Folgen wir einem solchen Wagen bis an den Rand der Grube, wo er mit Erde gefüllt wird.

Hier schauen wir hinab in die Unterwelt. Es wird immer tiefer und immer dunkler. Landeinwärts ist ein großer Berg abgegraben. Dann kommt eine Holzverschalung, welche bestimmt ist, das zum Rutschen geneigte Erdreich zu halten, dann ist man etwa auf dem Niveau des Meeresspiegels; und von da geht es noch etwa sechzig Fuß tiefer, also unter den Meeresspiegel hinunter. Oben hat man schiefe Ebene. Hier unten, unter dem Meeresboden, hat man Terrassen. Ich entschloß mich sofort, hinunterzufahren bis in die ewige Teufe. Wir haben auf der Schulbank aus unserem Virgil gelernt, daß das Hinuntersteigen zur Unterwelt leicht sei („facilis descensus Averni"). Ich fand diesen Satz nicht bestätigt. Ich hatte meine Mühe, bis ich meinen zwei Centner schweren Körper auf die schmale und steile Leiter geschoben und von einer bis zur andern der nassen, schwankenden und spitzen Sprossen glücklich hinuntergetragen hatte, während die flinken Samländer hier auf- und absteigen, wie die Eichkätzchen.

Da unten stand ich nun auf wirklicher „blauer Erde", d. h. auf der flötzartigen Lagerstätte des Bernsteins. Hier sah ich denn auch, wo die blauen Füße der Samländer herrühren, die ich auf dem Wege von Fischhausen nach Palmnicken beobachtet. Die Arbeiter sind barfuß hier in der Tiefe. Die blaue Erde ist feucht und klebrig und setzt sich an ihren Füßen an. Später daran getrocknet, sieht sie aus, wie ein blauer Schuh.

Wenn ich nun aus diesem Loch, — es ist zwar recht weit und breit, aber trotz seiner Tiefe immer nur ein Loch, welches, in den ersten Minuten wenigstens, einen unangenehm-unterweltlich-infernalischen Eindruck auf die menschliche Seele macht — wenn ich aus diesem Loche, dem riesigen Tagebau entlang nach oben an den Terrassen und der schiefen Ebene hinaufsehe, so stellt sich meinen Blicken ein

vollständiger Aufriß der samländer Küste dar. Ich werde versuchen ihn zu schildern, und zwar will ich von Oben herunter gehen. Ich bediene mich zunächst der Ausdrücke, welche die Leute in der Grube gebrauchen.

Ganz oben, in senkrechter Richtung gerechnet etwa hundertundzwanzig Fuß über mir, ist ein Haferfeld. Es ist, um Unglücksfälle zu verhüten, mittelst einer hölzernen Barriere gegen die Grube gesperrt. Doch sieht man einige Haferhalme im Winde nicken, welche von hier unten auf dem sonnenklaren Himmel ganz schwarz aussehen. Hierauf kommt ein sehr dünner Humus-Streifen und dann eine mächtige Schicht Sand, oben Flugsand und dann fester körniger Sand. Diese Schicht hat dreißig bis vierzig Fuß senkrechte Tiefe. Dann folgt die Schluff-Schicht, etwa fünfzig Fuß tief; weiter die „Grüne Mauer“ vier Fuß; weiter die Kront-Mauer sechs Zoll; dann die „Griese Mauer“ (graue Mauer) achtzehn Zoll; hierauf Triebsand vier Schuh (grüner Sand), und darauf endlich die Bernstein-Erde, hier etwa zehn Fuß tief. Gräbt man die „blaue Erde“ durch, so kommt man wieder auf „wilde Erde“ und noch tiefer zuweilen auf blauweißen Thon oder gelben Sandstein.

Professor Zaddach in Königsberg hat in den Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zwei werthvolle Abhandlungen veröffentlicht, auf welche ich Jeden, der wissenschaftliche Belehrung sucht, verweise. Die ältere heißt: „Beobachtungen über das Vorkommen des Bernsteins und die Ausdehnung des Tertiär-Gebirges in Westpreußen und Pommern“; die andere neuere, welche sich speciell mit der hiesigen Nord- und Ostküste beschäftigt, und sich namentlich durch sehr schöne Karten auszeichnet, führt den Titel: „Das Tertiär-Gebirge Samlands“ (Königsberg 1868). Die erste Karte giebt eine Uebersicht über das Auftreten des Tertiär-Gebirges an der nordwestlichen Ecke der samländischen Küste,

also erstens auf der Strecke von Rantau und Neukuhren bis Brüsterort (Nordküste) und zweitens auf der Strecke von Brüsterort bis Kraxtepellen und Palmnicken (Westküste); beigefügt ist eine Durchschnitts-Zeichnung dieser Küsten. Dann folgen als zweite Karte siebzehn sehr genaue und schön ausgeführte Profilansichten der nämlichen Küsten im Längenmaßstabe von 1 : 5000 gezeichnet. Die dritte Karte zeigt in einem größeren Maßstabe die Durchschnitte von a) zehn Punkten der Nordküste des Samlandes sowie b) von acht Punkten der Westküste, welche alle die verschiedenen Modificationen der Aufeinanderfolge und Schichtung zeigen. Die vierte und letzte Karte endlich soll in kleinerem Maßstabe einen übersichtlichen Durchschnitt der ganzen betreffenden Küste geben. Wem etwa das Studiren der ganzen Abhandlung zu schwer fällt, der nehme wenigstens die Karten zur Hand und vergleiche sie mit dem, was er an Ort und Stelle gesehen hat. Auch das wird ihm schon reiche Unterhaltung und Belehrung gewähren.

Von einschlagender Literatur ist ferner noch zu erwähnen: Thomas, „die Bernsteinformation des Samlandes" in den „Neuen Preuß. Prov.-Blättern Bd. III. 1847. S. 245; und Dr. G. Behrendt, „die Bernstein-Ablagerungen und ihre Gewinnung", Königsberg 1866. Ich kann nur sagen, daß ich hier viel des Guten gefunden. Giebt es noch sonst Gutes, das ich nicht erwähne, so wollen Sie dies nicht als Mißachtung der Verdienste der Autoren betrachten, sondern meiner bedauerlichen Unwissenheit zu Gute halten.

Ich gebe nun nach Prof. Zaddach eine Darstellung der auf einander folgenden Schichten nach wissenschaftlicher Bezeichnung, zum Vergleich mit der obigen Darstellung:

I. Alluvialbildungen (Flugsand).

II. Diluvialbildungen:

1) Oberer Sandmergel,
2) feiner Glimmersand,
3) thoniger Sand,
4) feiner Diluvialsand,
5) Nordischer Sand, Gerölle und Geschiebe,
6) unterer Diluvialmergel oder unterer Sand-Mergel;

III. Braunkohlen-Formation:
1) Kohlensand (eine Abänderung des groben Quarz-Sandes),
2) obere Braun-Kohle,
3) Glimmer-Sand (in den unteren Lagen mit Thon vermengt),
4) obere Letten-Schicht,
5) untere Braun-Kohle,
6) mittlere Letten-Schicht,
7) gestreifter Sand (Glaukonitischer Glimmersand),
8) Gemenge von grobem Quarz-Sande und gestreiftem Sande,
9) untere Letten-Schicht (Bockserde, Lebererde, grauer thoniger Sand),
10) grober Quarz-Sand;

IV. Glaukonitformation (Glaukonitische Sande),
1) grobkörniger, glaukonitreicher Sand („grüne Mauer"),
2) feinkörniger, thoniger Sand („weiße Mauer"),
3) grüner Sand,
4) Krant (eisenschüssiger Sandstein),
5) Triebsand,
6) blaue Erde mit Bernstein,
7) „wilde Erde", d. h. thoniger Sand, worin sich kein Bernstein findet.

Dies ist die vollständige Speisekarte, von oben nach

unten. Sie wird aber wohl selten in dieser Vollständigkeit servirt, sondern modifizirt und simplifizirt sich nach Ort und Lage. In der Regel fehlen einige Gänge oder Schüsseln von dem Menü.

Die blaue Erde liegt auf dem Lande oft über und oft unter dem Meeresspiegel. In der See liegt sie manchmal hoch, manchmal tief, manchmal geht sie zu Tage. Letzteren Falls ist sie jedoch mit Steinen oder Holztrümmern bedeckt, welche durch das Stechen, durch die Taucherei oder durch die Baggerei beseitigt werden. Wenn die Vermuthung richtig sein sollte, daß sich die blaue Erde durch das ganze Samland und unter der benachbarten See sowie unter dem kurischen Haffe u. s. w. hinzieht, so ist doch ihre Ablagerung, wie gesagt, bald hoch und bald tief, d. i. wellenförmig, und man ist daher nicht sicher, ob man sie zeitig antrifft, wenn man baut oder bohrt.

Kehren wir nun von dieser gelehrten Abschweifung, von welcher Sie ohne Zweifel gemerkt haben, daß sie, wie man bei uns am Rheine sagt, nicht „auf meinem Miste gewachsen ist", zurück in unser Bernsteinloch, d. h. auf die unterste Sohle des riesigen Tagbaues, so und soviel Fuß unter dem Boden des Meeres. Hier ganz unten stehen ungefähr drei Dutzend Arbeiter, abgetheilt in vier Reihen, bei jeder Reihe ein Aufseher. Jeder der Arbeiter führt seinen Spaten. Die Leute können mit Hölty's Todtengräber singen:

„Grabe, Spaten, grabe,
Alles was ich habe,
Dank' ich, Spaten, dir."

Sie stechen mit großer Vorsicht dünne Schichten der blauen Erde ab und nehmen den Bernstein, welcher sich darin findet, heraus, um ihn in einen Kübel mit Wasser zu werfen, worin er gesammelt und gewaschen wird. Die Aufseher ihrerseits durchsuchen die von den Arbeitern wegge=

worfene Erde noch einmal mit ihrem Amtsstock, an dessen Ende sich eine spitze Schippe befindet. Wenn die blaue Erde so noch einmal einer Nachlese unterzogen ist, wird sie per Schaufel aus der Tiefe auf die unterste Terrasse geworfen und von dieser in derselben Weise auf die zweite und dritte. Bis dahin arbeiten nur Männer. Auf der obersten Terrasse aber stehen Frauen, welche die Erde auf die Wagen schaufeln, welche Wagen, wie ich bereits erwähnte, unablässig zwischen der Grube und der Halde am Meeresstrande hin- und herfahren. In den verschiedenen Schichten findet man, außer dem Bernstein, noch eine Menge sonstiger interessanter Dinge, so daß ein Naturforscher, der sich hier einige Zeit niederläßt, gewiß reichliche Ausbeute hätte. Ich sah allerhand Versteinerungen, darunter Taschen-Krebse, Muscheln verschiedener Art, sowie ein versteinertes Stück Eichenholz mit Löchern darin, wie von einem Bohrwurm. Ferner allerlei Sorten Holz, namentlich ein Nadelholz, dessen Textur jedoch mit keinem der gegenwärtig hier wachsenden Nadelhölzer übereinstimmt. Kleine Stücken Braunkohle und endlich kleine, halb durchsichtige gelbe Steine, theils kurze cylindrische Stangen, theils platt und spitz, welche Steine das Volk hier „Donnerkeile" nennt. Bei der Gräberei findet man die größten Stücke Bernstein. Ich selbst sah deren von der Stärke einer Mannesfaust. Es sollen jedoch auch deren von der Dicke eines Kindskopfes gefunden werden. Man sagt mir aber, daß die größten Stücke nicht die besten sind, und daß bei dem Baggern und bei dem Tauchen qualitativ werthvollere Stücke gefunden werden. Ich kann darüber nicht urtheilen, da ich nicht genug eingeweiht bin in die merkantile Bernstein-Waarenkunde, welche eine sehr komplizirte und schwierige Wissenschaft ist, da sie sich nach der sehr großen Abweichung der verschiedenen, auf alle fünf Welttheile zerstreuten Märkte richtet.

Ich muß noch einmal zur untersten Sohle zurückkehren, um ein Wort über das Wasser zu reden, dessen Bewältigung sehr schwierig ist. Es ist ganz erstaunlich, was hier eine Menge Wasser emporquillt; und zwar ist es nicht Salz-, sondern Süßwasser, obgleich die Stelle nahe am Meere liegt und tiefer ist, als der Spiegel der See. Eine Zeit lang sprang sogar ein förmlicher Sprudel einen halben Schuh hoch empor. Der oberste Aufseher bot mir „ein Glas Sprudel" an; und da ich dachte, es liege darin ein Spott auf meinen starken Weinkonsum, so nahm ich das Glas an und trank, nachdem die Flüssigkeit etwas gereinigt war, dasselbe aus, ich kann wohl sagen, mit Todesverachtung. Es schmeckte recht gut und frisch. Freilich reicht ein solcher Verbrauch nicht hin, um die Grube vom Wasser zu leeren. Dazu bedarf es vielmehr zweier Lokomobilen, welche oben stehen und mittelst zweier sogenannten „Schnecken" (richtiger Pater-Noster-Maschinen), welche die schiefe Ebene hinunter und hinauf, bis auf die Sohle der Grube, laufen, herauf zu heben. Eines Tags brach etwas an der Hebemaschine und sofort nahm das Wasser so überhand, daß die Arbeiter die Grube schleunigst verlassen mußten. Es bildete sich unten ein stattlicher bleigrauer See, auf welchen ein Kahn gebracht würde; und nun war das Bild der Unterwelt fertig bis auf den Styx und Charon's Nachen.

Wie mir der Oberaufseher sagte, soll der Gräberei eine wesentliche Verbesserung bevorstehen. Man wird nämlich eine sehr starke Lokomobile oben aufstellen und von ihr bis auf die Sohle eine Eisenbahn bauen. Die Lokomobile wird auf der schiefen Ebene die Wagen hinunterlassen und heraufziehen. Man wird die „blaue Erde", statt sie unten zu durchmustern, wobei ohne Zweifel sehr viel verloren geht, auf der Eisenbahn nach oben bringen und dort in einem siebähnlichen großen Gefäße hin und her welgern, wässern

und rollen, so daß aller Bernstein, der darin steckt, auch nothwendig gefunden werden muß. Die Anlage ist zwar sehr kostspielig, aber auf die Dauer wird man doch Zeit und Geld ersparen und es wird weniger verloren gehen, als bei der jetzt geübten Methode.

Nachdem wir die Grube vollständig besichtigt, kletterten wir das steile Ufer hinauf und nahmen Stellung oberhalb der Grube, auf dem Haferfeld hinter der Barriere, von wo wir etwa 180 Fuß tief in das Loch hinab sahen. Neben demselben war ein anderes größeres Feld auch bereits in Vorbereitung begriffen, d. h. man hatte den Triebsand, die Schluff-Schicht, die grüne und die graue Mauer bereits abgetragen und schickte sich an, auch hier die blaue Erde bloß zu legen.

Auch der Anblick von oben gewährte Interesse. Von hier aus lag der unterste Theil der Grube im Schatten. Sie sah tiefblau, ja fast schwarz aus. Man sah nichts als die weißen Hemdsärmel der Arbeiter und hin und wieder blinkte ein Spaten. Die Leute hatten Takt in ihre Arbeit gebracht. Einer von ihnen sang eine einförmige schwermüthige Melodie, welche in regelmäßigen Intervallen auf einmal einen Aufschwung nahm. Mit dem letztgenannten Ton fuhren stets 250 weiße Hemdsärmel mit dem Spaten in die Höhe, und die blaue Erde flog auf die höhere Terrasse. Nur die Frauen oben fügten sich nicht in den Rhythmus, und ein gelehrter Zuschauer bemerkte, die Frauen hätten überhaupt „mehr Hang zur individualistischen Zersplitterung und Vereinzelung, was daher komme, daß sie nicht wehrpflichtig seien; wenn sie das politische Stimmrecht verlangten, dann müßten sie auch ihre drei Jahre dienen."

Ich lasse das Alles dahin gestellt, weil ich auch für den Rest meiner Tage mit dem schönen Geschlecht möglichst im Frieden zu leben gedenke.

IV.

Das Bernstein-Baggern.

Das Bernstein-Baggern, die komplizirteste Art der Gewinnung, findet, so viel ich weiß, nur in Schwarzort auf der kurischen Nehrung statt. Schwarzort ist einer der wenigen Punkte auf der nördlichen Hälfte der kurischen Nehrung, welchem es bis jetzt gelungen ist, gegenüber den Sandwehen, welche die ganze Landzunge in eine Wüste zu verwandeln drohen, seine Vegetation zu retten. Man findet dort einen recht schönen Wald, meist Nadelholz, von dessen dunkler Farbe, die aus der Entfernung, im Gegensatze zu dem von der Sonne beschienenen hellen Sande, schwarz aussieht, der Ort seinen Namen hat. Außer den Bauern- und Fischerhäusern hat das Dorf auch ein ziemlich großes Hotel; denn es ist ein Seebad hier; auch liegt nördlich davon die Faktorei der Bernsteingesellschaft, genannt die „Kolonie", welche für sich allein ein kleines Stadtviertel bildet. Auch das Bad ist stark besucht und Schwarzort befindet sich im Aufblühen, — was sonst auf der kurischen Nehrung nicht vorkommt.

Wir fuhren Morgens in aller Frühe von Palmnicken ab, quer durch das Land nach dem „Königlichen" Seebad Cranzkuren zu. Letzteres wird dirigirt von dem „Plantagen-Besitzer" Epha. Bei einer „Plantage" pflegen die Menschen an Nigger, Baumwollstauden und Onkel-Toms-Geschichten zu denken. Hier jedoch bedeutet „Plantage" ein neu bepflanztes, der Versandung entrissenes und der Kultur erobertes oder zurückerobertes Seeufer. Von jenen schrecklichen transatlantischen Dingen ist hier gar keine Rede, vielmehr versicherte mir ein Königsberger, hier sei das Paradies wieder aufgefunden, denn kürzlich habe bei Herrn Epha

ein Herr Adam gewohnt. Adam und Eva, was will man weiter?

Unsere Reise quer durch das Land führte uns zunächst nach „Heiligen-Kreuz“, einer weithin sichtbaren alten Backsteinbau-Kirche, an welcher ein Gut hängt. Diese Kirche hat im 14. Jahrhundert der Bischof von Samland gegründet zum Besten der hierher verpflanzten Sudauer, nach welchen die nordwestliche Spitze von Samland noch heute der Sudauer-Winkel heißt. Während der Herrschaft des deutschen Ordens bildeten nämlich die Länder Schalauen (mit Memel, Tilsit und Pillkallen), Nadrauen (mit Wehlau und Insterburg), und Sudauen (mit Goldapp, Oletzko, Lyck und Johannisburg) den äußersten Osten des jetzigen Preußen, während die Herrschaft des Ordens sich noch weit zu Rußland hineinerstreckte. Im Westen an der Ostsee und den Haffs lagen die Burgen und die Komthureien; das Gebiet der letzteren aber reichte in langen und schmalen Streifen bis tief in den Osten hinein, so daß der unsichere Besitz im Osten aufrecht erhalten wurde durch den gesicherten im Westen. Ende des 13. Jahrhunderts eroberte der Landmeister Konrad von Thierberg das Land Sudauen. Die Eroberten hatten die Wahl zwischen der Ausrottung und der Bekehrung. Allein auch denjenigen, welche letztere vorzogen, traute man nicht genug, um sie in ihren alten Sitzen zu lassen. Wie Karl der Große einen Theil der Westfalen und Niedersachsen an den Rhein verpflanzte (Sachsenhausen gegenüber Frankfurt am Main ist eine solche, der alten Frankenstadt angehängte sächsische Kolonie), so schenkte der Landmeister Thierberg dem zum Christenthume bekehrten Sudauer Häuptling Kautagerda und seinem Gefolge diese Ecke in dem, damals ebenfalls entvölkerten Samlande; und der Bischof baute hier die weithin sichtbare „Kirche zum heiligen Kreuz“, um bei den Sudauer Kolonisten das Chri-

stenthum, das nicht recht Wurzel schlagen wollte, etwas zu unterstützen. Ich erzähle Ihnen das, um den Beweis zu liefern, daß auch abgesehen von dem fabelhaften heidnischen Prinzen Samo auf Galtagarba, der ohne Zweifel in das allergraueste Alterthum zurückreicht, das Land und die Leute hier auch nicht von gestern datiren, wie Ihr am Rhein glaubt, die Ihr Euch mit allerlei Märchen tragt, wie z. B. daß Karl der Große auf dem Rüdesheimer Berge Reben gepflanzt und Wein gezogen habe, während außer Zweifel steht, daß dieser Berg damals noch eine mit Wachholder-Stauden bewachsene Wildniß war, und Wein dort erst im 12. Jahrhundert gebaut wurde*). Ueber die zwei Orte, die den seltsamen Namen Alt- und Neu-Katzkeim**) führen, kamen wir nach Warnicken, das aus einem Oberförster-haus und einem Hotel besteht und des Besuches werth ist. Ich war öfters dort und will hier zusammenstellen, was ich gesehen habe. Südlich von Warnicken erstreckt sich bis fast in die Mitte des Samlandes der große Warnicker Forst, welchen das Volk „die Jürge" nennt. (Man sagt überhaupt hier nicht der Forst, sondern die Forst, ebenso wie das Lohn und das Monat.) Dieser Wald zeigt mannigfache und malerische Laubmischungen. An den geschützten Stellen steigen die Bäume schnurgerade gen Himmel, an

*) Das Nähere über diese sogen. „Volkssage" und verwandte rheinische Erfindungen und Dekorationen findet der geneigte Leser in meinen den zweiten Band dieses Skizzenbuches bildenden „Reise-studien" in den „Karlsbader Kulturstudien", Kapitel I. „Volkssagen".

**) Das schon in einem früheren Briefe erwähnte, in den Orts-namen häufig vorkommende Wort „Katz" heißt ursprünglich „Gottes". Gottes spricht der Thüringer und Kursachse „Kotts". Diese Aus-sprache der Thüringisch-Sächsischen Ordensritter wurde später nicht mehr verstanden. Der Sinn war abhanden gekommen. Man folgte nur dem Ohr, dem äußeren Klang, und schrieb „Katz" statt „Gottes".

den Orten, wo sie den Stürmen preisgegeben, sind die Bäume seitwärts gebogen und wachsen knorrig und verworren durcheinander. Je näher man der See kommt, desto schöner wird die Luft. Man wünschte sich wohl ein Paar Reserve-Lungen, um sie mit dieser Luft füllen und mit zurücknehmen zu können nach Sandomir (oder Sandomich?), der Hauptstadt des wieder erstandenen Reiches. In einer Entfernung von etwa einer Viertelstunde von der See nimmt man schon den Anfang der großen Schluchten wahr, durch welche die Umgegend von Warnicken und Georgenwalde (dies ist kein Dorf, sondern ein Gut, ursprünglich nur ein Wildhüterhaus) berühmt geworden. Die Schluchten heißen (ich gehe dabei von Westen nach Osten): 1) die Wolfsschlucht, 2) die Fuchsschlucht, 3) die Detroitschlucht und 4) die Gausuppschlucht. Wer der berühmte „Gausupp“ ist, wußte selbst hier zu Lande Niemand. Von „Detroit“ gelang es mir durch sorgfältige Nachforschung zu ermitteln, daß er ein beliebter Prediger in Königsberg sein oder gewesen sein soll. Hat Königsberg keinen Kant, Lobeck, Rosenkranz u. s. w.? und ist es gezwungen, seine Naturschönheiten nach Männern zu taufen, welche jetzt schon außerhalb Königsbergs nur Wenige kennen und in dreißig Jahren selbst in Königsberg gar Niemand mehr kennt?

Und nun gar die „Wolfsschlucht“! Kann es eine größere Geschmacklosigkeit geben, als diesem zwar nicht großartigen, aber in Wirklichkeit recht schönen Plätzchen einen so aufgekratzten Theater-Namen zu geben, welcher an „Samiel“ und das „wilde Heer“ erinnert und jedenfalls falsche Vorstellungen wachruft? Was mich anlangt, so hatte ich den „Freischütz“ vor langen Jahren zum letzten Male in Wiesbaden gesehen; die Maschinerie war dort ein wenig mangelhaft und in Folge dessen bewegte die Eule in der „Wolfsschlucht“ nur den einen ihrer großen Flügel, während der

andere geknickt und melancholisch herabhing. In Folge dessen war mir's hier eigenthümlich zu Muthe. Ich glaubte hinter jedem Baume diese defekte Wiesbadener Theater-Eule mit ihrem einseitigen Flügelzucken wiederzufinden, und es dauerte eine Zeit lang, bis ich mich von dieser fatalen Reminiscenz erholt hatte, so daß ich betete: „Herr, erlöse uns von allem Uebel und besonders von der falschen Romantik!"

Die „Wolfsschlucht" und die „Fuchsschlucht" liegen bei Warnicken, die beiden nach den berühmten Männern benannten Schluchten aber jenseits Georgenswalde. Von dem Hotel und dem (ebenfalls von Kurgästen und sonstigen „Sommer-Frischlingen" occupirten) Oberförsterhause führen bequeme Treppen in die „Wolfsschlucht". Letztere ist an ihrer tiefsten Stelle etwa 160 Fuß tief und wird auf der untersten Sohle von einem Bachbette durchschnitten, das aber im Sommer nur Steine führt und kein Wasser. Im Frühjahr und Herbst soll jedoch das Wasser sehr wild sein. Die auf beiden Seiten steil ansteigenden Wände haben eine sehr reiche Vegetation. Unter den Bäumen herrscht die Erle vor. Doch sieht man ausnahmsweise auch die Eiche, die Esche, die Linde und die zierliche Birke. Der Untergrund wird gefüllt durch den hochaufwuchernden Seedorn oder See-Kreuzdorn und durch zahllose Blumen; namentlich stand die dreiblättrige blaue Waldglockenblume in üppiger Blüthe; auch fand ich die giftige vierblättrige Einbeere (Paris quadrifolia); ihre Frucht war schon ganz schwarz und reif.

Während ich die Schlucht hinunterstieg, begegneten mir ein Paar aufwärts klimmende Mütterlein, welche mir die tröstliche Versicherung ertheilten, daß die Damenbadezeit vorbei sei. Ich eilte sonach hinunterzukommen und mich in die See zu stürzen. Der Strand ist anfangs ein bischen steinig, aber nur 15 Fuß in die See hinein fand ich schönen Sandboden. Die See war durchaus klar, dunkelblau

und hatte eine prachtvoll hochgehende Brandung. Von allen Seebädern, die ich auf Samland genommen, hat mich dieses am meisten erfrischt. Auch ist für die alten Mütterlein gesorgt. Sie können sich an einem Strick festhalten, damit sie die Welle nicht umwirft. Nach dem Bad halte ich es nun mit einem nassauischen Landsmann, welcher sagt: „Gebadet hätten wir nun, und dagegen wollen wir nun aber auch unser' Speis und Trank und Ruh' dazu haben."

Ich speiste also, gar nicht übel, in dem Hotel, und dann fiel mir wieder jener österreichische Major ein, welcher nach dem unglücklichen Feldzug von 1859 sagte: „Ja, schau'ns, — der Soldat, wenn er wohl g'speist und g'trunken hat, dann kann er olli Strapazen entbehren, mit Ausnahme des Schloafs." Ich suchte mir daher ein schönes Plätzchen zum Schlafen aus, natürlich wie wir alten Alpen- und Tatra-Gänger es ja gewohnt sind, unter freiem Himmel. Ich fand es unweit von Gebauer's Höhe, einem Punkt, von wo man eine wundervolle Aussicht über See, Strand und Land hat und der (mit vollem Recht) so getauft ist nach dem Oberförster Gebauer, der mit feinem Geschmack alle diese Naturschönheiten zugänglich gemacht hat, jedoch ohne sie zu schädigen und zu vergewaltigen, wie dies die Art anderer Natur-Verschönerungs- und Park-Künstler zu sein pflegt.

Ich hatte aber übersehen, daß in der Nähe meiner Ruhestätte eine Bank stand. Dies hatte böse Folgen. Es kam nämlich, wie mir der Oberkellner später erzählte, eine Gesellschaft Damen und Herren dorthin, um auf der Bank Platz zu nehmen; als sie aber in Gras und Gebüsch dieses alte, dicke, große, graue Ungeheuer liegen sahen, das Gesicht, Sonne und Fliegen halber, mit dem großen, stark zerknüllten Schlapphut bedeckt, — da flohen sie entsetzt und glaubten, es sei wieder einer der vorsündfluthlichen Dickhäuter der Tiefe des Meeres entstiegen. Da ich keine Gelegenheit fand,

mich zu entschuldigen, so will ich hier die Erklärung niederlegen: „Ich habe es nicht gern gethan und will es auch all mein Lebtag lang nicht wieder thun, wenigstens nicht in Warnicken."

Wir wanderten nun immer dem Ufer entlang nach den anderen Schluchten gen Osten. Wir mußten Zickzack gehen und tausend Windungen machen. Einmal war der Boden so glatt, daß ich eine Lerche schoß. Wir ließen uns aber nicht abhalten, sämmtliche Schluchten zu visitiren und erst dann belohnten wir uns durch einen kühlen Schluck auf dem einsamen Waldhaus, welches das Ziel der Badegäste von Neukuren zu sein pflegt.

Es ist schrecklich, was an diesem prachtvollen nördlichen Ufer des Samlands der Zahn der Zeit und der des Meeres gemeinschaftlich nagen. Es ist aber nicht nur das Meer, sondern auch das Wildwasser vom Lande, welches im Frühjahr und Herbst in die bereits bestehende Schlucht herunterbraust und kaum bemerkbare Erdrisse zu Schluchten erweitert. So ist die Detroitschlucht nur auf der westlichen Seite mit einem, allerdings sehr interessanten urwaldähnlich verschlungenen Holze bewachsen; die östliche Seite ist bereits völlig kahl. Ich kletterte dort auf einer steilen Kante in die Höhe und konnte mich überzeugen, daß ein Sandgrat noch schlimmer ist als ein Felsengrat. Letzteres hält wenigstens Stand, aber von ersterem lösen sich unter dem Hinaufklimmenden stets ganze Massen ab, um in die Tiefe zu sinken.

Geht man oben dem Ufer entlang, das durchschnittlich wenigstens 100 Fuß über dem Meere erhoben ist, so sieht man überall die Opfer der öffentlichen Unsicherheit, welche hier herrscht, und die darin ihren Grund hat, daß das Süß- und das Salzwasser miteinander wetteifern, alles Bestehende zu untergraben. Das Ufer hat jedes Jahr eine andere Gestalt und immer mehr weicht es landeinwärts zurück, wie

es der Starke nach dem Ausspruche des Ministers Manteuffel zu thun pflegt. Hier hat man die schützende Barrière um so viel zurückrücken müssen. Da stand ein „Tivoli" (weiß Gott, welch' seltsamen Begriff der Norddeutsche mit diesem Worte verbindet!); man mußte es abbrechen, denn der Boden darunter begann zu wanken. Das Erstaunlichste aber ist, daß große Flächen von 30—60 Quadratruthen, und mehr, hinunterrutschen, und zwar ohne jede sonstige Störung ihres Zusammenhanges und Komplexes. Die Vegetation der Fläche bleibt von diesem Transport ganz unberührt. Die Bäume stehen da unten gerade so senkrecht, die Sträucher grünen gerade so frisch und die Blumen blühen gerade so farbig, wie sie dies voriges Jahr fünfzig Fuß höher gethan. Die Armen könnten mit Goethe's Schäfer singen:

„Ich bin heruntergekommen,
Und weiß doch selber nicht wie." —

Sie scheinen gar keine Ahnung davon zu haben, wie nahe ihnen das Schicksal bevorsteht, gänzlich von der Brandung verschlungen zu werden. Das ist die Romantik des Untergangs, oder wie es heute in Frankreich heißt, la poésie de la décadence!

Wenn Sie diese Nordküste von Samland sehen, werden Sie mir verzeihen, daß es so lange dauert, bis ich davon los kann. Sie werden dann selbst zum Augenblicke sagen: „Verweile doch, Du bist so schön." Doch nun im Sturmschritt nach Schwarzort. Von dem Bade Cranzkuren, dessen ich schon mehrmals gedachte, fuhren wir über die Landenge bis hinüber nach dem kurischen Haffe, oder richtiger nach „der Beke"*), einem stillen, nur wenige Fuß

*) Beek, von begu (littauisch = fließen) heißt Bach und kommt in diesem Sinne im Samland öfters vor. Vergl. Prof. Dr.

tiefen Wasser, welches dem Haffe zuschleicht. Eigentlich ist es, gleich dem Elbing, kein Bach oder Fluß, sondern ein landeinwärts reichender Zipfel des Haffes. Hier ist die Dampfboot-Expedition. Zwischen hier und Memel gehen zwei Dampfschiffe hin und her, welche seltsamer Weise „Terra“ und „Terra nuova“ heißen. Ich fuhr auf dem ersteren. Es ließ bis um 12 Uhr auf sich warten und ich langweilte mich zwei Stunden lang auf der heißen und schattenlosen Station unendlich, trotz des zahlreichen Publikums und der Königsberger Omnibusse, welche man hier „Journalièren“ nennt. Ich glaubte anfangs, das sei das Femininum von Journalist oder wenigstens von „journalier“, d. i. Tagelöhner.

Ich will Sie meiner Langeweile nicht theilhaftig machen, sondern Ihnen lieber einen kleinen Meidinger auftischen, welcher mir erzählt wurde, als wir uns in Warnicken und Brüsterort vom „Zahn der Zeit“ und von den „Tauchern“ unterhielten.

Der höchstselige Herzog von Sachsen-Meiningen hatte zwei Räthsel, die er Jedermann aufgab, und die so schwierig waren, daß er sie schließlich immer selbst auflösen mußte, was Höchstihm großes Vergnügen machte. Sie lauteten so:

I. Erstes Räthsel.

1. Frage: Was würden Sie thun, wenn Sie ein Zahnarzt wären?
2. Antwort: Ich würde der Zeit ihren Zahn ausziehen.

II. Zweites Räthsel.

1. Frage: Was würden Sie thun, wenn Sie ein Taucher wären?

Nesselmann in der altpreußischen Monatsschrift, VIII. Heft 1, Seite 61. Uebrigens heißt auch im Mecklenburger Plattdeutsch der Bach „Bek“. Siehe Fritz Reuter.

2. Antwort: Ich würde in das Meer der Ewigkeit tauchen.

Nun besuchte König Friedrich Wilhelm IV. den Herzog von Meiningen; er hatte schon von Dritten die landeskundigen beiden Räthsel erfahren. Der Herzog, welcher Seiner Majestät gerne das Beste auftischte, was er hatte, konnte ihr unmöglich die Räthsel vorenthalten.

— „Wollen Eure Majestät“, fragte er nach Tische, „allerhuldreichst gestatten, daß ich Allerhöchstdenselben ein Paar Räthsel vorlege?“

— Gewiß, mein Bruder!

— „Was würden Eure Majestät thun, wenn Eure Majestät ein Zahnarzt wären?“

— Ich würde in das Meer der Ewigkeit tauchen.

Der höchstselige Herzog war Anfangs wahrhaft bestürzt über diesen Scharfsinn. Bisher hatte ein Sterblicher nicht eins seiner Räthsel gelöst, geschweige denn alle beide. Da kam nun dieser ruhmgekrönte Oedipus und löste beim ersten schon im voraus das zweite. Das war zu arg. Allein die durchlauchtigste Sphinx von Meiningen stürzte sich deßhalb noch keineswegs, wie dies vormals in heidnischen Zeiten Sitte gewesen sein soll, vom Felsen herunter, sondern sagte zuletzt schmunzelnd:

— „Ja, ja, Majestät, so was kann man auch nur wenn man König ist“, — eine Antwort, an welcher wieder Friedrich Wilhelm der Vierte das größte Gefallen fand.

* * *

Inzwischen ist es zwölf Uhr Mittags geworden, und es hat der „Terra“ endlich beliebt, sich einzufinden, um ihre Fahrt nach Memel zu beginnen, welche bis zum Abend dauert. Wir fahren die Beke hinunter und dann in das

Haff. Die Küste auf der rechten Seite tritt bald zurück, um dem Blicke ganz zu entschwinden. Man sieht also nichts von dem alten Schalauenlande und von dem Memel-Delta, das noch auf der Hennenberger'schen Karte (1576) ein Dutzend Mündungen zeigt, welche jetzt auf zwei, Russe und Gilge, reduzirt sind. Wo der Fluß noch vereinigt ist, liegt Tilsit. Memel aber liegt nicht, wie Ihr draußen im Reich glaubt, an der Memel (vormals Mimmel geheißen), sondern der Nordspitze der kurischen Nehrung, dem Sandkruge gegenüber, an einem Bächlein, Dange genannt, das aus Rußland kommt und auch eigentlich mehr ein Haff-Busen ist. Das östliche, littauische Ufer, wird erst wieder sichtbar, wenn man die Spitze bei Windenburg passirt hat und sich Schwarzort nähert. Auf der Nehrung, welcher man entlang fährt, liegt zunächst Sarkau, mit dem schönen Sarkauer Wald. Dann aber fängt der Sand an und es folgen, abgesehen von einigen Häusern, welche die traurigen Reste früherer Ortschaften bilden, nur noch drei Orte auf der ganzen ansehnlichen Strecke, nämlich Rositten, Nidden und Schwarzort, sowie endlich auf der Spitze, Memel gegenüber, der Sandkrug. Nidden ist bereits von dem Sande in drei Theile getrennt. Rositten ist von demselben direkt und Schwarzort indirekt bedroht. Das sind die schrecklichen Folgen der Entwaldung. Früher lagen einige dreißig Dörfer auf der Nehrung, dieselbe galt als die Holz- und Getreidekammer des Landes. Jetzt starrt einem überall die Verwüstung und Unkultur entgegen. Nach der unglücklichen Schlacht von Tannenberg (1410), in welcher die „Deutschen Herren" dem König Jagiello von Krakau und seinen slavisch-tartarischen Schaaren unterlagen, wich die Civilisation auch hier vor der Unkultur zurück. Indessen hat doch auch Hennenberger (1576) statt der drei Dörfer deren noch 15. Im siebenjährigen Krieg hieben hier die Russen die Wälder um und

seitdem datirt der gänzliche Verfall. Es haben auch Orte existirt, welche Hennenberger noch nicht verzeichnet und die jetzt bereits wieder unter dem Sande spurlos verschwunden sind. Sie scheinen sonach zwischen 1576 und der Gegenwart ihre Entstehung und auch ihren Untergang gefunden zu haben.

Das kurische Haff ist im Frühjahr und Herbst ein wildes Gewässer; die Wellen gehen nicht lang und gestreckt, wie in der Nordsee, sondern kurz, spitz und steil, wodurch die schönste Gelegenheit zur Seekrankheit geboten wird. Diesmal war das Haff liebenswürdig. Es zeigte auf der Hin- und Rückfahrt die heiterste Laune. Auch die „Terra" ist gut, und deren Wein und Küche nicht minder. Das rheingrüne Haff, die dunkelgrünen Wälder, die sandweißen Hügel der Nehrung, auf welchen sich zuweilen eine wolken- oder nebelgleiche Sandwehe erhob, hinter der manchmal ein tiefblaues Stück Meer sich zeigte, boten einen malerischen Anblick. Auf dem Haff sah ich kein anderes Fahrzeug, als Fischerboote. Die Fischerei ist übrigens nicht sehr ertragreich. Die Regierung giebt Konzessionen dazu aus gegen eine sehr geringe Geldabgabe; und wenn sie die Zahl der Berechtigten innerhalb gewisser Grenzen hält, so geschieht dies nicht im fiskalischen oder monopolistischen Interesse, sondern im moralischen und volkswirthschaftlichen. Man sagte mir nämlich, daß sie Konzessionen nur an solche Personen ertheilt, welche das vierzigste Jahr bereits überschritten haben; dadurch soll verhütet werden, daß sich die ganze heranwachsende Generation auf die Fischerei wirft, die zuweilen, gleich dem Müßiggang, verschiedener Laster Anfang ist.

Dies zeigt ein Bericht des damals mit dem Entwurfe einer Fischerei-Ordnung für das kurische Haff beauftragten Berliner Kriegsrathes Heinz, datirt Memel den 28. August 1781, welchen Herr Appellationsgerichtsrath Passarge in

Königsberg in der von den Herren Rudolf Reicke und Ernst Wichert (dem Dramen-Dichter) herausgegebenen vortrefflichen „Altpreußischen Monatsschrift“ (Fortsetzung der preußischen Provinzialblätter) — in einem außerordentlich lehrreichen Aufsatze „Die kurische Nehrung; Zustände und Wandelungen“, Band VIII., Heft 1 u. ff. — veröffentlicht hat.

Die Einwohner von Sarkau pflegten damals, sobald die warme Jahreszeit eintrat, ihre Häuser zu vernageln und sich mit ihren Fischerbooten als Wasser-Vagabunden oder Meer-Grusen auf dem Haff und der See umherzutreiben. In der Nähe von Memel geriethen sie mit den Bewohnern von Neu-Vitt in Streit, und Heinz ging hin, um den Streit zu schlichten und sich auch anderweitig zu informiren. Die Sarkauer hatten dort ihre Kähne auf den Strand gezogen und sie mit Hülfe der Segel zu Hütten eingerichtet. In dem Bauch des Boots hielten sie ihre Schweine und Hühner; auf den darüber gelegten Brettern wohnten die Menschen, die Segeltücher bildeten das Dach.

„Der Vorrath von Speisen für Menschen und Vieh“, schreibt der Kriegsrath, „die Utensilien der Fischerei, die vorräthigen Stangen und Prikken (Prikken sind Stangen zum Befestigen der Netze; über den etymologischen Ursprung siehe Prof. Nesselmann in der altpreußischen Monatsschrift, VIII. Seite 71) und selbst das Vieh, — ist alles zusammengestohlen. Manche dieser Kautze sind so wohl eingerichtet, daß sie wie die beduinischen Araber mit ansehnlichen Heerden von Schafen, Schweinen und bisweilen auch Kühen von einer Sandscholle auf die andere herumziehen. Ich (Heinz) fragte sie, wo sie das Alles herhätten, das vorige Jahr, bei meiner Inspektion seien sie ja noch so arm gewesen. Sie antworteten, ja damals seien sie allerdings in der kläglichsten Verfassung gewesen, denn in Sarkau sei

der Boden eitel Sand, das Vieh finde kein Futter, und sie seien von Gott und der Welt abgeschnitten; seit Frühjahr aber wären sie Tag und Nacht auf dem Haff und angelten Aale; ihr Gewinn sei aber nicht so groß, um sich Alles das kaufen zu können, vielmehr erbarmten sich die anderen Fischerdörfer, an deren Gestade sie während ihrer Sommerreisen zur Erholung anlandeten, und theilten ihnen etwas von ihrem Segen mit; was die Schiffs- und Fischereigeräthschaften anlange, so hätten sie solche nach und nach von den gestrandeten Schiffen geborgen, das seien sie so von ihrem Dorfe her gewohnt, die Sachen zu nehmen, wenn Gott den Strand segnete."

Danach wird man sich einen ungefähren Begriff von den damaligen Zuständen machen können. Heute haben sich die Sarkauer wieder etwas mehr der Landwirthschaft zugewandt, und man sieht keine geschlossene Thüren und vernagelte Fenster mehr, nur noch fünf bis sechs Familien sollen sich im Sommer als Wassernomaden umhertreiben. Dagegen sind andere Dörfer, wo damals noch die Sarkauer in ihrer Weise „das Erbarmen in Anspruch nahmen" d. i. stahlen, von der Nehrung verschwunden.

Ist man an Nidden vorbei, so erscheint links Schwarzort. Aus dem dunkeln Wald heben sich helle freundliche Häuser ab, eine Landungsbrücke erstreckt sich in das Haff, und wenn man näher kommt, sieht man geputzte Menschen am Strande. Hier ist noch eine Oase in der Sandwüste. Auch das Haff wird belebt. Mehr als zwölf Dampfbagger arbeiten darin, und zwischen denselben gehen kleinere Boote hin und her. Etwas weiter nördlich als das Bad Schwarzort, und nur dichter am Ufer, liegt die Bernstein-Kolonie mit ihrem Hafen und ihren glühenden Essen. Wir fanden das Bad stark besucht und in dem Hotel Stellmacher guten Lachs und eine freundliche Bedienung.

Mein erster Besuch galt der Bernstein-Baggerei. Nicht alle Bagger, welche wir aus der Ferne sehen, baggern auf Bernstein; drei davon arbeiten, zwar auf Kosten der Bernstein-Gesellschaft, jedoch im öffentlichen Interesse. Sie halten im Haff für die Schiffe die Fahrbahn frei, welche stets zu versanden droht.

Auf dem ersten Bagger, an dem wir anlegten, richteten wir nichts aus.

— „Der Schuß (oder „Schoß"?) ist noch nicht fertig", hieß es. Um diesen technischen Ausdruck zu erklären, bedarf es folgender Auseinandersetzung:

Die Baggermaschine greift zwanzig Fuß tief, und zwar etwa fünfzehn Fuß See- und fünf Fuß Boden-Tiefe. Ehe man an den Bernstein kommt, muß eine andere obere Schicht ausgehoben werden. Diese Schicht besteht entweder aus Geröll, in welchem Holz- und Rindenstücke aller Art vorherrschend sind, oder aus Tang, oder — und das ist hier in Schwarzort in der Regel so — aus wilder Erde von weißlicher Farbe. Erst wenn diese Unterlage der Decke abgehoben ist, kommt man an den Bernstein. Hat man es so weit gebracht, dann ist „der Schuß fertig".

Am nächsten Bagger kamen wir zurecht. Wir sahen noch eine Zeit lang wilde Erde auswerfen. Die Eimer der Baggermaschine sind sehr groß; an den Seiten haben sie Ritze, groß genug, um während die Eimer mit der Erde hinaufgezogen werden, das Wasser daraus abfließen zu lassen, aber eng genug, um dem Bernstein den Durchgang zu weigern. Ein Eimer nach dem andern leert seinen Inhalt in einen großen Trog aus Eisenblech aus. Dieser Trog hat auf seinem Boden ein Sieb mit engen Löchern. Wenn die Erde aus den Eimern hineinfällt, ist ein Arbeiter beschäftigt, Haffwasser in den Trog zu schütten, während zwei andere mit großen Kratzeisen hin und her darin fahren.

Die Erde wird dadurch aufgelöst und verschwindet nach und nach durch die Löcher des Siebes. Nur das Unauflösbare bleibt, und das ist der Bernstein. Kommt dann die blaue Erde, so rasselt es förmlich von Bernsteinstücken auf dem Eisenblech. Bei dem nächsten „Schuß" freilich war es anders; da kam wenig oder gar nichts.

Herr Dr. G. Berendt sagt in seiner bereits erwähnten Abhandlung Seite 5 u. ff.:

— „Würde der von der See ausgeworfene Bernstein nicht durch Jahrhunderte, ja man kann schon sagen Jahrtausende von den Küstenbewohnern gesammelt, so hätte sich bereits eine der Jetztzeit, d. h. der Alluvialzeit, angehörige, gar nicht unbedeutende Schicht gebildet, die mehr oder weniger reich wäre an eingelagerten Bernsteinstücken. An Stellen, wo Wind- und Wellen-Richtung oder Küstenströmung der Ablagerung günstig, würden sich besondere Anhäufungen, — wo sie ungünstig, geradezu Unterbrechungen zeigen, und wir würden diese sekundäre Bernstein-Ablagerung als eine, in diesem ganzen Küstenstriche verbreitete, aber nesterweise ausgebildete bezeichnen. Und da der Küstenstrich nicht die einzige Möglichkeit der Ablagerung bietet, vielmehr ein großer Theil des Bernsteins noch tieferen Stellen zugeführt, auf dem Meeresboden selbst zur Ruhe gekommen und vom Sande begraben sein wird, so wird es dem Menschen, auch trotz der rastlosesten Mühe, nicht gelingen, eine, allerdings auf den Boden der Ostsee beschränkte, alluviale Bernstein-Ablagerung zu verhindern. Uebrigens finden sich wirklich derartige alluviale Lager auch außerhalb des Seegrundes, an nicht beachteten oder früher unzugänglichen Küstenstellen. So gehören unzweifelhaft hierher die unweit des kurischen Haffs noch nicht lange bekannten, aber in den letzten Jahren mit Vortheil bebauten Bernsteinlager von Prökuls. Hier liegt in zwei bis fünf Fuß Tiefe unter der schwarzen Moor-

erde der Haff-Wiese der den Bernstein enthaltende sogenannte „Mist“, in welchem Oberlehrer Schumann ohne Mühe den in der Ostsee so häufigen Blasen-Tang erkannte. Auch der Haffgrund selbst zeigt sich, wie die im vergangenen Jahre im Großen betriebenen Baggerungen beweisen, sehr reich an Bernstein und beweist die Existenz solcher alluvialen Lager auf dem Seegrunde, wenn wir es hier nicht etwa direkt mit einer entblößten und den Haffgrund bildenden Stelle des in diesem Niveau fortsetzenden primären Bernsteinlagers, der „„blauen Erde““, zu thun haben, worüber erst genauere Ermittelungen an Ort und Stelle entscheiden können.“

Seitdem, d. h. seit Herr Berendt schrieb, haben diese Ermittelungen mittels der Baggerei von Schwarzort stattgefunden. Sie haben ergeben, daß es nicht ein alluviales Lager ist, worin man hier den Bernstein gewinnt. Das, was schließlich heraufgebaggert wird und den Bernstein liefert, ist „blaue Erde“, dieselbe blaue Erde, welche vor Brüsterort zwischen der Küste und den Klippen zu Tage tritt und durch die Taucher gehoben, und welche bei Kraxtepellen gegraben wird, freilich hier überdeckt durch zahlreiche obere Schichten von Diluvial- und Braunkohlen-Formationen.

Wir besuchten also vor Schwarzort verschiedene der Dampfbagger, welche mit mehr oder weniger Erfolg arbeiteten. Dann fuhren wir mit dem Transport-Steamer der Gesellschaft nach der Faktorei oder der „Kolonie“. Sie hat sich ein gar schattiges und lauschiges Plätzchen am Ufer ausgesucht und die durchweg neuen Gebäude heben sich schön ab von dem dunkeln Nadelholzwald, welcher mit uralten Eichen garnirt ist. Das Interessanteste, was uns gezeigt wurde, war die erste Behausung der Stifter der jetzigen Gesellschaft Stantin & Becker. Sie glich dem schwarzen

Kasten auf einer venezianischen Gondel, oder einer alten Schäferhütte, die im Laufe der Jahre nachgedunkelt und halb verwittert ist. Aus dieser unscheinbaren und dunkeln Behausung sind alle jene kühnen und großartigen Entwürfe hervorgegangen, die wir nun in Gestalt von bergmännischen Tagebauten, Baggerei, Taucherei, Dampfern, Taucherschulen, Arbeiter-Kolonien, Volksschulen, Maschinenwerkstätten, Faktoreien, Handwerksbetrieb aller Art und einem sich über alle fünf Welttheile ausdehnenden Handel verwirklicht sehen.

Die große Schmiede und die Maschinenwerkstätte sind von Interesse, noch mehr die Arbeiter-Wohnungen, namentlich die für die ledigen Arbeiter. Die Schlafstellen sind in der einen Längswand angebracht in der Form von Schiffs-Kojen, vier Reihen über einander. Die Gesellschaft hat zunächst für ihre eigenen Schiffe einen schönen und geräumigen Hafen angelegt. Sodann hat sie mittels der hier ausgeschütteten Bagger-Erde ein Terrain von etwa fünfundzwanzig Morgen dem Haff abgewonnen und dasselbe bepflanzt. Ich hörte einmal in Scheveningen einen Holländer mit Stolz sagen: — „Gott schuf das Meer und wir das Land."

Die Bernstein-Gesellschaft Stantin & Becker könnte hier, dem Haff gegenüber, in derselben Tonart sprechen. Alle diese Anlagen, der Hafen, das Eigenthum an dem neu geschaffenen Terrain u. s. w. geht auf den Fiskus über, welcher sich aus Dankbarkeit hierfür einen hohen Pacht bezahlen läßt. Letzteres liegt nun einmal in der Natur des Fiskus, und der Finanzminister hat die Pflicht, aus dessen Gerechtsamen möglichst hohe Einnahmen zu erzielen. Dagegen kann man nichts haben, wenn nur der Produktionszweig, welchen man anzapft, in seiner Entwickelung nicht gehemmt wird.

Abends um acht Uhr verließ die Mannschaft die Boote und trat zugweise auf dem Strand an, um sich der üblichen

Visitation zu unterziehen. Da es in Brüsterort noch an Tauchern fehlt, so wurden die Arbeiter befragt, ob sie sich dem Tauchen widmen wollten. Es meldeten sich sofort mehrere, denn der Taucherlohn ist bedeutend höher als der Baggerlohn. Drei wurden ausgewählt, kräftige junge Leute mit gewölbter Brust und tüchtiger Lunge.

V.

Das Bernstein-Tauchen.

Zwischen Palmnicken und Kraxtepellen wird also der Bernstein durch Gräberei, in Schwarzort wird er durch Baggerei, in Brüsterort, der weit in die See vorgeschobenen, klippenumgürteten nordwestlichen Spitze des Samlandes, wird er durch Taucherei gewonnen.

Um die letztere zu beobachten, muß man einen hellen Tag wählen, an welchem die See spiegelglatt und durchsichtig ist bis zur Tiefe.

Bei solchem Wetter fuhren wir hin.

Während mein Freund seinen Geschäften nachging, begab ich mich, mit dem Fernrohr bewaffnet, an den Fuß des Brüsterorter Leuchtthurmes (zum Hinaufsteigen war das Wetter zu heiß und ich zu faul), um ein wenig zu observiren. Der Leuchtthurm mag etwa so hoch sein, wie der Rheinfall bei Schaffhausen tief ist. Allein auch bei seinem Fuß ist man wenigstens 100 Fuß über dem Meeresspiegel, den man unmittelbar vor sich hat. Also sieht man auch von hier eine endlose Masse See nach Osten, nach

Norden und nach Westen; denn Brüsterort ist die äußerste Spitze.

Ein poetischer Samländer hatte mir gesagt, die Bucht zwischen Brüsterort, auf der einen, und Warnicken auf der anderen Seite, mit Großkuren in der Mitte habe die größte Aehnlichkeit mit dem Golf von Neapel.

— „Waren Sie in Neapel?“ fragte ich.

— „Nein, aber man kennt es doch zur Noth so viel aus Bildern und Büchern, daß man ungefähr eine Vorstellung davon hat, und Sie können mir glauben, es ist eben so schön in Brüsterort, wie in Neapel.“

Und der Mann hatte nicht ganz Unrecht. Es ist sehr schön in Brüsterort, sonst freilich ist es ungefähr in Allem das direkte Gegentheil von Neapel.

Während der Vesuv Feuer speit und sich in Rauchwolken hüllt, speit die Höhe von Brüsterort Sand, — was, wenn denn doch überhaupt einmal gespieen sein muß, offenbar weit vernünftiger ist. Während die Stadt der Parthenope von Bäumen, Blüthen und Früchten, von Obst-, Oel- und Weingärten beinahe erdrückt und von Palmen gefächelt wird, ist Brüsterort fast vegetationslos, und im Winter muß es hier schauerlich-wild sein, wenn der Nordwind um diese einsame Spitze, wie der Kozytus durch die Wüste, heulet. Während sich im Golf von Neapel Dampfer, Segelschiffe, Kähne, Barken, Gondeln u. s. w. aller Art ohne Aufhören tummeln und die Delphine lustig spielen (beiläufig bemerkt: Arion muß ein Zwerg gewesen sein, wenn er für sich und seine Cither auf diesem Fische Platz fand), zeichnet sich hier die Ostsee durch eine wahrhaft majestätische Leere aus. Kein Segel ringsum in der endlosen Weite, keine Ebbe und Fluth, kein Wellenschlag, nur eine mäßige Brandung, keine Fische außer dem Flunder, dem Strömling, dem Salat und dem Dorsch genannt

„Pomuchel“, welche sich jedoch nicht sehen lassen. Sie hätten aber keine Ursache so bescheiden zu sein: denn wenn sie ganz frisch aus See kommen, schmecken sie, wie ich bereits bemerkte, vortrefflich. Man ißt den Flunder auch roh mit Pfeffer und Salz; und auch so schmeckt er gut. Wer das nicht glauben will, den verweise ich auf die „Geologischen Wanderungen durch Altpreußen“ von dem Königsberger Gymnasiallehrer Julius Schumann (Königsberg, 1869, S. 25).

Doch halt! Welch’ ein Mißgeschick! Ich wollte eine großartige landschaftliche Parallele erhabensten Stils konstruiren und merke nun, daß ich schon wieder aus meiner Rolle gefallen und auf mein Lieblingsthema, die kulinarische Kunst und insbesondere die Fische gerathen bin.

Kehren wir nun an den Fuß des Leuchtthurms zurück. Was mich zunächst am meisten interessirte, konnte ich von hier vortrefflich observiren, nämlich die Bernsteinflotille. Es war dies allerdings das Einzige von Schiffen oder Kähnen, was sich sehen ließ. Die Landspitze Brüsterort soll nämlich von allen Seiten wie von einem Steinlager, mit schlimmen Klippen umgeben sein, so daß hier „dem Strande nahe kommen“ und „Stranden“ beinahe das nämliche ist. Deshalb steht hier der Leuchtthurm zur Warnung.

Zwischen dem Strand und den Klippen nun, etwa in der Mitte, fand sich die Bernsteinflotte, in zwei Gruppen getheilt, dem Geschäfte des Tauchens nach Bernstein obliegend.

Diese Taucherei ist ganz neu. Sie besteht erst seit einigen Jahren und ist von Herrn Moritz Becker in Königsberg organisirt. Im Anfange bediente man sich jenes Taucherappparats, dessen wir Alle uns noch von der letzten Pariser Ausstellung (1867) her erinnern. Jetzt ist derselbe wesentlich verbessert. Auch besorgten im Anfange zwei

Franzosen das Tauchen, weil sie allein Uebung darin hatten. Sie hatten an der französischen Küste nach gesunkenen Schiffen und nach jenen Meerschwämmen getaucht, welche letztere bei den französischen Gourmands so beliebt sind. Nach und nach ist man jedoch von den Franzosen abgekommen. Die Samländer wollten Anfangs nicht heran an das Tauchen, obgleich es ein recht einträgliches und ein, bei dem jetzigen Tauchapparat, durchaus nicht mehr gefährliches Geschäft ist. Man mußte zu den Littauern greifen, diesem zähen, muthigen und ausdauernden Geschlecht von Hippocentauren, das in unserm äußersten Nordosten wohnt und sich in unseren Kriegen, namentlich als Kavallerie, so sehr auszeichnet. Die Littauer gediehen hier besser als die Franzosen. Während der Franzose sich auf Kaffee, Semmeln und Leckereien warf, was zu wenig Kraft giebt zum Widerstand gegen nordisches Klima, nahm der Littauer ein handgroßes dickes Stück Speck und feuchtete es mit Schnaps oder Bier an, und das bekam ihm besser, als dem Franzosen die Semmel.

Angefeuert durch das Beispiel der Littauer, kamen endlich auch die Samländer. Jetzt besteht die Gesammtheit der Taucher zu einem Drittel aus Samländern und zu zwei Drittel aus Littauern. Die Franzosen sind theils gestorben, theils fort nach ihrer „belle patrie“. Sie stehen aber hier in gutem Andenken; und ich fand einen Littauer, welcher, da ich ihn deutsch fragte, mir in gutem Französisch antwortete, mit seinem Deutsch sei es mangelhaft bestellt, aber wenn es mir beliebe, könnten wir französisch mit einander sprechen, da ich ohne Zweifel littauisch nicht verstehe. Letzteres war allerdings der Fall, und so verständigten sich denn auf dem nördlichsten Ende des ostpreußischen Samlandes zwei deutsche Brüder französisch.

Vom Leuchtthurm aus zählte ich die Schiffe. Beide

Gruppen zusammen beliefen sich auf etwa 38 Stück. Auf jedem Schiff, richtiger Kahn, zählte ich 8 bis 9 Mann. Was mir am meisten auffiel, waren die Flaggen. Die Meisten hatten zwar die deutsche Flagge (schwarz-weiß-roth) oder die preußische (schwarz-weiß); aber daneben hatte ein Jeglicher noch seine aparte „fancy flag“ oder Phantasiefahne mit der seltsamsten Zusammenstellung von Emblemen, Formen und Farben. Einige davon waren, wie ich bemerkte, als wir näher kamen, von ganz eigenthümlicher Beschaffenheit; die eine bestand nämlich aus einem bunt bedruckten Kattun-Taschentuch, prolongirt durch ein gleich breites Stück weißer Leinwand, die andere aus zwei an einander genähten ditto Taschentüchern. Nur italienischer Marine-Ausdrücke kundig, taufte ich die erstere die „Fiammetta al fazzoletto del naso“ und die andere die „Fiagga al fazzoletto dobbio“.

Während ich in solchen marine-technischen Studien versunken war, kam Freund B., und wir stiegen hinunter nach dem Strande, vorbei an einem in der Mitte des Abhangs gelegenen Hause, in welchem Winters die Taucher Toilette machen, wenn es ihnen hierzu auf See zu kalt ist.

Als wir auf der Flottille ankamen, stieg gerade ein Taucher auf und ein anderer ging nieder. Der Aufsteigende hatte die Luft, die er ausathmet, in seine wasserdichten Kleider gehen lassen, die sich dadurch aufblähten wie ein Ballon und ihn so vom Grund der See auf deren Oberfläche hoben. Der Absteigende wurde eben angekleidet. Ich sah diesem Schauspiel zu mit einem leisen Anfluge von jenem Gefühle, mit welchem man eine junge Dame als Nonne einkleiden, oder einen Delinquenten „frisiren“, d. h. für die Guillotine zurecht machen sieht.

„Waren Sie vielleicht schon dabei, wenn man ein Mädchen zur Nonne machte, oder einen Verurtheilten für

das Schaffot „frisirte“?“ so werden Sie in Ihrer Bosheit mich fragen, weil auch ich den Samländer gefragt habe: „Waren Sie schon in Neapel?“

Nun gut, ich gestehe es, ich war noch nicht dabei, aber, füge auch ich hinzu, man kennt es doch zur Noth so viel aus Bildern, Beschreibungen und Romanen; und aus letzteren studirt man heut zu Tage ja Geschichte, wovon Schiller noch keine Ahnung hatte, zu jener Zeit, als er seine berühmte Abhandlung schrieb: „Was ist und zu welchem Zwecke studirt man Universalgeschichte?“ Außerdem aber kennt doch jeder gebildete Deutsche und namentlich jeder „gebildete Berliner“ Schiller's Taucher. Er weiß daher:

„Da unten aber ist's fürchterlich
Und der Mensch versuche die Götter nicht“ ꝛc.

Es thut mir leid, alle diese romantischen Illusionen zerstören zu müssen, indem ich eine wahrheitsgetreue Beschreibung dessen liefere, was ich gesehen, und mich, wie es einem gewissenhaften Reisebeschreiber zukommt, beschränke auf das, was ich selber gesehen.

Eigentlich müßte ich Ihnen einige Zeichnungen des Taucher-Apparates und seiner einzelnen Theile beifügen. Allein sie sind hier nicht vorräthig, und sie zu machen, bin ich zu träge. Ich stelle mich daher, als könne ich nicht zeichnen, indem ich dem Schimpanse nachahme, von welchem die Eingebornen auf Java behaupten, er sei eigentlich ein Mensch und könne auch sprechen, aber er stelle sich, als könne er es nicht, damit er nicht, gleich den armen unglücklichen Malayen, von den grausamen Holländern zum Arbeiten angehalten werde. Also:

Die Taucher-Uniform besteht zunächst aus einem Kleidungsstücke, welches Schuhe, Beinkleider, Weste, Rock ꝛc. in einem einzigen Stück darstellt. Dasselbe ist wasser- und luftdicht. Auswendig besteht es aus geköpertem Hanf, inwendig

liegt eine Platte aus einer guttapercha-artigen Masse und auf letzterer liegt das Futter. Zu diesen zwei Lagen kommt noch eine dritte aus starkem Gummi, womit beide Knie bedeckt sind. An beiden Handgelenken hat man Manschetten aus Gummi, welche luftdicht schließen. Ebenso endet der Rock oben in einem gummiartigen, dicken, elastischen Halskragen. Das Haupt wird bedeckt von einem messingenen Helm, welcher gläserne Fensteröffnungen hat, und außerdem einen Ring, in welchen der Gummikragen gesteckt und mittels einer starken Schraube zugedreht wird, so daß nunmehr Alles wasserdicht ist. Der Helm hat ein Visir, das zum Theil auch aus durchsichtigem Glas besteht, und durch welches der Gummischlauch geht, welcher dem Taucher die Luft zuführt. Auf jedem Boot befindet sich eine Taucher-Uhr, welche anzeigt, wie viel Fuß tief unten der Taucher ist, und wie viel Luftzufuhr er demnach bedarf, — natürlich je tiefer, desto mehr! Nach Maßgabe dessen wird mehr oder weniger stark Luft zugepumpt mittels einer an Bord befindlichen Pumpe, an deren Schwengel stets zwei Mann stehen, welche sich um weiter nichts zu kümmern, sondern nur auf die Taucher-Uhr ihre Aufmerksamkeit zu richten haben. Die Luft geht jedoch dem Taucher nicht direkt zu, sondern mittels eines schweren metallenen Tornisters, welcher ihm auf den Rücken geschnallt wird. In diesen Tornister geht die Luft zunächst und dann erst von da in den Helm, beides mittels Gummischläuchen, in welchen inwendig ein metallener Spiral umläuft, der verhindert, daß die Schläuche zusamklappen. Auf dem eigentlichen Tornister sitzt ein Regulator, welcher, wenn ich recht gehört habe, die „Capotte" genannt wird. Zwischen ihm und dem Tornister sitzt ein außerordentlich feines Instrument und in dessen Mitte ein kleines zierliches Ventil, welches sich schließt, wenn genug, und sich ein wenig öffnet, wenn zuviel Luft in dem Tornister ist.

Letzteren Falls also strömt die Luft, namentlich auch die verbrauchte Luft, welche der Taucher ausathmet, in die Capotte, welche nach oben ebenfalls elastisch ist, d. h. sich heben und senken kann und an der oberen Fläche einige Löcher hat, durch welche die Luft ausgeht. Dieser Luftabgang bildet, wenn der Taucher unten ist, auf der Oberfläche der See einen Sprudel, welcher, auch bei größerer Tiefe, zeigt, wo der Taucher sich jedesmal aufhält. Der Schlauch, welcher aus dem Tornister dem Taucher die Luft in den Helm zuführt, hat ein weiches Ende, welches der Taucher im Munde hält, wie der Säugling den Lutscher oder das Saughörnchen. Diese ganze Ausrüstung ist schon sehr schwer, aber doch noch nicht schwer genug. Um den Taucher schnell sinken zu machen, hat jeder seiner Schuhe eine schwere bleierne Sohle von etwa 20 Pfund Gewicht, außerdem werden ihm noch Bleigewichte an Helm, an Tornister und anderen Stellen angehängt, wo sie ihn bei der Arbeit nicht geniren. Endlich wird ihm eine starke Leine um den Leib gebunden, welche ein Mann im Boote hält. So steigt er die Boots-Treppe hinunter, um unter dem Spiegel des Meeres zu verschwinden in die „ewige Teufe", wie dies der Bergmann nennt. Man nennt es aber auch nur so und es ist nicht so. Denn es ist nichts ewig und endlos auf dieser an Raum und Zeit gebundenen Erde. Die Tiefe, in welcher die Taucher arbeiten, beträgt durchschnittlich nur acht Fuß; und bei schönem Wetter ist hier in Brüsterort das Wasser so klar und durchsichtig, daß man bis auf den Meeresboden sehen und fast jeden einzelnen Stein, also auch den Taucher, unterscheiden kann. Wir konnten daher die Thätigkeit des letzteren genau kontroliren. Ich vergaß zu sagen, daß zur Ausrüstung desselben noch zwei Gegenstände gehören, nämlich erstens ein Beutel, den er vorn am Gürtel hängen hat, und der bestimmt ist, den

Bernstein aufzunehmen, und zweitens eine schwere eiserne Harke mit zwei mächtigen Zinken. Sie hat große Aehnlichkeit mit jenem klobigen Instrument, mit welchem der Rheingauer seinen steinigen Weinberg bearbeitet, und das er den „Wingerts-Karscht", d. h. die Weingarten-Harke, nennt. Die Hände sind das einzige am Taucher, was aus dem wasserdichten Futteral, worin der übrige Körper steckt, frei heraussieht. Kaum ist der Taucher auf dem Boden angelangt, so nimmt er seine Harke und arbeitet damit die schweren Steine los, womit hier der Meeresboden gleichsam gepflastert ist. Hat er sich so auf einem genügenden Raum Luft gemacht, so gräbt er die blaue oder blaugrüne Erde mit den Händen auf und durchwühlt sie nach Bernstein. Er liegt hierbei auf den Knien, welche zu diesem Zwecke besonders geschützt sind, wie ich so eben bemerkte. Seine Harke liegt neben ihm, sie ist zu schwer, als daß sie die Wellen wegschwemmen könnten. Was er findet, steckt der Mann in seinen am Gürtel hängenden Beutel, welcher, sobald er in das Boot zurückgekehrt ist, gewogen wird. Denn er erhält nicht nur Tagelohn, sondern auch noch eine Zulage, je nach dem Erträgniß. An dieser Arbeit verweilt der Taucher durchschnittlich zwei Stunden. Manche aber verdoppeln das Tagewerk und bringen vier und gar fünf Stunden täglich in dieser Art auf dem Boden des Meeres zu. Schädlich ist die Beschäftigung auf keinen Fall. Denn die Leute sehen kräftig, frisch und wohlgenährt aus. Sie freuen sich ihrer Beschäftigung und der Littauer sagt mit Stolz im gebrochenen Deutsch: „Ik si Dukker", d. h. ich bin Taucher. Kurz, die Taucher sind das Elitekorps der Bernsteinarbeiter. Will der Taucher heraus, so schließt er den Krahnen, welcher die verbrauchte Luft aus dem Helm in den Tornister führt, so daß sie nun in das Futteral geht. Letzteres schwillt dann auf, und der Taucher geht in die Höhe, wobei er na-

türlich immer seinen Lutscher im Munde behält, bis er außer Wasser ist. Unter Wasser sieht er durch das mittels Messingstangen geschützte gläserne Helm-Visir. Will man ihn gern wieder herauf haben, so zupft man an der Leine, die er um den Leib trägt. So kommt er also, groß gleich einem Leviathan (der von der aura popularis verhätschelte und dann vergessene Sub-Marinebauer nannte es „Kameel") zu Tage, wird an die Treppe gezogen, steigt mühsam herauf, und wird dann gleich einem Studenten, der auf der Mensur war, seines „Pauk-Wichses" entkleidet. Auf jedem Boote sind vier Taucher und vier Pumpen, welche mit einander abwechseln, so daß stets zwei auf der Tiefe des Meeres und zwei an der Pumpe sind. Der neunte Mann an Bord ist der Aufseher. Man sieht daraus, welch ein großer Aufwand an Mannschaft, Kraft und Geld erforderlich ist. Man sagt, daß hier in Brüsterort einschließlich der Kosten der Faktorei und der verschiedenen Werkstätten, täglich etwa tausend Thaler verausgabt werden.

Oben auf der Höhe steht ein kleines, roth angestrichenes, rundes Häuschen. Darin befindet sich eine camera obscura, welche die einzelnen Theile der Taucherflottille wiederspiegelt, so daß man hier und in aller Bequemlichkeit auf dem Festlande alle Bewegungen derselben observiren kann. Zwischen der camera obscura und dem Strande liegt auf der Hälfte des Abhanges eine große Bauhütte, worin die Boote gezimmert werden, welche der Gesellschaft dienen und von hier aus vom Stapel gelassen werden. Abends um fünf Uhr machte die Taucherei Schicht. Die 38 Boote ruderten dem Lande zu. Dort wurden sie nach dem Takte einer langsam schleppenden, etwas melancholisch klingenden Melodie auf den Strand gezogen. Der Aufseher eines jeden Bootes lieferte den Ertrag an Bernstein an den obersten Beamten der Gesellschaft, Herrn Sternberg ab.

Dann traten die einzelnen Mannschaften rottenweise an und wurden visitirt, ob sie keinen Bernstein für eigene Rechnung geborgen hätten. Diese Prodezur ist peinlich, aber nöthig. Denn früher war das Stehlen allgemein Sitte, und die Volksmoral, welche mit der Moral des Gesetzgebers und der des Predigers nicht übereinstimmt, verdammte das Bernstein-Stehlen so wenig, wie das Holzholen im Walde. Sie dachte sich die See so gut, wie den Wald, als gemeinsames Gut der gesammten Bevölkerung, und glaubte, ein Jeder könne sich nach Belieben die Früchte des gemeinsamen Besitzes aneignen. Bei der Mehrzahl der Arbeiter ist das Visitiren gar nicht mehr nöthig. Aber wenn man nur Einzelne demselben unterwürfe und Andere nicht, so wären jene gewissermaßen gebrandmarkt; und um dies zu vermeiden, muß man Alle der Visitation unterwerfen. Wer beim Stehlen ertappt wird, erhält sofort seine Entlassung und darf den Boden der Bernstein-Kolonie nie wieder betreten. Wer bei der Visitation richtig befunden wird, bekommt eine Blechmarke, welche er beim Ausgang auf der Faktorei abgiebt.

Wir gingen nun vollends hinauf, in die Faktorei, oder die Bernstein-Kolonie, welche am Fuße des Leuchtthurms liegt und einen von allen Seiten verschließbaren, oblongen Hof bildet, in dessen Mitte, an hohem Gestell, die Glocke, welche zur Arbeit ruft. Hier kann man so recht sehen, daß die Gesellschaft fast ihr ganzes Betriebsmaterial selbst fabrizirt. Werkstätte reiht sich an Werkstätte. Dazwischen Wohnungen für die Beamten. Auf der einen Seite das Gasthaus, in welchem man recht gute Verpflegung findet, auf der andern Seite die „Taucherschule“. Die interessanteste aller Werkstätten ist die, welche die wasserdichte Kleidung der Taucher fabrizirt, d. i. Alles, was der Mann trägt, wenn er in die Tiefe niedergeht, mit alleiniger Ausnahme des Helmes, des Tornisters und der Luftschläuche.

In der ganzen weiten Welt existirt natürlich keine Schneiderei, in welcher so sorgfältig genäht wird. Denn an jedem Stich hängt ein Menschenleben. Platzt eine Nath, so dringt das Wasser in das Futteral, und der Mann ist verloren, wenn man ihn nicht schleunigst herauszieht. Hier ist in der That die hohe Schule der Schneiderkunst, wenigstens für das Nähen; und der Chef dieser Regimentsschneiderei, ein sehr unterrichteter und höflicher Sachse, fand bei mir so viel Interesse für seine Anstalt und Arbeit, daß er, trotz meines ungeschlachten Körperbaues, sich eine leise Andeutung erlaubte, ob ich nicht etwa auch „vom Fach“ sei. Der Chef prüfte jede Nath auf das Sorgfältigste; dann wird dieselbe mit einer Gummi-Auflösung überstrichen und endlich noch mit einem besonderen Streifen einer Gummiplatte überklebt.

In der Bernstein-Kolonie herrscht, was den Dienst anbelangt, die strengste militärische Disziplin. Sie ist in der That nothwendig. Ich will nur einige Beispiele dafür anführen. Ich glaube, ich sagte Ihnen schon, daß der Taucher auf Tantième steht. So zweckmäßig dies auch ist und so sehr es sowohl im Interesse der Gesellschaft, als auch in dem der Taucher liegt, so erzeugt es doch allerlei Reibungen und Eifersüchteleien. Es ist sogar schon vorgekommen, daß zwei Taucher tief unten auf dem Boden des Meeres der Tantième willen eine Paukerei mit einander hatten. Der eine fand eine reiche Lagerstätte, der andere behauptete, sie gleichfalls gefunden zu haben. Also Streit über Priorität. Wer ist der „erste Finder?“ Wer ist „der Aelteste im Felde?“ Schwierige Frage! Und in der Tiefe des Meeres giebt es weder Advokaten noch Richter. Auch drängt die Zeit so, daß selbst das allersummarischste Verfahren noch viel zu lange dauert. Was thun? Man schuppst einander eine Minute lang hin und her. Dann greift man zur

Selbsthülfe, d. h. zur Harke. Schauerlich fallen die hageldichten Schläge des schweren zweizinkigen Instruments auf den Helm des Gegners nieder. Schauerlich und lautlos, denn es geschieht ja in der Tiefe des Wassers. Kaulbach's Hunnen-Schlacht, die in der Luft vor sich geht, ist eine Kinderei gegen diesen Kampf unterm Wasser. Endlich treffen sie Beide gleichzeitig das Glas-Visir im Helme des Gegners. Damit ist der Zauberbann gebrochen, welcher den Taucher gegen das Ertrinken schützt. Die Salzfluth strömt in den Helm und in das Menschenfutteral. Die Leute sind unrettbar verloren, wenn man sie nicht schnell an der Leine heraufzieht. Dies geschieht. Sie werden in das Boot gelegt, ins Bewußtsein zurückgerufen, entkleidet und — fortgejagt, und zwar Letzteres von Rechts wegen. Denn während sie mit einander turnirten, hat die neidische See den Bernstein hinweggeschwemmt, um welchen sie stritten.

Ein anderer Fall: Ich sagte Ihnen, daß die Tauchzeit ordonnanzmäßig zwei Stunden beträgt. Dann heißt es, um mit Schiller, oder richtiger und zeitgemäßer ausgedrückt, um mit dem Abgeordneten Bebel im deutschen Reichstage zu sprechen:

— „Mach' Deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt,
Denn Deine Uhr ist abgelaufen."

Der Mann muß dann heraus, und er wird so lange an der Telegraphenleine gezerrt, bis er an der Oberfläche erscheint — er mag wollen oder nicht. Und manches Mal will er nicht. Er hat eben, in der letzten Minute, ein schönes Bernsteinnest in der blauen Erde entdeckt und möchte gar zu gerne diesen Schatz noch vollständig heben zum Zwecke der Aufbesserung seiner Tantième. Allein sein Nachfolger steht schon oben in vollem „Paukwichs" und „brennt" — ich weiß nicht warum mir heute immer Ausdrücke

des alten Göttinger Studenten-Komments in den Mund kommen — „und brennt vor Begierde auf dem Kampfplatz zu erscheinen“; oder um es etwas prosaischer und nüchterner auszudrücken: Er möchte gerne den Rest dessen lukriren, was der Andere gefunden; und jedenfalls will er nicht seine Arbeitszeit durch seinen Vorgänger verkürzt sehen. Denn „Zeit ist Geld“; das trifft hier zu. Die Leine wird also immer schärfer angezogen und der Gerufene erscheint endlich aus der Unterwelt. Jedoch nicht ohne Unfug gemacht zu haben. Er versucht nämlich, schnell noch einige schwere Steine auf die Fundstätte zu wälzen und sie dadurch unfindbar zu machen, so daß sie der Nachfolger nicht entdeckt und Alles noch da ist, wenn er, der Versteckende, demnächst wieder herunterkommt. Der Franzose nennt das „sich eine Birne für den Durst aufheben.“ Manchmal gelingt es, manchmal nicht. Jedenfalls macht es Reibung und Bosheit.

Endlich giebt es zuweilen auch Gefahr. Namentlich wenn eine sogenannte „Eilung“ kommt. Das ist ein Sturm, der plötzlich, ohne alle Vorzeichen, heranbraust und die Boote umzustürzen droht. Er dauert nicht lange, aber ist so mächtig, daß ich, als er mich eines Tages bei einer Fahrt über Land überraschte, fürchtete, er werde meinen Wagen umwerfen, oder denselben sammt meiner eigenen schweren Persönlichkeit in die Lüfte entführen. Kommt also die „Eilung“ vor Brüsterort, dann beeilt sich jedes Boot von der Taucher-Flottille, seine beiden Taucher aus der Tiefe zu holen. Man öffnet ihnen nothdürftig den Helm und legt sie dann der Länge nach in das Boot; denn zum Auskleiden fehlt es an Zeit. Dann sucht die ganze Flottille so schnell als möglich das Land zu gewinnen.

So wird die Taucherei auch öfters verhindert. Außer den Sonntagen fällt noch eine Menge anderer Tage aus, so daß das Geschäft höchstens an etwa 200 Tagen des

Jahres seinen ungestörten Verlauf hat. Es ist sonach mit einem nicht unerheblichen Risiko verbunden.

Im Ganzen gehören zu dem Etablissement von Brüsterort etwa 500 Arbeiter. Taucher sind etwa 160. Sie zerfallen in drei Klassen, ähnlich wie sich die Handwerker in Meister, Gesellen und Lehrlinge theilen. Die Meisten von ihnen sind verheirathet und erfreuen sich, trotz ihres anstrengenden Berufes, einer zahlreichen Nachkommenschaft. Sie haben Frau und Kinder bei sich in Brüsterort, und es findet sich hier eine gut besuchte Schule für die Descendenz der Kolonie.

Wenn der Deutsche eine Kolonie gründet, legt er zuerst eine Schule an — der Franzose zuerst ein Theater.

VI.

Zur Wirthschafts- und Rechtsgeschichte des Bernsteins.

Ich hoffe, es wird Sie nicht allzusehr langweilen, wenn ich versuche, eine kleine Skizze der Kultur- und Rechtsgeschichte der Bernstein-Gewinnung beizufügen.

„Zwischen uns sei Wahrheit!" sagte Friedrich Wilhelm IV.

Getreu diesem Wahlspruch gestehe ich Ihnen ohne Umschweife, daß ich dieses Kapitel zunächst für mich und erst in zweiter Linie für Sie schreibe. Das verhält sich nämlich so:

Mir fehlt für meine Geschichtsforschung hier jeder gelehrte Apparat. Ich habe überhaupt hier in Samland kein gelehrtes Hülfsmittel bei mir, als den betreffenden Abschnitt der preußischen Generalstabs-Karte, welche mir im Uebrigen

treffliche Dienste leistet, aber hierüber ein weises Schweigen beobachtet. Ich schöpfe aus Quellen, aus welchen unsere Gelehrten — wie mir scheint nicht ganz mit Recht — nur selten zu schöpfen pflegen, nämlich aus den mündlichen Mittheilungen, welche mir wohl unterrichtete Bewohner dieses Landes über ihre eigene Wissenschaft und die Ueberlieferungen ihrer Vorfahren gemacht haben. Um diese Mittheilungen vor Vergessen zu retten, bringe ich sie für mich zu Papier. Sollten sich auch Andere dafür interessiren — nun, dann desto besser.

Ich werde hier also nicht von Pytheas von Massilia und von Denjenigen reden, welche den verloren gegangenen Text dieses ältesten Bernstein-Geographen mehr oder weniger richtig wieder gegeben, extrahirt, kommentirt und mit allerlei klugen und albernen Hypothesen, Konjekturen, Kombinationen und Vermuthungen ausstaffirt haben, obgleich sich viel darüber sagen ließe; denn ich glaube, daß die Nachrichten, welche von Pytheas herstammen, sich gar nicht auf das Bernsteinland der Ostsee, sondern auf die Westküste der cimbrischen Halbinsel beziehen. Siehe Müllenhoff, „Deutsche Alterthumskunde", Bd. I, und Dr. Karl Lohmeyer, „Ist Preußen das Bernsteinland der Alten gewesen?" (Altpreuß. Monatsschr. Bd. IX, Heft 1.) Doch ich will Sie nicht mit solchen Antiquitäten langweilen, sondern mich auf die letzten zwei Jahrhunderte beschränken.

Hier sind folgende Gewinnungsarten und Betriebsperioden zu unterscheiden. Zuerst herrscht das einfache Auflesen; dann folgt das Schöpfen und das Rechen. Bis dahin reicht die alte Zeit. Dann kommt das Graben, oder wenn man es bergmännisch ausdrücken will, der „Tagbau"; hierauf wendet man das System des Baggerns auf die Bernsteingewinnung an; unmittelbar danach oder

gleichzeitig auch das des Tauchens, und endlich das des eigentlichen bergmännischen Betriebs, d. h. das des „Tiefbaues“ mit Schacht und Stollen oder Gallerien.

Ich habe Ihnen bei Gelegenheit der Schilderung der Bernsteingräberei, welche das Haus Stantin & Becker am Weststrande des Samlandes zwischen Palmnicken und Kraxtepellen betreibt, schon geschildert, wie die verschiedenen Bodenschichten auf einander folgen. Zu oberst Diluvium, dann Kohlenformation und dann Glaukonitformation, unter welcher sich dann auch die „blaue Erde“ befindet, die den Bernstein beherbergt. Diese „blaue Erde“ findet sich also sowohl im Meere, als im Lande. Im Lande liegt sie gewöhnlich wenigstens etwa hundert Fuß tief unter der Oberfläche. Im Meere ist dies theilweise anders. Hier fehlen theils die oberen Schichten, theils wühlt die stürmische See den Boden auf und entreißt dadurch den Bernstein dem Boden, in welchem er schlummert. Da nun der Bernstein von Gewicht sehr leicht ist, so schleudert ihn die Brandung der hochgehenden See auf den Strand, wo er mitten unter Tang, Geröllе, Sand, Holz- und Kohlen-Stückchen, todten Dorschen und Stinten gefunden wird. Hier wird er gesammelt. Damit nicht genug. Man geht ihm auch entgegen, weil man fürchtet, er könne zurückweichen, und rahmt die heranbrausenden Wellen gleichsam ab. Endlich gewinnt man ihn auch durch das Stechen. Wenn die See ruhig und das Wasser klar ist, fährt man mit dem Kahn hinaus, bewaffnet mit langen Spießen, die eine eiserne Spitze führen. Wo man Bernstein sieht oder zu sehen glaubt, hebt man die Steine mit dem Spieß, macht den Bernstein mittelst der eisernen Spitze vom Boden los und fischt ihn dann mit den „Käschern“.

Dies sind Alles höchst primitive Gewinnungsarten. Sie haben den Vortheil, daß sie kein sonderliches Betriebs-

kapital erfordern. Dafür ist aber die Ausbeute auch gering und unsicher. Man hängt von der Gunst des Augenblicks und den Launen des Glücks ab, zwei Dinge, auf welche sich ein rationeller wirthschaftlicher Betrieb und ein kaufmännisch geregeltes Geschäft nicht basiren läßt.

Während der Bernstein in Westpreußen frei oder wenigstens nicht staats-fiscalisch ist, besteht für denselben in Ostpreußen ein Regal, d. h. nur der Fiskus darf Bernstein ernten. Bis in das vorige Jahrhundert hinein wurde dies Regal eben so unwirthschaftlich als grausam ausgeübt. An der bernsteinhaltigen Küste herrschte der Strand-Galgen und der Strand-Reiter. Die Strandreiter umritten bei Tag und Nacht den Strand, um die Leute zu fangen, welche Bernstein ohne Erlaubniß des Fiskus sammelten. Wer beim Sammeln ertappt wurde, kam an den Galgen. Der Fiskus übte das Monopol selbst und allein aus; und um sich darin zu schützen, hatte er sogar die Strandbewohner konfinirt. Sie durften nicht weiter als eine Meile landeinwärts gehen; und innerhalb dieser Meile wurde Niemand geduldet, welcher etwa hätte Bernstein aufkaufen können, oder sonst irgendwie „des Verdachtes verdächtig" war. Trotzdem wurde kolossal gestohlen und der Fiskus bekam so wenig, daß dieses Regal als Finanzquelle nicht betrachtet werden konnte. Man verwandte den Bernstein, welcher aufgebracht wurde, vorzugsweise zu Geschenken an auswärtige Höfe und an Günstlinge. Die, welche den seltenen Schmuck trugen, wußten entweder nicht, wie viele Opfer der Galgen dafür gefordert hatte, oder sie machten sich nichts daraus.

Friedrich der Große, der sich für Alles interessirte, schenkte auch der Gewinnung des Bernstein seine Aufmerksamkeit. In den letzten Jahren seiner Regierung versuchte er, denselben bergmännisch zu fördern. Er ließ an verschiedenen Stellen der Küste Schachte abteufen, so lange bis

man auf die „blaue Erde“ kam, welche den Bernstein führt. Dann trieb man Stollen nach den verschiedenen Seiten. Dieser bergmännische Betrieb schien Anfangs sehr lohnend. Allein bald stürzte das Ganze zusammen. Man scheint zu nahe an der See gearbeitet zu haben, so daß die Fluth das Werk unterwühlte. Auch wird behauptet, man habe der Befestigung der Schachte und Stollen, welche in diesem stets beweglichen Sande sehr schwierig ist, nicht die nöthige Aufmerksamkeit geschenkt und auch das Süßwasser, das überall hervorquillt, nicht zu bannen oder zu heben verstanden. Kurz, mit dem Tode des Königs verfiel auch sein Werk.

Erst im Jahre 1811 gab man den Grundsatz auf, daß nur der Fiskus auf diesem Gebiete durch Selbstbewirthschaftung thätig sein dürfe. Man gab das Ganze an einen Generalpächter, welcher eine komplizirte Verwaltung einführte. Allein auch er gewann wenig und zahlte noch weniger. Das gesammte Pachtgeld soll kaum einige tausend Thaler betragen haben. Dies mochte der Grund sein, warum man fünfundzwanzig Jahre später zu einem neuen Experimente überging. Man vergab die Pachtung in kleinen Posten an die Einwohner selbst, in der Art, daß dadurch in der Regel jede Gemeinde oder Bauernschaft in ihrer eigenen Gemarkung Bernstein zu sammeln berechtigt war, und jeder Angehörige derselben nach Belieben Gebrauch davon machte. Dies führte zu einem System des kleinen Krieges. Die Gemeinden hatten nicht das Geld, um einen rationellen und größeren Betrieb einzurichten, und nicht die Macht, Ordnung zu halten. Auch machten sie sich unter einander eine illoyale Konkurrenz, welche zu dem Staatsmonopol schlecht paßte und die Preise außerordentlich drückte. Man sagt, die Bevölkerung sei bei diesem System, welches ohne Zweifel sehr gut gemeint und frei von jedem fiskalischen

Eigennutze war (denn es trug nichts ein), immer mehr dem Bummeln und Schnapstrinken verfallen.

Neben dem System des Lesens, Schöpfens und Tauchens kam allmählich auch das des Grabens auf, wie solches auch heute noch in größerem Maßstabe bei Palmnicken und in der Nähe von Sassau betrieben wird.

Die Regierung überzeugte sich, daß die Vergebung an die Bauern nicht zweckmäßig sei und verpachtete nun wieder an einzelne Unternehmer. Unter diesen hat das Haus Stantin & Becker alle anderen überflügelt, indem es zwei neue Betriebsarten erfand, nämlich erstens das Baggern und zweitens das Tauchen. Ersteres wurde zuerst bei Prökuls, südöstlich von Memel, betrieben. Die jetzige Baggeranstalt in Schwarzort habe ich Ihnen bereits geschildert. Ebenso die Taucherei bei Brüsterort. Durch diese Neuerungen, welche ein Betriebs-Kapital von wenigstens einer halben Million erfordern, ist der Pachtertrag für den Fiskus in kürzester Frist von etwa fünftausend Thalern auf beinahe hunderttausend Thaler in die Höhe geschnellt worden, was natürlich dazu beigetragen hat, den Geschmack am Regal um ein Bedeutendes zu erhöhen. Denn der Appetit kommt bekanntlich im Essen. Man sagt, der Fiskus beabsichtige, sich auf den Bernstein-Bergbau zu werfen, d. h. auf wirklichen bergmännischen Tiefbau, im Gegensatze zum Raubbau und zum Tagbau.

Hier kommt nun zunächst die Frage über Ausdehnung und Rechtsbestand des Regals in Frage. Ich bezweifle, daß es irgend einen gesetzlichen Titel oder etwas der Art für das Regal giebt. Allein trotzdem spricht, im Gegensatze zu Westpreußen, in Ostpreußen eine alte und ununterbrochene Observanz für dessen Bestehen.

Gleichwohl läßt sich nicht verkennen, daß der vollen Ausbeutung des Regals zur Selbstverwaltung des Fiskus

bedenkliche Hindernisse im Wege stehen. Das erheblichste ist: Der Fiskus hat kein Expropriationsrecht. Der Bernstein fällt nicht unter das Allgemeine Berggesetz. Thatsächlich stellt sich also die Sache so: Der Fiskus kann dem Grundeigenthümer verbieten, auf seinem eigenen Grund und Boden Bernstein zu gewinnen; denn der Fiskus hat das Regal. Allein auch der Grundeigenthümer kann dem Fiskus das Betreten seines Bodens und damit die Gewinnung des Bernsteins verbieten; und der Fiskus kann dagegen nichts machen, denn er hat kein Expropriationsrecht. Gegenwärtig machen beide Theile von diesem Verbietungsrecht den ausgedehntesten Gebrauch. Der Eigenthümer sagt zum Fiskus: „Bleib' mir von meinem Acker." Der Fiskus sagt zum Grundeigenthümer: „Bleib' mir von meinem Bernstein." So bleibt Alles in statu quo und es rückt nichts von seiner Stelle. Jeder denkt: „Ich kann warten, ich will Dich schon mürbe machen." Der Bauer meint: „Mein Acker bleibt mir." Der Fiskus sagt: „Und mein Bernstein in Deinem Acker läuft mir auch nicht fort."

Man erzählt sich, daß einst der französische und der spanische Gesandte in einem Pyrenäen-Paß sich auf einer einsamen und schmalen Brücke in ihren beiderseitigen Karossen und mit ihrem respektiven Gefolge begegneten, und da keiner ausweichen und keiner zurückgehen wollte, einige Tage einander gegenüber hielten, bis endlich irgend ein glücklicher Zwischenfall der peinlichen Lage ein Ende machte. Aehnlich stehen einander in dem Bernsteinlande der Regalberechtigte und der Grundeigenthümer gegenüber.

Soll man warten, bis entweder der Eine oder der Andere nachgiebt? Oder soll man von Staatswegen eine Lösung versuchen?

Einige sagen: Die nothwendige Ergänzung des Regals ist das Expropriationsrecht; schaffe man also entweder

das Regal ab, oder führe man daneben das Expropriationsrecht ein. Ich glaube, wenn man diese Alternative, dieses „Entweder — Oder" der Provinz zur Entscheidung vorlegte, so würde dieselbe für Abschaffung des Regals und gegen Einführung des Expropriationsrechtes sich aussprechen. Denn Ostpreußen glaubt sich ohnedies schon durch die Regierung etwas stiefmütterlich behandelt; (beiläufig bemerkt, thut dies übrigens jede Provinz der preußischen Monarchie, und die neuen Provinzen schreien am meisten, obgleich sie am allerwenigsten Ursache dazu haben). Ostpreußen also würde sagen: Warum besteht überhaupt bei uns das Regal, während es in Westpreußen nicht besteht? Ist nicht das Regal an sich schon eine ganz abnorme Beschränkung des Begriffs und des Inhalts des Grundeigenthums zu Gunsten des Fiskus? Soll man dieser Beschränkung, deren rechtlicher Ursprung an sich schon zweifelhaft ist, noch eine neue hinzufügen, für welche man doch nur Zweckmäßigkeitsgründe vom einseitigen Standpunkte des Fiskus aus anführen könnte, aber keinerlei Rechtsgrund, — eine neue, welche sicherlich das Grundeigenthum entwerthen, oder wenigstens die Steigerung seines Werthes verhindern würde? Was das Regal anlangt, so mag man immerhin zugeben, daß hinsichtlich des Lesens, Schöpfens und Stechens der Fiscus das Herkommen für sich hat. Auch Gräberei (Tagbau) und Bergwerk (Tiefbau) hat er schon früher ausschließlich betrieben. Allein, wie ist es mit der Taucherei, und wie mit dem Baggern? Hat der Fiskus jemals auch diese Geschäfte betrieben? Hat er sie erfunden? Fallen sie unter sein Regal? Ist nicht der Fischfang auf See frei? Sollte es deßhalb nicht auch das Tauchen sein, einerlei, was durch das Tauchen gewonnen wird? Wo ist der Rechtstitel der Regierung oder des Fiskus?

Anderntheils hat man auch daran gedacht, in Nach-

ahmung eines englischen Beispiels, dem Grundeigenthümer eine Quote des geförderten Steins oder eine Tantieme an dem Reinertrag zu gewähren. Die Durchführung dieses Systems hat jedoch ebenfalls praktische Schwierigkeiten, mit deren Erörterung ich Sie hier jedoch nicht langweilen will.

Ich führe diese Erwägungen und Zweifelsgründe an, um zu zeigen, daß die wirthschaftliche und rechtliche Auffassung der Lage, welche für 1772 genügte, nicht mehr ausreicht für 1872, wo die Verhältnisse sich anders gestaltet haben, wo sie so mächtig gewachsen sind, daß das Bernsteinhaus Stantin & Becker täglich wohl einige tausend Thaler für Betriebskosten ausgiebt, wovon das Meiste Arbeitslohn, und wo der Fiskus an 100,000 Thaler jährlichen Pacht erzielt, während früher das Bernstein-Regal keine anderen Früchte trug, als einige Leichen am Galgen. Der Bernstein, früher eine Spielerei, spielt dermalen schon eine wichtige Rolle im wirthschaftlichen Leben der Provinz, und aus der Gewinnung desselben kann viel Segen erwachsen für die Bewohner, welche zumeist an Kapitalarmuth und an der russischen Grenzsperre leiden.

Was den Bergbau des Fiskus auf Bernstein anlangt, so bohrt derselbe dermalen oberhalb des Dorfes Rauschen, einer schönen Sommerfrische, gelegen an einem netten See (dem „Mühlenteich") und einem duftigen Laubwald. Die Bohrung geht schon ziemlich tief und zeigt bis jetzt jene Aufeinanderfolge der Schichten, welche hoffen läßt, daß man in einer nicht allzu großen Tiefe auf die „blaue Erde" stößt. Viele meinen, diese Versuche würden mißlingen, weil sie vor hundert Jahren unter Friedrich dem Großen ebenfalls mißlangen. Dies dünkt mir jedoch ein etwas vorschnelles Urtheil. Was damals, schlecht angepackt, mißrieth, kann diesmals, richtig behandelt, gerathen. Jedenfalls ist man jetzt weiter von der See weggeblieben, als damals. Ohne Zweifel

wird die Hebung des Wassers, namentlich die senkrechte Hebung, einige Schwierigkeiten machen, und die Verschalung oder Ausmauerung der Schachte und Stollen ist in dem beweglichen Erdreich schwer und kostspielig. Allein dafür ist auch die Technik weiter vorgeschritten, als damals. Im Allgemeinen sprechen zwar gegen den Staatsbergbau die nämlichen Gründe, wie gegen die Staatsindustrie. Diese Gründe reichen aber nicht so weit, daß man dem Staat verbieten sollte, eine Anregung, oder wie der Franzose sagt, einen coup d'épaule zu geben, und ein noch nicht explorirtes Gebiet zu erforschen. Ist der Staat mit Bernstein hier fündig geworden, weiß er, was er hat, dann mag er das Erworbene und Festgehaltene zu einem gehörigen Preise an die Privatindustrie überlassen.

Einstweilen besteht das Bernstein-Regal noch, und die Frage, wie dasselbe zu handhaben, ist daher keine überflüssige. Meiner Meinung nach ist ein großartiger und rationeller Betrieb, welcher den fremden Markt beherrscht und befriedigt, ohne ihn zu überhäufen und den Preis der Waare zu drücken, möglich, wenn der Fiskus sorgfältig zu Werke geht in der Auswahl der Unternehmer, und denjenigen Unternehmern, welche sich bewährt haben, freihändig längere Pachtperioden gewährt. Die öffentlichen Lizitationen haben etwas Bedenkliches. Sie können zu Unternehmern führen, welche den Markt verderben, weil es ihnen an Waaren- und Markt-Kenntniß fehlt, d. h. weil sie die verschiedenen Sorten von Bernstein — und die einzelnen Stücke sind quantitativ und qualitativ unendlich verschieden — nicht gehörig unterscheiden und den Geschmack der einzelnen Länder und Völker des Absatzgebietes nicht kennen, so daß sie nicht wissen, welchen Stein ein Jeder begehrt, also welcher Stein z. B. nach Asien paßt und welcher nach Afrika, welchen man nach Wien schickt und welchen nach London. Dies ist

eine Wissenschaft, welche man nicht aus Büchern lernen kann, sondern nur durch Jahre lange Beobachtungen, Versuche und unabgesetztes Nachdenken. Endlich pflegt sich auch bei den Lizitationen eine Menschensorte heranzudrängen, welche man in England die „Haifische" nennt, weil sie gleichsam auch hinter dem Schiffe herschwimmen, um zu erschnappen, was herunterfällt. Sie bieten nicht in der Absicht, den Zuschlag zu erlangen, sondern nur um den ernsthaften Bieter zu zwingen, daß er sich von ihnen loskauft, d. h. daß er ihnen eine große Summe Geldes giebt, auf daß sie vom Bieten abstehen. Wohl oder übel ist der bisherige Unternehmer gezwungen, sich mit ihnen zu setzen, wenn er nicht entweder ein unerschwingliches Pachtgeld zahlen, oder die Pachtung unter Verlust am Betriebsmaterial aufgeben will.

Ich könnte Ihnen noch ganze Bogen über diesen Gegenstand schreiben, so interessant ist er. Aber ich will nicht meine Reformvorschläge, welche statt auf ein Expropriationsrecht des Fiskus, auf ein Recht der Grundeigenthümer, das Regal abzulösen, hinauslaufen würden, diesem leichten Papier-Fahrzeug anvertrauen, das ich heute an Sie ablasse. Es hat dafür wahrlich nicht die nöthige Tragkraft. Auch will ich mir die Sache noch einmal reiflicher überlegen.

Das aber werden Sie mir wenigstens zugeben, wenn wir unsern Blick um ein Jahrhundert zurückgehen lassen, so ist es doch immerhin ein nicht zu verachtender Fortschritt vom Strandreiter bis zum Taucher, und von dem Galgen bis zur Baggermaschine*).

*) Zwischenzeitig ist eine recht gute Monographie über das sogenannte „Bernsteinrecht" erschienen. Sie führt den Titel „das Recht auf Zueignung der von der See ausgeworfenen und ausgespülten Meeresprodukte und das Bernstein-Regal", (Königsberg i. Pr. 1874) und ist vom antifiskalischen Grundbesitzer-Standpunkt geschrieben.

VII.

Ein Schwabe in Altpreußen.

Meine Freunde am Rhein und andere verständige Männer schütteln bedenklich das Haupt, wenn sie hören, ich sei zu meinem Vergnügen und zu meiner Erholung nach West- oder Ostpreußen, nach dem Ermeland oder dem Sameland, nach dem frischen Haff oder der kurischen Nehrung gegangen. „Das ist doch noch keinem Rheinländer, überhaupt keinem Süddeutschen eingefallen, nach dem äußersten Nordosten zu pilgern.“ Glücklicherweise kann ich diese falschen Behauptungen durch Urkundenbeweis widerlegen, nämlich durch den Reisebericht eines Schwaben Namens Samuel Kiechel, welcher Bericht gegen Ende des 16. Jahrhunderts im Druck erschienen ist unter dem ausführlichen und geschmackvollen Titel:

— „Kurzer Bericht und Beschreibung von meiner, des Samuel Kiechel von Ulm, gethanen Reise, vom 23. Mai 1585 bis auf ultimo Juni Anno 1589, und zwar erstlich von Ulm aus nach dem Königreiche Beheimb (Böhmen) und dann fortan in andere Königreiche, Lande und Städte; folgt dann die Reise von Venedig aus nach dem heiligen Lande, gen Jerusalem, durch Samariam, Galileam, durch das Königreich Syria, Aleppo, Cypern, Aegypten, zu Sankt Katharina oder Berg Sinai, item in das Königreich Candia, nach Rhodus neben andern Inseln des Archipelagi, wie auch nach Konstantinopel und mehr Orten der Levante, welche ich — Gott zum höchsten gedankt — glücklich durchzogen, verrichtet und zu Ende gebracht habe.“ —

Natürlich will der Schwabe nicht die Länder, Städte, Inseln und Orte „zu Ende gebracht“ haben, sondern nur seine Reise. Er ist ein wenig aus der Konstruktion gefallen, und darüber wollen wir nicht mit ihm streiten.

Kiechel ist ein junger Patrizier, der Sohn wohlhabender Eltern in der freien Reichsstadt Ulm. Seine Schulbildung ist mangelhaft; er kann noch nicht einmal Latein. Aber er hat gute Augen im Kopf. Er beobachtet gut und schildert nicht schlecht. Er reist nicht um irgend welcher geschäftlicher, geschweige denn gelehrter Zwecke willen, sondern einzig und allein zu seinem Vergnügen; denn seine Mittel erlauben ihm das; und er ist noch jung, d. h. in der Mitte der Zwanzig. So kommt er denn auch u. A. von Pommern nach West- und Ostpreußen. Am 2. Mai 1586 ist er in Stolp, „ein Städtlein in Bommern, genannt zur Stolpen“. Da es gerade Pfingsten ist, so hört er dort „die Predigt des göttlichen Worts“. Im Uebrigen weiß er von diesem Städtlein nichts zu melden, als daß es an einem kleinen Fluß liegt, der in die Ostsee fließt, und trefflichen Salm liefert.

— „Allda sah ich“ erzählt der Schwabe, und beim Niederschreiben hat ihm offen barder Mund gewässert, „allda sah ich einen Bürger des Orts zwei frische Salmen, wie sie so eben erst gefangen waren, um einen halben Reichsthaler kaufen, was doch mehr als wohlfeil ist.“

Dann heißt es weiter:

— „Am 23. Morgens früh ging es weiter und wir kamen Vormittags in ein Städtlein „zur Lauenburg“ genannt, ein altes unlustiges Wesen, die Hauptstadt in Kassubien, hat eine absonderliche Sprache, böses Volk, viel Wald und wenig bebautes Land. Es giebt da viel Adel, aber arm; und soll wohl hier ein Edelmann dem Pfluge nachgehen.

— „Auch ist es nicht allzusicher hier herum. Man sieht hier viel steinerne Kreuze und Steinhaufen mit Holz überdeckt, welches ein Merkzeichen ist, daß man hier Einen ermordet hat oder umgebracht. Denn diese Gegend taugt absonderlich zum Rauben und Stehlen, um der vielen Wälder willen.

— „Abends kamen wir in ein Dorf Gostantin genannt, in Preußen gelegen, unter dem König von Polen, acht Meilen vom vorigen Nachtlager.“ Man unterschied damals das „polnische Preußen“ und das „Brandenburgische Preußen.“ Das erstere entspricht im Großen und Ganzen (abgesehen von einzelnen Modificationen) dem jetzigen Westpreußen, das letztere dem jetzigen Ostpreußen.

Samuel Kiechel fährt fort:

— „Den 24. Morgens früh von da weg. Fast Alles ist noch Wald, bis man auf eine Meile Danzig nahe kommt. Da thut ein schönes Kloster nicht weit von der Straße linker Hand liegen, Oliva genannt, von gar schöner und lustiger Landschaft umgeben. Auch sein Inneres ist stattlich; denn es ist ein gefürstetes Kloster. Wir kamen bei guter Zeit nach Danzig, sechs Meilen vom vorigen Nachtlager.

— „Danzig ist die Prinzipalstadt im Lande zu Preußen, es hat den König von Polen zum Schutzherrn, steht aber öfters mit ihm in Fehde. Es ist zur Sommerzeit ein lustiger und kurzweiliger Ort wegen des Wassers; auch eine sehr feste Stadt, auch abgesehen von den zwei hohen Bergen nahe davor, nicht einen Büchsenschuß weit, von wo aus man ganz bequem in die Stadt hinein sehn kann. Der eine heißt Hagelsberg, der andere Bischofsberg. Auf diesem hat der König Stephan von Polen gelegen, als er mit seinen Kriegsvölkern Danzig belagerte. Konnte aber mit all seinem Schießen der Stadt keinen sonderlichen Abbruch thun.

Denn die Kugeln flogen entweder über die Stadt oder sie gingen in die Wälle. Ich erwähne dies, weil ich nirgends noch solche Wälle gesehen, an Höhe, Dicke und Größe gleich Bergen; und sind diese Wälle entgegen den beiden obgemeldeten Bergen erbauet. Auf der anderen Seite aber kann man die Stadt unter Wasser setzen; denn es ist hier erstens ein Wasser, so durch die Stadt läuft, Mottlau geheißen, und dann noch ein zweites hart an der Stadt, die Weichsel. Ist ein stattlicher Fluß, kommt aus Polen und fällt eine Stunde von der Stadt in die Ostsee. Hart an der rechten Hand, wo man in die See kommt, ist ein kleines Haus mit Kriegsvolk besetzt. Ist in die Runde gebauet und gehört der Stadt Danzig (Weichselmünde). Es bewacht und beschützt den Hafen und die Einfahrt aus der See in die Weichsel, weshalb sich denn auch obgemeldeter König von Polen sehr um dies Haus bemühet, jedoch ohne bis Dato etwas damit auszurichten. Wär' auch zu fürchten, so er's bekäme, würde das der Stadt Danzig zum größten Schaden gereichen." (Die Geschichte Westpreußens unter polnischer Herrschaft liefert den Beweis, daß es den polnischen Königen stets darum zu thun war, die Herrschaft über die Küste, die Häfen und die See zu gewinnen, weil sie darin das beste Mittel sahen, die Städte, wie Danzig und Elbing, welche deutsch waren und deutsch blieben, von der See, von Deutschland und von den mit ihnen verbrüderten Hansastädten abzuschneiden.)

— „Die Stadt Danzig hat einen so großen Handel mit Getreide, wie man ihn schwerlich noch irgend wo findet. Das Getreide kommt auf der Weichsel aus dem Königreich Polen herunter. Es begiebt sich auch wohl, daß an einem einzigen Tage fünfzig bis sechzig Schiffe, zumeist aus Holland, bei gutem Winde da ankommen, welche alle Getreide da laden. Nun ist es aber so eingerichtet, daß kein Schiffer noch irgend ein Fremder das Recht hat, irgend Getreide

von einem Polen zu kaufen, sondern der Polack muß es zuvor einem Danziger Bürger verkaufen, welcher Bürger dann wieder, bevor er es an einen Fremden verkaufen darf, es auf die Bühne oder nach dem Scharrn (Schranne) bringen und dort aufschütten muß, wie es denn auf der einen Seite der Mottlau hart über dem Wasser den langen Weg lauter Speicher und Kornhäuser hat, da manch ein solches Gebäude sieben, acht und neun Bühnen übereinander hat, worauf merkwürdig viel Getreide liegt. Können sich auch die Schiffe ganz in die Stadt hinein legen hart vor die Speicher. Was aber recht große Schiffe sind, die können da nicht voll laden wegen der Seichtheit des Wassers. Diese müssen erst in der See voll laden, besonders diejenigen, so nach Spanien und Portugall segeln."

Nun kommt eine Abhandlung über das Danziger Bier, welches dem Schwaben über die Maßen gut schmeckt. An das Bier reiht sich der Artushof. Von diesem und der Artus-Brüderschaft schreibt Kiechel:

— „Es giebt allda auch eine feine Bruderschaft und Zusammenkunft, welches „der Hof" genannt wird. Das ist ein schöner großer Saal neben dem Markte gelegen, da sich täglich Fremde sowohl als Bürger, welche die Mitgliedschaft erkauft haben, versammeln, und allwo ein jeglicher Ort seine besondere Bank hat, als da sind die lübische Bank, die hamburger Bank, und wie sie sonst Namen haben mögen. Besagte Bruderschaft kann ein Jeder, er sei Bürger oder Fremdling, verheirathet oder Junggesell, um einen Gulden erkaufen, wenn er nur ehrlicher Leute Kind ist. Er wird dann als „Bruder" aufgenommen und in das große Buch eingetragen. Zu welcher Bank oder zu welchem Ort er will, darüber kann er selber verfügen. Nun kann er täglich hingehen, denn von zwei Uhr Nachmittags wird (Bier) zu trinken aufgetragen bis Abends gegen sechs Uhr; und wenn

dann das Nachtessen vorbei ist, von acht bis zehn Uhr wird wiederum zu trinken gegeben. Giebt man zwei polnische Groschen, das ist unserer süddeutschen Münze vier Kreuzer (1 Sgr. 2 Pf.), dann darf einer so viel trinken, als er kann. Wer aber hier von der gedachten Bruderschaft mit Tod abgeht, und er nicht so viel Vermögen hinterläßt, um nach Gebühr zur Erde bestattet zu werden, so ist die Bruderschaft verpflichtet, ihn ehrlich begraben zu lassen. Und das geschieht auch.

— „So ist die Stadt Danzig schon in der Ringmauer ziemlich groß, außerdem aber hat sie noch drei verschiedene Vorstädte, wovon die eine, nach Königsberg zu gelegen, hart an die Stadt stößt, die zwei andern aber einen Büchsenschuß entfernt liegen.

— „Die eine wird „Schottland" genannt. Sie ist ganz neu erbaut; denn der König von Polen hat sie im letzten Kriege verheert und abgebrannt. Mitten durch läuft ein fließender Bach nach der Stadt zu. Sie ist mehrentheils von Handwerksleuten bewohnt, absonderlich findet man viel niederländische Schuhmacher, wie denn überhaupt viel Niederländer in dieser Stadt seßhaft und sogar Bürger sind.

— „Die dritte Vorstadt heißt „die Schidlitz", ist auch mehrentheils von niederländisch Volk bewohnt, hat auf beiden Seiten hübsche Gärten und schöne Lusthäuser. Solches ist aber auch Alles erst nach dem Kriege erbauet, denn es war gleichfalls Alles verwüstet.

— „Die Umgebung von Danzig ist recht kurzweilig. Eine schöne Landschaft rund herum. Außer der Stadt lustige Häuser und schöne liegende Güter. In der Stadt ist die Mannschaft tapfer, und die Weiber gehen sehr zierlich in der Kleidung, wie sie sich denn sehr wohl in die neueste Hoffart und Mode zu schicken wissen. Und dieweil

zur Sommerzeit alltäglich Schiffe vom Meer einlaufen, so hört man hier immerzu was Neues.

— „Ich bin in Danzig zwölf Tage stille gelegen und von da am 6. Juli zu Kutschen hinweg mit zwei Engländern. Drei Meilen von da ist eine Ueberfahrt über den Fluß Weichsel geheißen. Kam des Abend nach Melbing (Elbing, in einem englischen Gesandtschafts-Bericht wird es sogar Melbuyn genannt) einem Städtchen in Preußen, unter dem König von Polen, klein doch wohl befestigt. Wohnen viel englische Kaufleute da, welche da ihren Tuchhandel treiben, sowohl nach Danzig, als nach Polen und anderen Orten. Gemeldetes Städtlein liegt zehn Meilen von Danzig.

— „Am 8. Juli von da hinweg, in einer Kutsche mit einem Preußen und zwei Schlesiern. Wir kamen Mittags in ein Städtlein Braunsberg geheißen, auch in Preußen und unter der polnischen Krone. Abends aber kamen wir nach Brandenburg. Dieses ist elf Meilen weiter und gehört dem Markgrafen von Brandenburg oder Anspach. Hier kommt man wieder auf gute Wege; auch ist hier herum eine gar schöne und lustige Landschaft. Am andern Morgen kamen wir bei guter Zeit nach Königsberg. Das ist eine große Stadt, aber wenig befestigt. Sie wird in drei unterschiedliche Theile getheilt. Das eine ist die alte Stadt, das andere ist der Kneiphof, das dritte heißt Löbenitt (Löbenicht). Jedes ist eine Stadt für sich, hat ihren besonderen Rath für sich und auch ihr besonderes Halsgericht.

„In Königsberg ist zu sehen das Markgrafen-Schloß. Dies ist stattlich und von weitem Umfang, auch von alter Bauart. Daselbst hält gegenwärtig der Markgraf Georg Friedrich von Anspach seinen Hof. Neben Anderm wurde in diesem Schlosse gerade ein großes Bauwerk angefangen, welches bereits hoch hinaufgebaut war. Es soll zu ebener Erde ein Zeughaus, in der Mitte eine Kirche und oben

einen Festsaal geben, ist aber bereits zweimal eingefallen, — vielleicht weil so widersprechende Dinge nicht wollen in einen Körper zusammengefaßt werden.

„Bei der Stadt giebt es ein Wasser, welches auch etzliche Male durch die Stadt läuft, die Bregl (Pregel) genannt. Kommt aus Littauen, auch wird auf diesem Fluß viel Getreide nach der Stadt gebracht. Allein ihr Kornhandel hält keinen Vergleich mit dem von Danzig aus. (Heut zu Tage wohl.) Was nicht zu große Schiffe sind, die können in der Stadt laden; auch fällt das Wasser wenig Meilen von der Stadt in die Ostsee (das Haff).

„Unweit von da (im Samland) etzliche Meilen Wegs längs der Ostsee findet man auch den Börnstein, welchen wir (in Süddeutschland) den Augstein nennen. Den wirft das Meer an das Gestade und Ufer. Solcher kommt dem Markgrafen zu, und wird daraus jährlich ein großes Stück Geld erlöst. Von hier wird er weiter geführt und kommt dessen viel nach der Türkei. Auch ist es bei Leibesstrafe verboten, daß außer den hierzu verordneten Leuten Niemand denselben aufheben, noch denselbigen sammeln darf.

„Bin zu Königsberg elf Tag stillegelegen, dieweil eben dort Jahrmarkt war, und ich keine Gelegenheit oder Gesellschaft kriegen konnte bis zu dessen Ausgang. Ich lag zu Herberg' in der „Goldenen Krone“, allwo ein unlustig Haushalten war und garstig und unrein gekocht wurde, davon ich einen Ekel bekam.

„In der Domkirche ist zu sehen das Epitaphium des Markgrafen Albrecht löblichen Andenkens, wie auch das des jetzigen Markgrafen Georg Friedrich; beide stattlich und zierlich.

„Am 21. Juni reiste ich mit einem Littauer von Grodnau, des Name ist Hans Hülcowicz, einem Kaufmann und Wirth, in seiner Kutsche von dannen. Der hatte seinen

eigenen Kutscher und Pferde. Obgleich er Tuch und andere Waaren, die er aufkauft, mit sich führte, saßen wir zwei doch allein in der Kutsche. Kamen des Abends in ein Dorf, Lagarben genannt, noch in Preußen, und unter dem Markgrafen gelegen. Aber man red't nicht mehr deutsch da, sondern littauisch. Ist von Königsberg neun Meilen.

„Den 29. Morgens früh von da hinweg. Hatten guten Weg; denn es war Alles plattes Land. Dabei trocken Wetter und sehr warm, also daß ich mich der Hitze halber verwunderte. Denn es war mehrentheils Wald und Holz, so daß man nur wenig an die Sonne kommt. Fuhren des Tags zehn Meilen, kamen in ein Dorf, Schileschach genannt, allda es schon Königreich Polen ist und littauisch gesprochen wird, welches aber nicht polnisch, sondern eine besondere Sprache ist.“ — —

Später, auf dem Rückweg, kommt Samuel Kiechel zur See von Reval nach Danzig. Es war am 12. September. — „Zu Danzig“, schreibt er, „verharrete ich diesmal in die drei Wochen, da ich von einem Niederländer aufgehalten und vertröstet wurde von Tag zu Tag. Zwischenzeitig sah ich in der Vorstadt Schottland einen Uebelthäter richten, welcher auf der Folter bekannt hatte, daß er in der Mark in einem Städtlein, Wollenberg genannt, einem Bürger Feuer in sein Haus gelegt, um einer ganz schlechten und geringen Ursache willen, daraus eine große Brunst entstanden, darob 100 Häuser verbronnen, welches, als leichtlich zu erachten, viele betrübte Leute gemacht haben mag. Dieser Mann wurde am 22. September seiner Missethat halber an den Pfahl geschmiedet und sodann verbrannt. Er lebte aber noch lange, bevor ihn das Feuer gänzlich zerstörte. Die gemeldete Vorstadt hat ihr besonderes Gericht und Recht, womit die Stadt selber nichts zu schaffen hat.

„Am 4. Oktober 2 Uhr Nachmittags reiste ich mit dem

obbemeldeten Niederländer von Danzig ab, kamen auf die Nacht in ein Dorf, Drompki genannt, liegt von der Stadt drei Meilen im Kassubenlande, wo dann nichts zu essen vorhanden, sondern, da Einer gut essen, trinken und liegen will, ist es von nöthen, er führt alles mit sich. Aber Stroh, darauf zu schlaffen, bekommt Einer wohl.

„Den 5. Oktober mit dem Tag von dahin weg. Giebt's da unterwegs mehrentheils Holz und Wald, Alles plattes und ebenes Land, aber mehrentheils sandigen Weg. Des Mittags fütterten wir in einem Krug oder einer elenden Herberge. Auf den Abend aber kamen wir zu einem kassubischen Edelmann, bei welchem wir über Nacht blieben. Und sind diese Junker wohl mit einem fremden Gaste zufrieden, so er nur Essen und Trinken, und absonderlich erst, so er auch Wein mitbringt, daß auch der Junker und sein Gemahl davon mag gesättiget werden. Dieser Ort heißt Woythel (jetzt im Kreise Berent), an einem lustigen fließenden Bache gelegen (Schwarzwasser). Sonst sind noch drei oder vier Häuser da herum. Diesen Tag sind wir sieben Meilen gefahren und nahmen die Nacht bei dem besagten kassubischen Edelmann auf dem Stroh vorlieb."

Soweit Samuel Kiechel.

Dies ist in der That ein anschauliches Bild des damaligen Zustandes, wie er auf den Verfall des deutschen Ordens gefolgt ist. Westpreußen ist deutsch, oder wie Kiechel sagt „preußisch" geblieben, steht nur in einer Art Personalunion mit der Krone Polen und wehrt sich nicht bloß mit Worten, sondern wenn's Noth thut, auch mit Waffen, seiner Rechte und Freiheiten und seiner deutschen Haut. Die Kultur hat jedoch im Vergleich zum fünfzehnten Jahrhundert, der Zeit der Blüthe des Ordens, schon große Rückschritte gemacht.

VIII.

Am frischen Haff.

Gestern habe ich mich wieder einmal gründlich überzeugen können, wie verkehrt es ist, auf der Eisenbahn zu fahren, wenn man ein Land kennen lernen will. Ich fuhr von Fischhausen nach Pillau, um die südwestliche Landzunge zu inspiciren, in welche das Samland ausläuft. Hin mit der Eisenbahn, zurück zu Fuß.

Was ich auf der Eisenbahn sah, war folgendes:

Wir fuhren Anfangs hart am Ufer, so daß, wenn man sich im Wagen etwas zurücklegte, es einem so vorkam, als fahre man in dem Wasser des frischen Haff. Das Haff war bei Fischhausen mit zahllosen Fischerbooten bedeckt. Dann passirten wir einen Erd-Einschnitt, und unmittelbar danach erblickten wir rechts über uns ein altes weitläufiges und halbverfallenes Gebäude, welches aussah, wie eine außer Gebrauch gekommene Zehntscheune. Man sagte mir, es sei der ehedem so berühmte Ordenssitz Lochstädt, d. h. die Stätte, wo ehedem das Loch aus dem Haff in die See ging; dann erreichte man eine sehr kleine und niedliche Eisenbahn-Station, auf welcher gerade zwei große Schinken ausgeladen und sehr eilfertig landeinwärts transportirt wurden. Man sagte mir, dies sei das von einem Königsberger Weinhändler gegründete Bad Neuhäuser, in welchem vorzugsweise Königsberger Kurgäste residirten, welche zum Theil Natural-Verpflegung von zu Hause bezögen. Ich glaubte dies, denn die beiden Schinken sprachen dafür. Hierauf fuhren wir noch ein Weilchen über den Rücken der Landzunge und dann hieß es: „Pillau“. Ich stieg aus und sah zunächst ein prachtvolles, in rothem Ziegelbau auf-

geführtes Hospital und dann eine kleine, ebenfalls neue Kirche, welche keinen Thurm hatte, gleichwohl aber einen riesigen Hahn trug. Weiter konnte ich von der Eisenbahn aus nichts entdecken, obgleich ich mehr Sorgfalt auf das Um- und Ausschauen verwandte, als die Mehrzahl derer, welche auf der Eisenbahn fahren und rutschen. Später werde ich erzählen, was ich auf dem Rückwege sah, als ich auf meinen eigenen Beinen wandelte.

Die Pillauer Landzunge läuft südlich in zwei Spitzen aus, von welchen sich die westliche in die See und die östliche in das frische Haff hineinstreckt. Zwischen beiden ist ein Golf, welcher „der Holm" heißt. Die östliche Spitze hat eine Anhöhe, welche der „Schwalbenberg" genannt wird. Auf demselben steht ein alter Ziegelrohbau von gothischen Formen. Er gleicht einem abgestumpften Thurm, hat drei Bogen und drei Spitzen und heißt die „Landmarke", d. h. ein Merkzeichen auf dem Lande, welches den Schiffen auf dem frischen Haff zur Richtung dient. Man kann nämlich diese Landmarke von allen Punkten des nördlichen Haffs aus sehen. Am östlichen Abhange des Berges auf einer weit in das Haff hineinragenden Spitze liegt ein altes Dorf Kamstigall geheißen. Ich finde dasselbe schon auf der Hennenberger'schen „Landtafel" von 1576. Hennenberger bemerkt dazu in seiner „Erklärung:"

— „Das Wort Kamstigall soll aber auf Deutsch einen Schafskopf bedeuten". — Die Sache kommt Seiner Hochwürden jedoch etwas komisch, oder verdächtig vor, er will es nicht auf seine eigene Kappe nehmen und fügt vorsichtig auf Latein hinzu: „So hat mir Christoph Albrecht von Kunheim versichert." In der That hat Hennenberger oder vielmehr Kunheim ganz recht. Auf altpreußisch heißt camstiau: Schaf, und galwa: Kopf, also camsti-galwa: Schafskopf. (Professor Dr. Nesselmann: „Forschungen auf

dem Gebiete der preußischen Sprache, zweiter Beitrag", in der altpreuß. Monatsschrift, Bd. VIII. pag. 78.)

In der Tiefe des Golfs, an der nördlichsten Spitze, die er beschreibt, liegen Altpillau und Wogram, dem Blicke als eine Ortschaft erscheinend. Vor dem linken westlichen Ufer des „Holm" liegt eine kleine Insel „der russische Damm". Den Raum zwischen dieser Insel und dem Festlande hat man sehr geschickt zur Sicherstellung des Hafens und zur Herstellung des Eingangs zu demselben benutzt. Der Hafen hat eine ziemliche Tiefe, rundum aber ist Alles versandet und auch in dem Hafen muß stark gebaggert werden. Diese Sandbänke ringsum nennt man „Haken" oder „Heerde". Ich nenne davon nur den Pillauer Heerd, den Kamstigaller Haken, den Rappen-Haken am Fuße des Schwedenberges, den Lehmberg-Haken, den Raddig-Haken, den Möven-Haken u. s. w. Die letzteren liegen auf der östlichen Seite der frischen Nehrung. Zwischen diesen verschiedenen Haken hindurch führt nur eine ganz schmale und lange Rinne von etwa dreizehn Fuß Tiefe aus dem Haff in das Pillauer Tief, d. h. in die Meer-Enge zwischen der Pillauer Land-Zunge und der frischen Nehrung. Das Pillauer Tief läuft dann, durch die weit in die Ostsee vorspringende Nordmole und Südmole verlängert, in die See. Diese bis zum heutigen Tage bestehende Configuration soll die u. A. auch von Voigt aufgestellte Vermuthung glaubhaft machen, daß der nördliche Theil des frischen Haff früher Land oder doch wenigstens Sumpf gewesen sei, durch welchen der von Königsberg und Holstein kommende Pregel floß, um sich dann in zwei Arme zu theilen, wovon der eine bei Pillau und der andere bei Lochstädt in die See mündete.

Gewiß ist, daß es noch zur Zeit des deutschen Ordens mehr Mündungen des Süßwassers in das Meer, oder wenn man es so lieber ausdrücken will: mehr Durchbrüche durch

die Nehrung gab, welche einerseits durch die Weichsel und die Nogat (den rechten Arm der Weichsel) und andererseits durch den Pregel veranlaßt waren. Die nördlichste Durchfahrt — man nennt sie alle „Tief" — war bei dem schon erwähnten Lochstädt, dessen Namen indeß, wie ich Ihnen nicht vorenthalten darf, Andere von einem adeligen Geschlechte derer von Laukstitte herleiten. Dieses Lochstädter Tief ist 1395 vollständig versandet. Das nächste, von Norden herunter, war das Balga'sche Tief, gegenüber der auf der Ostseite des frischen Haff gelegenen Ordens-Komthurei Balga. Auch dieses Tief versandete zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Noch weiter südlich war das neue Balga'sche Tief, und als auch dieses zu versanden begann, erfolgte bei Pillau ein neuer Durchbruch, welcher sich in Folge eines starken Sturms am sechzehnten September 1510 zu dem jetzigen Pillauer Tief erweiterte. Dieses ist das einzige noch vorhandene, alle übrigen sind versandet. Man hat dieses Tief auf beiden Seiten durch die bereits erwähnten Molen gesichert und hüben und drüben Festungen und Schanzen angelegt.

Ich erkundigte mich bei einem Einwohner von Pillau, welche Rolle diese Festungen in dem Krieg von 1870 gespielt hätten:

— „Oh"! sagte der Mann, „wir haben früher oft diese Fastungen (die Leute sprechen hier das e gleich a) zum Teufel gewünscht, aber 1870, wie die französischen Kriegsschiffe uns da auf der Ostsee vor der Nase herumfuhren, haben wir doch eingesehen, daß sie nicht ganz ohne Nutzen sind. Wir haben damals eine schöne Angst ausgestanden. Der Theil der Stadt, welcher dem Wasser am nächsten liegt, war wie ausgestorben. Die Leute waren entweder ganz ausgewandert, oder sie hatten sich nach dem nördlichen Theile der Stadt zurückgezogen, wo es sich drängte von Menschen. Nordwestlich vom Bahnhofe liegt ein Garten-

lokal. Dort war es immer so voll — weil man sich dort nämlich in Sicherheit glaubte vor den Schiffs-Kanonen der Franzosen —, so voll, daß es als eine ganz besondere Gnade und Freundschaft des Restaurateurs betrachtet wurde, wenn einem derselbe zu einem Stuhl und einem Happen Brot verhalf. Ich will nicht sagen, daß wir gar keinen Grund zur Besorgniß gehabt hätten. Am Anfang wimmelte es hier von allerlei verdächtigem Volke, sowohl Polen, als auch Franzosen. Da kam endlich ein Königsberger Polizeirath herüber mit einigen von seinen Leuten, und es dauerte nicht lange, da war das Gelichter verflogen. Was aber die französischen Kriegsschiffe anlangt, so gewöhnte man sich nach und nach an den Anblick, bis sie endlich verschwanden, nachdem sie sich überzeugt hatten, hier seien keine Lorbeeren zu pflücken. Im Anfang waren sie frech. Eins wagte sich einmal bis nahe an das Tief. Auf der Festung hatten sie aber eine von den riesigen Krupp'schen Gußstahl-Kanonen. Die schossen sie einmal los. Nur Einmal! Das war schon genug. Die Franzosen merkten nun, wie weit wir reichen konnten, und daß für sie keine Geschäfte zu machen waren." Soweit mein Pillauer Gewährsmann. Uebrigens liegt die Festung auch so, daß sie den Verkehr wenig beeinträchtigt. Ein Theil liegt nämlich auf der linken Seite des Pillauer Tief in einer wahren Sandwüste; der andere Theil — der auf der rechten Seite — liegt zwischen der Stadt und der Düne, und das Festungs-Kommando gestattet in liberalster Weise den Durchgang.

Kommen wir wieder auf den früheren Zustand zurück. Auf der Landtafel des Pastor Hennenberger sind bereits die vier Inseln, aus welchen früher die Nehrung und die Pillauer Spitze bestand, mit einander vereinigt, und es giebt dort kein anderes Tief mehr, als das bei Pillau. Jedoch sind auf der Nehrung markirt das „Erste Tief" südlich

von Lochstädt und der „Alt-Tief“, Balga gegenüber. Die Dörfer und Orte, welche Hennenberger auf der frischen Nehrung aufführt, sind: — Stuthoff — Vogelsang — Piepernaw — Kaleberg — Schmergrub — Fogler — Newkrug — und „Zur Schenk“. Der Wald hat heute noch ungefähr dieselbe Ausdehnung, wie 1776. Es scheint demnach, daß die frische Nehrung, welche auch breiter ist, als die kurische, trotz der erwähnten Veränderungen, keine so schreckliche Leidensgeschichte zu bestehen gehabt hat, als jene. Der naive Kartograph Hennenberger beschränkt sich nicht auf das enge Gebiet unserer heutigen Kartographie, vielmehr pflegt er auch allerlei Allotria einzuzeichnen. In der südwestlichen Ecke des frischen Haff hat er ein kaufmännisches Segelschiff eingezeichnet und ein gewöhnliches Fischerboot. Ersteres kommt aus der Weichsel und scheint gen Königsberg zu steuern. Balga gegenüber schwimmen ein Paar riesige Seehunde im Haff. Auf der Westseite des Haffs tummeln sich einige schwer klassifizirbare Ungeheuer in der See. An der Küste von „Sankt-Albrecht“ im Samland (es ist wohl die Stelle, wo jetzt das Kreuz des heiligen Adalbert steht) hebt ein Pomuchel, auf Deutsch Dorsch, seinen dicken Kopf mit offenem rundem Maul aus dem Wasser. Und weiter hinauf an der Westküste und Nordküste des Samlandes finden wir die Abzeichen des Bernsteins in zweifacher Gestalt, erstens Menschen und zweitens Galgen. Man sieht nämlich an verschiedenen Stellen des Meeres, nah an der Küste, Männlein stehen mit dem „Spieß“ oder mit dem „Käscher“, um den Bernstein zu „stechen“ oder zu „schöpfen“. Was die Galgen anlangt, so stehen an dem westlichen Ufer auf der kurzen Strecke zwischen Rothenen und Groß-Hubnicken drei und auf der Nordküste zwischen Brüsterort und Cranz vier.

An andern, weiter östlich liegenden Stellen seiner „Land-

tafel“ hat Hennenberger Elennthiere, Auerochsen, Bären, Wölfe, Hirsche u. s. w. als Landesproducte eingezeichnet. Diese Bilder gewähren einen raschen Blick über den damaligen Zustand des Landes. Man nennt das heut zu Tage „Anschauungs-Unterricht“, beschränkt aber merkwürdiger Weise die Anwendung dieser Methode auf die kleinen Kinder, während sie für die Großen wohl auch gut wäre. Uebrigens scheint Hennenberger den damaligen Kulturzustand, obgleich es seit 1410 mit West- und Ostpreußen bergab ging, für einen vortrefflichen gehalten zu haben. Denn in der Ecke unten rechts steht auf der „Großen Landtafel“ folgender Vers „An den Leser“:

„Wenn Du vornehme Städt willst sehn
Mit Dörfern, Flecken, Flüssen, Seen,
Und von Augsteinen*) reichen Strand,
Der da ist in dem Preußen-Land,
Das wohl gebaut, geld- und volkreich
Und mächtig ist, — dem kaum eins gleich,
So schau an diese Tafel klein,
Da wirst Du Alles sehen fein!“

* * *

Das Städtchen Pillau hat höchstens ein Paar tausend Einwohner. Es zeigt eine beinahe holländische „Propreté“. Die Straßen stoßen beinahe alle in einem rechten Winkel auf einander. Die Häuser sind ebenerdig, oder haben noch einen halben Stock darauf. Die meisten Straßen sind mit Linden oder anderen Bäumen bepflanzt, was der Holländer „Boompjes“ nennt. Auf dem Bollwerk längs des Wassers ist recht angenehm promeniren. Nur hat der dortige Ein-

---

*) Augstein = Bernstein. Siehe Samuel Kiechel.

geborne eine scharfe Zunge. Das daselbst vorfindliche Publikum erging sich in schneidigen Witzen über die Cerevis-Mütze unseres Studenten und über meinen Bauch. Erstere fanden sie zu klein, letzteren zu groß. Wir ließen uns Beides gefallen.

In Pillau kann man nichts Besseres thun, als auf den Leuchtthurm steigen. Man hat hier eine prachtvolle Aussicht über das frische Haff und dessen nördliches und östliches Ufer, über die frische Nehrung, die See, die Stadt, die beiden Festungen, die Pillauer Landzunge und die westliche Seite von Samland. Man sieht nämlich den großen Hausen und das Dorf Germau, sowie die Küste von Groß-Hubnicken bis zu dem dichten Park des Herrn von Schön bei Dirschkeim. Auch den Leuchtthurm von Brüsterort hätte man gesehen, wäre er nicht durch die westliche Spitze verdeckt gewesen. Auf dem Pillauer Leuchtthurm ist ein treffliches Fernrohr. Der Wächter des Thurms, ein alter Seemann, ist eine sehr interessante Persönlichkeit. Er wußte über Land und Leute genauen Bescheid. Wir überraschten ihn, da uns seine Frau hinaufgeführt hatte, beim Studium des ersten Bandes von Voigt's Preußischer Geschichte, und er wußte unter den Hochmeistern, Komthuren und „Gebietigern" des Ordens weit besser Bescheid, als ich, was freilich nicht viel sagen will. Als ich ihm bemerkte, Pillau mache einen holländischen Eindruck, führte er ganz genau aus, worin dies richtig sei und worin nicht, und schloß mit den Worten: „Jedenfalls steht hier nirgends der Speikasten auf dem Tische, wie selbst bei dem feinsten Holländer; hier ist es vielmehr so: die Meisten haben keinen, und die einen haben, stellen ihn hinter den Ofen".

Dann badeten wir. Man muß, um zur Badestelle zu gelangen, sehr lange marschiren, durch ein nördlich der Stadt gelegenes Wäldchen; und man wird wenig belohnt für den

großen Marsch, denn es ist nicht möglich, eine tiefe Stelle zu erreichen und dem Gebiete des dem Haff entströmenden Süßwassers zu entrinnen.

Auf dem Rückweg nach Fischhausen, welchen wir, wie gesagt, zu Fuß machten, gelangten wir zunächst zu dem, vorzugsweise von Königsbergern besuchten Bad Neuhäuser. Es liegt zehn Minuten von dem Bahnhof und ist erst seit Kurzem entstanden. Jedoch findet man schon eine ganze Reihe mehr oder weniger geschmackvoller Villen und ein Restaurant, in welchem man die Weine trinkt, die der Gründer des Bades, ein Weinhändler, liefert. Das Bad hat, wenigstens bei Südwind, eine starke Beimischung von Süßwasser aus dem Haff, ist aber auch in Folge dessen einige Grad wärmer. Ob die zahllosen Warnungs- und Gesetz-Tafeln, welche hier fast an jedem Baum hängen und Alles Mögliche verbieten, namentlich auch das Verlassen der gebahnten Wege und das Betreten des Waldes, besondere Anziehungskraft haben für Badegäste, Sommerfrischlinge und Touristen, will ich dahin gestellt sein lassen.

Von Bad Neuhäuser führte uns ein prachtvoller Weg durch das Lochstädter Wäldchen, worin sich Erlen, Eichen, Buchen und anderes Gehölz in buntem Gemische vorfinden, nach der Landstraße. Diese zieht durch das alte Tief an Hochstädt vorüber, Tenkitten und das Denkmal des heiligen Adalbert links zur Seite lassend, auf Fischhausen zu.

Die Schleswig-Holsteiner sagen von ihrem schönen Lande, es gleiche einem Schwein, in der Mitte laufe ein unfruchtbarer borstiger Rücken her, aber desto besser und fetter seien seine beiden Seiten. Hier läuft die Landstraße auch möglichst über die mittlere unfruchtbare Höhe, aber die beiden Seiten sind in der Regel ebenfalls wüste und sandig. Nur hin und wieder findet man eine „Gardine“, d. h. einen schmalen Streifen Waldes zum Schutze gegen die Sand-

rasen. Mitten in der Sandwüste fand ich eine wundervolle Pflanze, — nur eine Distel, aber von malerischer Schönheit. Aus einer langen, runden, senkrechten Wurzel schießt die sich breitzweigig ausdehnende Pflanze auf, mit Blättern und Spitzen von beinahe eiserner Festigkeit. Das Blaßgrün der Stämme, Zweige und Blätter geht allmählich in ein lichtes Blau und Lila über, um in hübschen blauen Blumen zu enden. Wenn ich den Spott nicht scheute, schickte ich Ihnen das Prachtexemplar, das ich mitnahm, um Ihnen zu zeigen, wie schön hier die Vegetation und selbst die Distel ist, — sogar mitten in der Sandwüste. Man könnte diese Distel für die romantische „blaue Blume" von weiland Novalis halten.

Sobald wir durch das vormalige Tief marschirt sind, winkt uns links auf einer mit hübschen Bäumen bewachsenen Anhöhe, die nach dem Haff steil abfällt, die alte Ordensburg Lochstädt, welche 1264 vollendet worden sein soll, zur Ueberwachung der damaligen Durchfahrt. Es scheint, daß die Burg aus einem Hauptkörper, worin die Kirche, sowie einem östlichen und westlichen Flügel bestand. Jetzt steht nur noch der letztere und das Hauptgebäude. Auch diese sind gründlich verwüstet. Namentlich hat man großentheils die Gewölbe von oben abgetragen, weil sie schadhaft waren, und dieselben ersetzt durch Ziegeldächer, um Speicher zu gewinnen. Glücklicherweise ist das, was übrig war, noch bei Zeiten in den Besitz des Königs gelangt und dadurch vor gänzlichem Verfall bewahrt worden. Das, was man noch sieht, läßt doppelt bedauern das, was man verloren.

Es ist eine Marienburg im Kleinen, — ein scheinbar für die Ewigkeit berechneter Backsteinbau. An einem der Spitzbogenfenster ist die äußere Nische mit ihrer Einfassung beinahe, und an einem anderen ganz vollständig erhalten. Die letztere ist durch ein vorgespanntes Gitter von starkem

Eisendraht gegen fernere Zerstörungsversuche geschützt. Die Einfassung besteht aus gebranntem Thon, der jedoch majolica-ähnlich glasirt ist. Um jedes Fenster lief früher irgend eine fromme Inschrift, ebenfalls aus gebranntem Thon in erhabenen Buchstaben.

Die Kirche ist dermalen vollständig restaurirt und gereinigt von den Zierrathen einer geschmacklosen Zeit, sowie von sonstigen Verunstaltungen. Das hoch aufstrebende gothische Gewölbe und der kunstvolle Gewölbeschluß thun jetzt ihre volle Wirkung.

In dem westlichen, oder richtiger südwestlichen Flügel ist der Remter noch vollständig erhalten. Er wird getragen durch eine achteckige, monolithe, schlanke Säule aus Porphyr. Aus ihr sprießen, gleich Palmblättern, die verschiedenen Gewölberippen nach allen Seiten empor, um sich oben in vier einzelne Sterngewölbe zu theilen. Verunstaltet ist der im Verhältniß zu den Marienburger Remtern allerdings kleine Raum durch einen kolossalen Kachelofen, den man entfernen oder wenigstens verkleinern und bei Seite schieben sollte.

Die westliche Spitze des Flügels bildet ein ebenfalls gewölbtes hohes Gemach, in welchem der Hochmeister Heinrich von Reuß-Plauen, welcher 1410 die Marienburg gegen den König Jagiello von Krakau und seine tartarisch-polnischen Schaaren so glänzend vertheidigt hat, unter falscher Anklage, nachdem man ihn seines Amtes entsetzt, Jahre lang gefangen gehalten wurde, bis ihn endlich der Tod befreit hat von der Gefangenschaft und von einem noch größeren Unglück, nämlich dem Augenblicke des Unterganges seiner glorreichen Werke. Erst in den letzten Jahren seines Lebens verwandelte man die Gefangenschaft in ein Amt, das aber jener sehr ähnlich war.

Wir waren schon im Begriffe, unsern Wanderstab weiter zu setzen, als uns unsere Führerin etwas geheimniß-

voll bedeutete, sie hätten hier auch „Mumien". Wir lachten Anfangs darüber, aber als die Frau ernsthaft blieb, erwachte unsere Neugierde. Sie führte uns nun um die Kirche herum nach der dem Haff zu gelegenen Seite und zeigte auf eine Oeffnung in der Mauer des Raumes unter der Kirche. Das schwach einfallende Licht reichte hin, um vier alte Särge erkennen zu lassen, wovon drei geschlossen waren und der vierte offen stand. Der letztere zeigte als Inhalt deutlich die Umrisse einer menschlichen Gestalt.

Ich stieg nun durch die Oeffnung hinein. In dem offenen Sarg lag eine völlig erhaltene männliche Gestalt. Die Einzelnheiten der Gesichtsbildung waren natürlich nicht mehr zu erkennen, wohl aber war die Leiche vollständig erhalten, mit Inbegriff von Fleisch und Muskeln, welche so starr waren, als seien sie versteinert. Die Haut fühlte sich an, wie altes Leder. Hin und wieder hingen Fetzen, wie Spinnweben; es schienen die Ueberreste der Kleidung zu sein. Wir öffneten nun auch die drei anderen Särge und fanden in zweien männliche Gestalten und in dem vierten und letzten eine weibliche. Diese Frau muß in der Blüthe ihrer Jahre gestorben sein, eine solche Fülle und zierliche Rundung zeigte ihr Körper. Im Uebrigen war die Beschaffenheit dieser drei Leichen dieselbe, wie bei der bereits beschriebenen in dem offenen Sarge. Der Kastellan nannte uns die Namen der drei Ritter und der einen Dame. Er wollte sie auf den Särgen entziffert haben. Ich konnte in der Dunkelheit die Inschriften nicht lesen und mochte auch ebensowenig die Särge dem Tage näher rücken, als ein Licht anzünden. Ja, ich gestehe es, es überkam mich plötzlich ein unheimliches und beängstigendes Gefühl, als habe ich mich, durch sträfliche Neugierde verleitet, einer Störung der geheiligten Ruhe der Todten schuldig gemacht, und um das begangene Unrecht zu sühnen, das hier wahrscheinlich auch

durch Andere stets von Neuem begangen wird, sobald Touristen erscheinen, erstatte ich diesen Bericht, der wohl in die Oeffentlichkeit gelangen wird. Möge er Veranlassung sein, daß endlich den Leichen die Ruhe zu Theil wird und sie Staub werden zum Staube bis zum Tage unserer gemeinsamen Wiederauferstehung.

Nur noch drei kurze Bemerkungen will ich beifügen:

Ich habe, abgesehen von äegyptischen Mumien, öfters unverwesbare Leichen gesehen, z. B. die der Angehörigen des Hauses Nassau-Saarbrücken in der Thomas-Kirche zu Straßburg. An diesen, welche dem sechzehnten Jahrhunderte angehören, waren auch die Kleider konservirt und die Gesichtszüge noch leidlich erkennbar. Aus dem gegentheiligen Zustande der Lochstätter Leichen schließe ich, daß diese letzteren viel älter sind.

Der Kastellan sagte mir, der König habe die Ueberreste der Burg dem Johanniter-Orden geschenkt. Möge der Johanniter-Orden seine Schuldigkeit thun, daß diese ehrwürdigen Ueberreste einer glorreichen Vergangenheit erhalten bleiben und geschützt werden vor der Zerstörungswuth der Menschen, welche manchmal schlimmer wüthet, als die Sandwehen dieser Wüste.

Man sagte mir, die Oeffnung, durch welche ich kroch, sei entstanden durch einen Einsturz der Mauer. Allein eine solche Backstein-Mauer aus der Zeit der „Deutschen Herrn" ist dauerhafter Art, und die Oeffnung schien mir von Menschenhänden gewaltsam gebrochen. Vielleicht vermuthete man Schätze in der Gruft. In derselben befinden sich wahrscheinlich noch weitere Särge mit Leichen. Ich wiederhole daher:

Man gebe ihnen baldigst die ewige Ruhe!

Briefe von der kurischen Nehrung.

(Sommer 1872.)

I.

Eine Fahrt auf dem kurischen Haff.

Schwarzort, Ende Juli 1872.

Ich schrieb Ihnen im Mai d. J. von der südwestlichen Grenze Deutschlands, aus Nancy und Toul. Ich hatte mich dahin zurückgezogen, weil es damals in Berlin zu naß und zu kalt war. Jetzt habe ich mich nach dem äußersten Nordosten, auf die kurische Nehrung, zurückgezogen, weil es in Berlin zu heiß und zu trocken ist. Das sind doch triftige Gründe. Daneben hat die kurische Nehrung noch einen andern Vorzug. Es gibt dort keine Berliner. Gehn Sie nach allen andern Bädern der Ost- oder der Nord-See, gehn Sie nach Häringsdorf oder Helgoland, nach Misdroy oder Norderney; — gehn Sie in irgend ein deutsches Gebirge, nach Thüringen oder in den Harz, oder nach der sächsischen Diminutiv-Schweiz, oder nach dem Riesengebirge; — gehn Sie in die Alpen, sei es in die Schweizerischen, oder in die Tiroler, oder in die Salzburgischen Alpen; — gehn Sie, wohin Sie wollen, — überall finden Sie Berliner. Man kann wirklich beinahe schon mit dem großen Psalmisten sagen: „Wo soll ich hingehn vor dem Berliner? Führe ich gen Himmel, so ist er da, bettete ich mich in der Hölle, so

wäre er auch da; nähme ich die Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meere, so würde er auch dort sein", — — nämlich der Berliner.

Aber es ist auch ein seltsames Land, diese kurische Nehrung, diese endlose Landzunge, die sich von dem Samlande bis nahe zur russischen Grenze zwischen dem Süßwasser des kurischen Haffs und dem Salzwasser der Ostsee (freilich nur ein gemäßigtes Salzwasser!) hinzieht und nur bei Memel eine schmale Oeffnung hat, das Tief, welches das Süßwasser mit dem Salzwasser verbindet.

Diese Nehrung ist ein noch unfertiges Product der Reaction. Ich hatte vor einigen Tagen an der Küste des Samlandes die Art ihrer Entstehung en miniature vor Augen. Aus einer Bernstein-Gräberei führte ein Canal das durch Locomobile und sogenannte „Schnecken" (richtiger „Pater-Noster") gehobene wilde Wasser nach der Ostsee. Das Grubenwasser wollte in die See. Die See reagirte dagegen mittels der Brandung. Das Grubenwasser führte die „blaue Erde" mit sich, worin man den Bernstein findet. Die See dagegen führte Triebsand und Seetang. Zehn Schritte von der Küste prallen das Süßwasser und das Salzwasser, wovon jenes hinaus und dieses herein wollte, aufeinander. Beide lagern hier die Stoffe ab, welche sie mit sich führen und so entsteht hier eine Bank, welche parallel läuft mit der Küste und zwischen welcher und dem Strand sich vorzugsweise Süßwasser findet. Das ist eine Nehrung im Kleinen.

So ist die frische Nehrung entstanden aus der Reaction der See gegen die Ausflüsse der verschiedenen Weichsel-Arme und des Pregel, die kurische Nehrung aus der Reaction wider die Memel und die andern fließenden Wasser des Littauer Festlandes. Die Nehrung ist eine Schutzwehr, welche sich quer vor das Festland lagert, — was unter

Umständen recht nützlich sein kann, z. B. wenn französische Kriegsschiffe in der Ostsee herumbummeln. Im Uebrigen aber ist sie ein halbfertiges Product, oder, wie es im Gesangbuch heißt, ein „unselig Mittelding", zum Festland zu wenig, zur bloßen Sandbank zu viel, und im Bewußtsein ihrer Unfertigkeit rastlos und ewig beweglich.

Die frische Nehrung scheint so ziemlich über ihre jugendlichen Flegeljahre hinaus zu sein und sich in sich befestigt und halbwegs culturfähig gemacht zu haben, nachdem im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Durchbrüche oder „Tiefe" in ihr entstanden und wieder verschwunden waren.

Die kurische Nehrung dagegen ist heute noch unruhig, trotz ihres ansehnlichen Alters. Es scheint, bei ihr kehren die Kinderkrankheiten wieder zurück, und das ist gefährlich in reiferen Jahren. Hier treiben Wind, Wasser und Sand ohne Aufhören ihr Spiel und erlauben sich fortwährend zwar sehr langsame, aber eben so verhängnißvolle Aenderungen an dem Lande. Namentlich zeigen diese verbündeten Mächte, diese Tripel-Allianz, diese windigen, wässerigen und sandigen Triumvirn, die rücksichtsloseste Grausamkeit gegen die Vegetation und gegen jedes „Gebild aus Menschen-Hand".

Das Meer und das Haff nagen an der Küste, das eine von dieser, das andere von jener Seite, — vergleichbar den beiden Mäusen in Rückerts schöner Parabel: „Es ging ein Mann durch's Syrer-Land 2c." Der Sand hat sich noch nicht befestigt; oder er ist wieder lose geworden. In großen wolken- oder nebelartigen Schleiern wallt oder wüthet er über die schmale Landzunge, hier Berge, dort Thäler bildend; hier ein Fischerhaus, dort einen Krug gefährdend; da einen Wald bis in die Hälfte der Baumhöhe begrabend, dort an den Stämmchen einer jungen Schonung wie mit eiserner Feile raspelnd; hier einen neuen Kirchhof begrabend

und dort einen alten, welcher vor Jahrhunderten überschüttet worden, wieder aufdeckend. Nein, nicht bloß aufdeckend, sondern auch bis in seine Tiefe aufwühlend, die Särge und die Gebeine bloßlegend und damit spielend, wie mit Kugeln oder Steinchen ein lustiges Kind spielt.

Der Wind würde sich der hohlen Schädel zu arger Kurzweil bedienen, wenn der Sand nicht noch eine leise Anwandlung von Pietät gegen die traurigen Ueberreste der angeblichen „Herren der Schöpfung“ hätte und die Schädel-Köpfe füllte, so daß sie nicht mehr gar zu weit herum geweht, gekollert und gerollt werden können.

Ich habe in der letztern Zeit öfter beobachtet, wie die Leute mit frommem Schauder die Berichte über die Ausbrüche des Vesuv lasen. Nun wohl, ich habe selbst im Jahre 1855 eine solche Eruption an Ort und Stelle mit erlebt. Freilich, das knallt und donnert und rumort, das macht Feuer in der Luft und auf der Erde und unter der Erde! Wo die glühende Lava hinkommt, da macht sie kurzen Prozeß; auch kann es wohl vorkommen, daß unvorsichtige und allzu neugierige Menschen dabei Schaden erleiden. Die Verschüttung von Herculanum durch Lava und von Pompeji durch Schlamm und Asche waren aber Ausnahmefälle. In der Regel fließt die Lava sehr langsam, wie dicker Brei. Sie läßt den Menschen volle Zeit, ihr aus dem Wege zu gehen und die fahrende Habe zu retten. Sie erhält sehr bald durch Erkältung eine feste Kruste, und es dauert nicht lange, dann bemächtigt sich wieder eine üppige Vegetation der nächsten Umgebung, und die Menschen schlagen wieder ihre Wohnungen auf, unferne der verkohlten Trümmer ihrer vormaligen Hütten. Herculanum liegt zwar unter Lava vergraben, aber auf der Lava finden wir blühende Gärten — mit „fiore antiche“, sagte mein Eseltreiber scherzend — und ein heiteres Dorf mit lachenden Menschen.

Das Leben ist also doch schließlich Sieger geblieben über Tod und Verwüstung. Und der Lebende hat Recht.

So war es dort. Hier ist es anders. Die Sandwüste ist unerbittlich. Sie gibt, was sie einmal erobert, nie wieder. Ich will Ihnen einige Detailschilderungen geben und muß, um dies zu können, zunächst mein Hauptquartier Schwarzort und den Weg dahin beschreiben.

Für heute nur den Weg! Dies ist zugleich eine Beschreibung der kurischen Nehrung.

Das Dampfschiff, welches von dem Samländer Bade Cranz nach Schwarzort (und nach dem drei Meilen weiter gelegenen Memel) führt, fährt stets ziemlich nahe an der Ostküste der kurischen Nehrung. Dort ist ein regelmäßiges Fahrwasser von 10 bis 15 Fuß Tiefe, während im Uebrigen das Haff sehr ungleich und mit allerlei Sandbänken besäet, auch vorzugsweise nur von Fischerbooten und von Bernstein=Bagger=Maschinen belebt ist. Die ersten zwei Meilen der Nehrung machen einen guten Eindruck. Da ist Wald, in dem sich ein nettes Forsthaus versteckt. In der Mitte der Strecke liegt das Dorf Sarkau, das noch eine leidliche Feldmark besitzt, geschützt durch die auf dem Westufer gelegene Plantage. Dann aber beginnt schon die Verwüstung. Wo der Wald aufhört, erheben sich „die weißen Berge“, große wellenförmige Sanddünen, die in ewiger Bewegung sind und sich, wenn die Sonne darauf scheint, blendend hell gegen das grüne Haffwasser abheben. Wo die Wüste ihren Anfang nimmt, beginnt auch der Sagenkreis der Zerstörungsgeschichte, der indeß seine historische Unterlage hat. Ich will zunächst die Sage wenigstens in ihrem nothdürftigsten Gerippe mittheilen, um später ihre geschichtliche Begründung zu untersuchen.

Wir hatten an Bord einen trefflichen Cicerone. Kaum hatten wir den höchsten der weißen Sandberge, der sich

79 Fuß über Meer erhebt und ein trigonometrisches Zeichen trägt, hinter uns, so zeigte mein Gewährsmann auf eine Sandbucht am Strande:

„Sehen Sie, dort lag das Dorf Lattenwalde. Es wurde von der darüber emporragenden Sanddüne überfluthet. Die letztere war ehedem bewaldet. Auf ihrem nördlichen Abhang zeigt man noch eine kraterähnliche Vertiefung. Man nennt sie ‚den runden Baum‘. Dort stand eine kolossale Eiche, welche sich am längsten gegen das Verhängniß opponirt hat. Immer höher stieg die Versandung an ihrem mächtigen Stamme empor, aber sie wehrte sich mit stiller Verzweiflung. Als zuletzt nur noch die Spitze und einige breite Aeste aus dem Sand hervorsahen — die übrigen Bäume waren alle längst schon begraben —, grünte immer noch der Wipfel der Eiche. Da riß ihn eines Nachts ein wilder Südwest ab und nun drang von oben die Zerstörung in den Stamm ein. Sie höhlte ihn aus. Die Rinde hielt. So steht denn nun der entlaubte und inwendig hohle große Stamm im Sande vergraben, als cylindrisches Hohlmaß, das leicht mit Sand überweht und mit Wasser gefüllt ist. Die Leute meiden die Stelle; denn, sagen sie, „wer in den runden Baum hineinfällt, der kommt niemals wieder zum Vorschein, so tief ist die alte Eiche gewesen.“ Wie also der Wald fort war, der das Dorf gegen den Westen beschützte, konnte sich auch das Dorf nicht mehr halten. Der Sand thürmte sich immer höher an die südwestlichen Wandungen der ärmlichen Fischerhütten und zerquetschte sie endlich. Die Leute sagten dann den Gräbern ihrer Väter, die auch bereits unter dem unerbittlichen Sande zu verschwinden begannen, ein letztes Lebewohl, packten ihre fahrende Habe und ihr Vieh in die Fischerkähne und zogen eine halbe Meile weiter nach Norden. Dort fanden sie eine schöne Bucht, die damals noch geschützt war durch einen sich

über die Höhe ziehenden Kieferwald. Hier gründeten die Flüchtlinge das Dorf Neu-Lattenwalde. Auch dieses ist bereits dem Sande erlegen. Der Name der Dörfer zeigt an, daß jedes unter dem Schutze eines Waldes lag. Als der Wald verschwand, war auch das Dorf nicht mehr zu halten."

Etwa eine Meile hinter den „weißen Bergen" wies mein Mentor auf eine steile Bucht hin, die sich hinter einer lang in das Haff vorragenden Sandnase versteckte und von einem steil abfallenden weißen Abhang überragt war.

— „Dort", sagte er, „dieser Abhang, auf welchem ebenfalls ein Vermessungsstuhl steht, heißt der „schiefe Berg". Er verdient diesen Namen; denn auf dieser schiefen Ebene ist der Flugsand heruntergerutscht, um das Dorf Neu-Stangenwalde zu begraben. Alt-Stangenwalde, welches schon früher, als diese seine Kolonie, demselben Schicksale erlegen, ist etwas weiter südlich zu suchen. Auf der andern Seite der Nehrung, unfern der Seeküste, liegen die Korallenberge; dort soll vor dreihundert Jahren ein Dorf gelegen haben, bewohnt von Schweden, die hier Häringsfang trieben. Dann kommt die Stätte des ebenfalls verschwundenen Dorfes Kunzen. Hierauf der vormalige Kunzener Krug. Plötzlich aber ändert sich die Scene. Hier sehen Sie mitten in der Sandwüste eine Oase der Kultur. Es ist das Dorf Rositten. Hierher hat man die Kirche gerettet, welche ehedem in dem untergegangenen Dorfe Kunzen stand. Kirchen giebt es überhaupt nur noch drei auf der ganzen langen Nehrung, nämlich, außer dieser noch die in Schwarzort, welche Anno 1794 gebaut wurde, nachdem die in Karwaiten, wohin bisher Schwarzort eingepfarrt war, ebenfalls dem Sande erlegen, und dann die in Nidden, gegründet 1847. Schwarzort gehört zum Kreise Memel, Rositten noch zu dem samländer Kreise Fischhausen. Der Grund, warum Rositten sich erhalten, ist darin zu suchen, daß es seinen

Schutzwald conservirt und gepflegt hat. Außerdem befindet sich hier auch an dem Weststrand, an der See, eine ausgedehnte Plantage. Zwischen dieser und Rositten liegen einige kleine Seen, welche Sie von hier aus nicht sehen können. Was Sie aber sehen können, das ist die schöne, fruchtbare, breite, lange und ebene Terrasse, welche sich hier längs des Haffs erstreckt. Sie sehen, welch' schöner Roggen darauf wächst. Dort auf der Spitze steht ein kleiner Leuchtthurm, und das stattliche Haus aus rothem Ziegel, etwas weiter südlich, ist „das Königliche Amt". Darin amtiren die Behörden der Nehrung. Der wichtigste darunter ist der Oberfischmeister. Er hat die Fischerei auf dem Haff zu überwachen und namentlich darauf zu sehen, daß die Vorschriften wegen der Laichzeit eingehalten werden. Die Häuser des Dorfs sehen doch auch recht stattlich aus! Nicht wahr? Hier wohnen aber auch lauter Deutsche. Sonst sind auf der Nehrung meistens Littauer. Viele davon verstehen nicht einmal Deutsch. Es sei ferne, daß ich sie geringschätze. Es sind tüchtige, herzhafte Kerls, aber ein übergroßes Bedürfniß nach Civilisation und Kultur haben sie gerade nicht. Sie werden hier eine Eigenthümlichkeit an den Häusern dieses Dorfs wahrnehmen, nicht wahr?"

Nein, mein Herr, ich muß gestehen, ich sehe nichts der Art.

„Nun, sehen Sie denn nicht die Schornsteine auf den Dächern?"

Oh, ganz gewiß, aber ist dies denn eine Eigenthümlichkeit?

„Ja, hier auf der kurischen Nehrung, ohne allen Zweifel! Nur die Häuser der deutschen Bauern haben Schornsteine. Die der Littauer und insbesondere die der Fischer haben keine."

Warum nicht?

„Nun, die Leute sagen, es sei besser ohne Schornsteine. Jede Hütte hat eine Art von Durchgang in der Mitte mit niedrigen breiten Thüren auf jeder Längsseite des Hauses. Rechts im Giebel ist der Stall und links im Giebel der Wohnraum. In dem mittleren Raum ist der Herd, aus Stellsteinen errichtet. Im Sommer stehen die breiten Thüren auf; da zieht der Rauch hinaus. Im Winter läßt man sich eben ein bischen räuchern. Auch behaupten die Fischer, das Räuchern sei sehr nützlich, nämlich für ihre Netze, welche sie zu dem Zwecke oben an der Decke des Mittel- oder Küchenraumes über den Herd aufhängen; die Netze trockneten da und würden überhaupt durch den Rauch viel zäher und dauerhafter.“

Ja — sagte ich — wenn man überhaupt einen Schornstein nicht will, ist es nicht schwer, Gründe dafür zu finden. An andern Orten hörte ich andere Gründe. Immer aber waren es slawische Leute, welche die Schornsteinlosigkeit liebten. Im vorigen Jahre, um diese Zeit, reiste ich in Galizien, in der Umgebung der „Babia-Gura“ (auf deutsch: Alte-Weiber-Berg) und am Nordabhang der „Hohen Tatra“, des Central-Gebirgsstocks des Karpathen. Dort gab es auch keine Schornsteine auf den Hütten. Die Eingebornen, welche sich Gurallen (Bergbewohner) nennen, bauen sich Blockhäuser aus Baumstämmen und verstopfen die Ritzen nothdürftig mit Moos. Durch diese Ritzen und durch die hölzernen Dachschindeln, welche ebenfalls in ihrem Gefüge Raum geben, geht der Rauch hindurch, so daß so ein Blockhaus manchmal aussieht wie ein dampfender Kohlenmeiler. Ich fragte die Gurallen, warum sie den Schornstein verschmähten. Sie behaupteten, das geschehe im Interesse der Ordnung und Reinlichkeit. „Es gibt,“ sagten sie, „kein besseres Mittel gegen die Wanzen und alles Ungeziefer, als den Rauch.“ Also habt Ihr nichts der Art? „Oh, Pan,“ meinten sie,

„das wäre zu viel gesagt, aber die in den Schornstein-häusern haben jedenfalls mehr davon." Ich wollte es auf experimentelle vergleichende Wanzologie-Studien in proprio corpore vili nicht ankommen lassen, hatte aber doch einige Zweifel.

„Das wollen wir denn dahin gestellt sein lassen," meinte mein Cicerone, „betrachten wir uns lieber wieder die Nehrung. Sehen Sie den hohen Berg, nördlich von Rositten? Er heißt der „Schwarze Berg" und ist hundert-undsiebzig Fuß über Meer; die Bucht an seinem Fuß heißt die „Schwarzberg-Bucht". Ohne Zweifel wuchs vormals hier ein dichter Kieferwald; darauf deutet sein Name. Heute ist der „schwarze Berg" beinahe so weiß, wie die „weißen". Alles versandet. Dann folgt eine Reihe anderer Sandberge. Sie heißen Predin-, Skielwitt-, Altdorf-, Caspalege-Berg u. s. w. Alle diese Namen sollen an verschüttete Dörfer erinnern. Von dem Dorfe Neupillkoppen sehen Sie dort noch einige Häuser. Altpillkoppen liegt auch im Sande vergraben. Endlich nach langer Zeit kommt dann wieder ein Dorf, welches das Dasein gefristet hat. Wie Sie sehen, theilt es sich in drei Häusergruppen; die südliche größer, die mittlere und nördliche kleiner. Zwischen je zwei dieser Gruppen ergießt sich eine hellgelbe Sanddüne, allerdings noch ein bischen mit Gras bewachsen. Jedenfalls ist das Dorf durch die Dünen bedroht, obgleich noch Wald vorhanden. Der alte Begräbnißplatz, welcher auf der andern Seite, an der Ostsee, liegt, ist zum Theil schon versandet. Jetzt bitte ich Sie, Ihre Blicke nach rechts zu wenden. Bisher sahen Sie auf dieser Seite kein Land, denn das Haff ist sehr breit. Hier tritt auf der littauischen Seite die Windenburg (d. i. die Burg der Wenden) und die Windenburger Ecke scharf hervor, so daß sich hier das Haff auf eine Meile Breite reducirt. Von hier aus läuft

es dann spitz nach Memel und dem Memeler Tief zu. Vorher hat es schon die beiden Arme der Memel, Ruß und Gilge genannt, und die übrigen Zuflüsse aus dem alten Lande der Littauer, welches früher in die Länder Karsovia, Schalauen und Nadrauen getheilt war, empfangen. Von der Windenburger Leuchtthurmspitze aus laufen westwärts in das Haff die „Windenburger Steine“, die bei den Schiffern einen bösen Ruf genießen. Sie bilden ein natürliches Lager, welches von dem Littauer Festlande kommend, weit in das Haff hineinstreicht. Man sagt, vormals sei hier eine Landzunge hinüber gegangen bis zu der Spitze von Rositten, auf dieser habe auch die alte Kirche von Windenburg gestanden. Gewiß ist, daß hier die Ostseite der Nehrung früher viel weiter zum Haff hineingereicht hat, als jetzt. Denn heute noch geht das Vor-Ufer, auf dem man nur vier Fuß Tiefe hat und das bei niedrigem Wasserstande theilweise trocken liegt, zweihundert bis zweihundertundfünfzig Ruthen in das Haff hinein. Man nennt es auf littauisch „Krantas“, das heißt zu Deutsch: das Ufer. In diesem Krantas steckt noch eine Masse Erlen- und sonstiger Baümwurzeln — Beweis, daß früher hier Land und Wald war. So kommt hier stets die Kultur zu kurz gegen Wind, Wasser und Sand. Hier ist nun einmal das Land der überschwemmten Küste, des Flug- und Triebsandes, der verschütteten Dörfer, der begrabenen Wälder und der wandernden Berge.“

„Sehen Sie dort: der schwarze Punkt links, das ist der Wald von Schwarzort, welches ebenfalls von der dunkeln Farbe seines vorwiegend aus Kiefern (gemischt mit einzelnen Eschen, Erlen und Birken) bestehenden Waldes benannt ist. Bevor wir dort hinkommen, treffen wir noch das Dorf Preil, an der Nordseite der Preil’schen Bucht, von dem nur noch wenige Häuser übrig sind; und dann die Stätte des ver-

sunkenen Dorfes Karwaiten (und seines Kirchhofs), das ich vorhin schon erwähnte. Es ist ein uraltes Dorf; im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts baute man eine neue Kirche hier für Karwaiten, Nidden, Negeln und Schwarzort. Aber seitdem nahm die Versandung mit Riesenschritten zu. Schon zu Ende des Jahrhunderts mußte man das Dorf und die Kirche preisgeben. Man wollte die Kirche anfangs nach Negeln verlegen; aber da auch hier die Versandung unwiderstehlich eintrat, errichtete man sie in Schwarzort. Nun kommt die Stätte der Dörfer Alt-Negeln und Neu-Negeln, letzteres gegründet 1770, als ersteres versandete. Allein auch die neue Niederlassung ist bereits ihrem Schicksal erlegen; im Jahre 1848 wurde hier das letzte Haus im Sande begraben. Zwischen Schwarzort und Negel befinden sich die verschiedenen Begräbnißstätten, sowohl aus altpreußisch-heidnischer, als auch aus christlicher Zeit. Vermorschte Sargfragmente, menschliche Gebeine, Fetzen grober Kleidung liegen hier durcheinander im aufgewühlten Sande. Auch findet man Steine, Ziegel, grüne Glasscherben und Stücke von buntglasirten Töpfen. Die Fragmente der uralten Thongefäße rühren offenbar von den altpreußischen Heiden her, welche, wie Professor Schumann sagt, „nach glücklichen Fischzügen, ihrem Götzen Potrimbos zu Ehren, Meth daraus kneipten."

„Aber schauen Sie, dort kommt schon der Kahn von Schwarzort mit der Littauer Flagge, grün-roth-weiß. Es ist also Zeit, daß Sie sich marschfertig machen." — —

Ich schüttelte ihm dankbar die Hand, stieg in den Kahn und wurde von zwei kräftigen Ruderern nach dem Landungssteg des Bades Schwarzort gefahren. Das Dampfboot keuchte weiter gen Memel. Mein kurischer Mentor und ich lüfteten noch einmal vor einander die Hüte und dann waren wir einander aus Sicht.

II.

Bad Schwarzort.

Schwarzort, Anfang August 1872.

Eine der vielen Wohlthaten, welche man hier auf der Nehrung genießt, besteht darin, daß es für dieses Land absolut keinen Bädeker oder etwas dem auch nur entfernt Aehnliches gibt. Die Reisehandbücher und deren Karten gehen gewöhnlich nur bis Königsberg, und was darüber hinaus liegt, gilt als „kimmerische Nacht". Der alte Homer freilich suchte die kimmerische Nacht in dem fernsten Westen; uns war es vorbehalten, sie im Nordosten, und noch dazu in unserem eigenen deutschen Vaterlande zu suchen. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich zuletzt manchmal boshaft wurde, wenn meine Bekannten in Berlin nicht aufhörten zu lachen über meine Absicht, auf der kurischen Nehrung Villegiatura zu halten. Und wär's blos diesen Ignoranten zum Trotz, ich amüsire mich hier köstlich, und zwar zum Theil gerade deshalb, weil es hier keinen Bädeker gibt. Allen Respekt vor diesen trefflichen Büchern und den großen Diensten, welche sie der reisenden Menschheit, die derselben bedarf, leisten; aber ich finde ein größeres Vergnügen darin, lediglich auf die Leute des Landes angewiesen zu sein und aus ihnen alles das herauszufragen, was man zu wissen nöthig hat. Noch kürzlich fragte mich Jemand nach einem ungarischen Bädecker. Ich antwortete ihm: Abgesehen von einer guten Schrift von Fuchs über die „Hohe Tatra" gibt's nichts der Art; aber ich kann Ihnen einen Ersatz verrathen; reisen Sie nach Füred am Plattensee und machen Sie sich mit der dortigen Badegesellschaft bekannt, das ist ein lebender Bädeker erster Qualität. (Beiläufig

bemerkt, der Ausdruck „das Bad Füred“, den man so oft in Oesterreich hört, ist eine Tautologie. Das magyarische „Füred“ heißt auf Deutsch „Bad“.)

Orientiren kann man sich auf der Nehrung sehr leicht. Die Nehrung ist nicht eine halbe Meile breit, und wer Ausschreitungen begeht, fällt entweder auf der einen Seite in das Haff oder auf der andern in die See. Und doch umschließt dieser enge Raum eine ganze Welt. Ich will versuchen, sie zu beschreiben.

Ueber die Nehrung ihrer ganzen Länge nach, gewöhnlich so ziemlich in der Mitte, zieht sich die große Haupt-Düne hin, und zwar wellenförmig, bald hoch, bald niedrig, im Durchschnitt wohl achtzig bis hundert Fuß über Meeresspiegel. Früher soll über diese Höhe der Eilwagen zwischen Sameland und Memel gegangen, aber eines Tages mit Vieh und Geschirr und Mann und Maus von dem Sande verschlungen worden sein. Jetzt sieht man auf diesen beweglichen Höhen keine menschliche Seele mehr. Nur hin und wieder steht ein trigonometrisches Zeichen. Von dieser Hauptdüne, von diesem breiten Sandrücken laufen einzelne Seitendünen aus, wie die Rippen vom menschlichen Rückgrat. Der Wald von Schwarzort nun erstreckt sich in einer Länge von mehr als einer halben Meile zwischen zwei solchen Seitendünen, welche sich von der von Süden nach Norden hinlaufenden Hauptdüne in östlicher Richtung abzweigen und senkrecht auf das frische Haff aufstoßen. Der südliche Sandberg heißt „der Schapenberg“ und ist hundertund neun Fuß, der nördliche heißt „die Grickin“ und ist hundertzweiundsiebenzig Fuß über Meer. In diesem Walde, der nun ebenfalls sich wieder in kleinere Höhen und Thäler theilt, liegen die drei Theile, aus welchen Schwarzort besteht, nämlich: nördlich am Ausgange des Waldes nicht weit von der Grickin (der Ton liegt auf der letzten Silbe)

die Bernstein-Kolonie, welche mit zwölf Dampfbaggern im Haff arbeitet, — südlich am Ausgange des Waldes das Fischerdorf mit seinen Häusern, Häuschen und Hütten, von welchen keines einen Schornstein hat und mit seiner hölzernen Kirche, welche schon Baufälligkeit halber gestützt werden muß und sich mit rührender Bescheidenheit hinter den Bäumen verbirgt, — endlich in der Mitte das Bad oder richtiger der Badeort. Denn man badet natürlich nicht auf der Haff-, sondern auf der Seeseite.

Vor dem letzteren fährt das Dampfboot mit halber Kraft und ein Kahn nimmt die Bade-Reisenden in Empfang, um sie auf der Spitze eines langen, schmalen und geländerlosen Steges auszusetzen und ihnen dann zu überlassen, was sie weiter zu thun für gut finden. Ein Schwindelkranker kann leicht herunter fallen, riskirt aber, bei der geringen Tiefe, nichts, als ein kaltes Bad, das wohl gegen Schwindel recht gut ist. Welchen Weg man weiter einzuschlagen hat, darüber kann man nicht in Zweifel gerathen. Denn es sind Bretter aufgelegt, um das Waten im Sand zu ersparen. Und wie fast alle Wege nach Rom, so führen hier alle Bretter zu Herrn Stellmacher, der hier eine ganze Anzahl Hotels hat — ich zählte deren vier — alle nach demselben Muster gebaut, — ostseeartiger Halbschweizerstil — baltischsaures Schweizeroid — oder wie ich es sonst nennen soll. Doch Spaß bei Seite, die Häuser sind gut und die Wirthschaft auch. Jedes Haus hat eine oder mehrere Verandas an der Ostseite und außerdem gehören dazu noch allerlei Lauben und Zelte, worin man recht behäbig sitzt und gemüthlich plaudert.

Herr Ernst Wichert in Königsberg läßt in einer seiner trefflichen baltischen Novellen einen blasirten Berliner, einen „gehaltlosen Assessor“, welchen seine Frau Mama in ein solches Ostseebad befohlen hat, folgenden Schmerzensschrei ausstoßen:

„Aber welcher vernunftbegabte Mensch wird das Ding hier ein Seebad nennen? Was hat man denn hier? — Kursaal: der leere Heuschober, worin die Hühner und Ferkel unseres liebenswürdigen Wirthes umhertanzen — Korso: der wackelige und lebensgefährliche Bretterstеg am Strande — Konzert: Wasserorgel Morgens, Mittags und Abends, freilich umsonst und mit Variationen aus dem Piano in's Forte — Gegend: gar keine — Sand: noch weit ärger als in Berlin — Vergnügen: Morgens auf nüchternen Magen ein Seebad, mit obligater Gänsehaut und Zähneklappern, trotz Monat Juli und August — Kaffee: von mehr als zweifelhafter Beschaffenheit mit einem Strißel (Strißel ist, mit Verlaub, Herr Assessor, ein ganz vortreffliches ostpreußisches Gebäck, dessen gleichen man in Berlin vergeblich sucht!), an dem gewöhnlich nichts ehrwürdig ist, als sein Alter — dann einige Stunden Morgenruhe, Schachpartien und Pfeifenrauchen — frugales Frühstück — darauf wieder Eßen und Mittagsschlaf, soweit ihn die Fliegen gütigst gestatten — dann wieder Kaffee und Strißel, nebst Promenade am Strand mit Stein- und Muschelsuchen — hierauf Siesta in dem warmen Sande, wobei es sogar jedem Naturschwärmer erlaubt ist, sich gänzlich einzugraben und nur den Kopf herauszustrecken — Sonnenuntergang mit saurer Milch — die letzte Cigarre oder Pfeife — dann gute Nacht — morgen wieder das Nämliche von vorne — und so mit Grazie in infinitum, bis die Verzweiflung überhand nimmt und man wieder abreist."

Gewiß, von dem Standpunkt des Berliners, welcher am Ostseestrande ein Asphalt-Trottoir, wie unter den Linden — ein Gabelfrühstück, wie bei Hiller — eine Oper mit Herrn Niemann und Frau Mallinger — u. s. w. verlangt, ganz richtig. Vom Standpunkt eines vernünftigen Menschen die crasseste Verleumdung.

Betrachten wir einmal ein Schwarzorter Tagewerk. Morgens geht's natürlich zunächst in's Bad. Man hat dazu eine gehörige Viertelstunde zu marschiren vom Haff-Strande zum See-Strande, über die Hauptdüne. Man geht aufwärts zunächst in dem schon erwähnten Walde, der beinahe bis auf die Höhe reicht. An den Stellen, welche vor der Schärfe des Windes und den Sand-Ueberschwemmungen geschützt sind, findet man eine prachtvolle Flora.

Ich erinnere mich, während meiner wiederholten Alpenfahrten die Linnaea borealis nur einmal, nämlich an einem Wasserfalle in der Nähe von Umhausen im Oetzthal (Tirol) gefunden zu haben. Hier aber wuchert sie förmlich in gewissen feuchten Vertiefungen des Waldes und ihre rankenförmige Windung, ihre herzförmigen hellgrünen Blättchen erfreuen das Herz. Auch die allerdings weniger seltenen Heidelbeeren und Preißelbeeren (die ersteren nennt man in Berlin „Besinge" und die letzteren in Niedersachsen, Hannover u. s. w. „Crons-Beeren") stehen dicht gedrängt, Schulter an Schulter, um der Ungunst des Klimas zu trotzen. Aus ersteren bereitet man hier eine gute Suppe, aus letzteren ein noch besseres Kompot. Höher hinauf bemerkt man schon im Walde die Spuren der heranrückenden Sandwüste. Namentlich ist es die Bartflechte, welche sich überall an die Bäume und Sträuche hängt und ihnen die Kraft aussaugt, so daß sie endlich dem Winde und dem Sande keinen Widerstand mehr zu leisten vermögen. Es ist eine unheilvolle Schmarotzerpflanze, diese Bartflechte, und doch thut sie eine malerische Wirkung, wenn sie so in den silbergrauen Flocken von der Höhe der Bäume herabhängt und hin und her weht, sich behaglich schaukelnd im Winde. Die Bartflechte ist der Vorbote des nahenden Verhängnisses, welches sein Opfer, den Baum (wie Julius

Schumann sagt), mit Guirlanden umkränzt, bevor es ihn abschlachtet.

Sobald wir den Wald hinter uns haben und noch etwa hundert Schritte über die Sanddüne gegangen sind, finden wir eine hölzerne Bank primitivster Construction, welche den Höhepunkt markirt, von dem aus man das Haff und die See zugleich sieht. Es ist ein eigenthümlicher Anblick, den man jedoch nur dann vollkommen genießt, wenn man sich auf die Bank stellt. Malerisch kann man das Bild nicht nennen, denn dafür ist es zu wenig begrenzt und gruppirt. Aber es ist auch ein Irrthum, das Schöne und das Malerische zu identifiziren. Die Mittel der Malerei sind viel zu beschränkt, um alles Schöne darstellen zu können. Die Grenzen des Schönen sind weiter gezogen.

Fangen wir im Osten an. Hier ragen die melancholisch dunkeln Wälder des Littauer Festlandes. Dann kommt das gelblich-grüne Haff, belebt von Dampfbaggern und Fischerkähnen und tanzenden Wellen. Eben so bewegt, wie der Wald stille.

In der Mitte die kurische Nehrung, ebenfalls mit mannigfachem Farbenspiel. Zuerst der saftig grüne Wald an der Ostküste; dann die Düne, anfangs noch mit dem dürftigen Grün des Strandhafers schattirt; hierauf die nackte Düne, brutaler gelbgrauer Sand, über welchen die Bretter gelegt sind, die den des Sandwatens unkundigen Fremdling anweisen, sich mit Seiltänzer-Künsten zum Meer durchzuschlagen; dann ein rothgefärbter Thonsand, und endlich der etwas angefeuchtete hellbraune Strand.

Im Westen folgt nun das Meer. Zuerst die Brandung, in welcher grüne Wasser- und weiße Schaum-Streifen einander mit einer gewissen Regelmäßigkeit ablösen; dann die blaue See, in welcher hin und wieder einzelne „Schäfchen" auftauchen und tanzen; und endlich wie man hier sagt, „die

offenbare" See, blau, tiefblau, schwarz, immer höher hinansteigend, als wollte sie den Wolken entgegenschwellen, „den eilenden Wolken, den Seglern der Lüfte", mit welchen hier auf dem Lande der Sand zu concurriren versucht und fast nicht ohne Erfolg.

Nun tanzen wir auf den Laufdielen hinunter bis zu den Badehäuschen, welche in zwei ziemlich weit von einander entfernte Gruppen getheilt sind, rechts für die Schafe, links für die Böcke, will sagen: dort für die Damen und hier für die Herren.

Zur Beschämung für den oben genannten verläumderischen Berliner Assessor will ich hier nur einen Unterschied zwischen Helgoland und Schwarzort hervorheben — natürlich zu Gunsten des letzteren. Wenn der Hamburger Dampfer in Helgoland landet, bildet das Badepublikum Spalier, um über die Seekrankheit der neuen Ankömmlinge zu lachen, und wenn unter den letzteren Einer recht elend ist, so tönt ihm aus der Reihe der „Läster-Allee" die ironisch-freundliche Anfrage entgegen: „Wünschen sie vielleicht eine Droschke?" Natürlich existirt eine solche nicht. Auf der ganzen Insel gibt's keine Pferde.

Hier in Schwarzort ist das anders. Hier gibt es keine See-Krankheit und keine Läster-Allee — wohl aber Droschken und Pferde. Man kann also aus den Hotels auf der Ostseite der Nehrung nach den Bädern auf der Westseite fahren. Die Pferde keuchen und schnaufen und die Räder mahlen im tiefen Sande. Aber man kommt doch vorwärts, wenngleich sehr langsam; und meine Großmutter, welche das Marschiren nicht liebte, pflegte zu sagen: „besser demüthig gefahren, als hoffährtig gegangen."

Namentlich sind es die Damen, welche sich hier der Wagen bedienen, und wenn es ein wenig kalt ist, was vorkommt, dann wickeln sie sich ein, daß sie aussehen wie

die Franzosen an der Beresina und auf dem Rückzug aus Rußland.

Die Bäder sind gut; der Boden nur Sand, nirgends ein Stein des Anstoßes. Bei lebhaftem Nordwind hat man eine prachtvolle Brandung. Sie ist manchmal so stark, daß wir uns die Hände reichen und viribus unitis Widerstand leisten mußten, um nicht umgeworfen zu werden. Aehnlich wie man sich bei Gletscher-Touren an einem gemeinsamen Strick bindet, um bei der Wucht der Gesammtheit Rückhalt und Garantie zu suchen gegen einen Fehltritt des Einzelnen.

In dem Damenbad ist jener Strick schon vorhanden. Gesehen habe natürlich ich selbst ihn nicht. Es sind nämlich Pfähle auf dem Lande und etwa vierzig Schritte weit bis in die See eingerammt und durch ein starkes Tau verbunden. An dem letzteren halten sich die Damen, um gegen die Brandung aufkommen zu können. Auch läßt sich das Tau als Reck benutzen, um Turnerkünste im Wasser zu machen.

Bei besonders kaltem und stürmischem Wetter pflegen Viele nicht zu baden. Ich halte das für irrationell. Man friert nur dann, wenn die Differenz zwischen der Wärme der Luft und der des Wassers sehr groß ist. Ist die Luft auch kalt, so ist die Differenz kleiner, und das Wasser kommt Einem verhältnißmäßig wärmer vor; und je stürmischer die Brandung, desto stärker die Reaction der Haut; nach dem Bad ein gehöriger Dauerlauf im tiefen Sande: dann kann die beste Wirkung nicht fehlen. Eines Tages behauptete die ganze Badegesellschaft, wir seien im Wasser von einem Hagelschlage getroffen worden. Viele schrieen vor Schmerz, die Meisten liefen schnell in die Ankleidebude, und die, welche blieben, waren am Oberkörper roth punktirt. Die Leute auf dem Lande aber hatten von einem Hagel-

schlag nicht das Geringste wahrgenommen. Wahrscheinlich war es also nur ein vom Wind in horizontaler Richtung scharf vorwärts gepeitschter Regen.

Mit dem Bade ist man bei guter Zeit fertig und belohnt sich für dies Vergnügen durch ein Frühstück. Auch für den Rest der Tagesordnung ist reichlich gesorgt. Man unterrichtet sich in der Bernstein-Kolonie über die interessante Gewinnung dieses Stoffes und seine noch interessantere Verwendung und Verwerthung. Man geht auf einen der Dampf-Bagger, oder man macht auf einem Personen-Dampfer einen Abstecher nach Memel oder hinüber nach der Littauer Seite, wobei ich jedoch bemerken will: Das Haff ist manchmal sehr wild, und einmal hatten fast alle Passagiere des Dampfers die Seekrankheit. Das sind jedoch Ausnahmen.

Man kann auch mit den Fischern hinaus auf die See fahren, wobei indeß für nicht wetterfeste Leute die Seekrankheit die Regel bildet. Denn um das Netz zu legen und um es zu heben, hat der Fischer nöthig, Anker zu werfen. Wenn aber die See nur ein bischen bewegt ist, so macht so ein kleiner Fischer-Kahn die seltsamsten Bewegungen, welche in ihren Wirkungen viel verhängnißvoller sind als die eines großen, mit ganzer Kraft vorwärts fahrenden Schiffes. Das Schiff hat seine Schwankungen zwischen Vorder- und Hintertheil, zwischen Bugsprit und Stern. Ist es schlecht gebaut, dann rollt es auch, d. h. es bewegt sich mit den beiden Längen-Seiten in der Art, daß sich bald die eine und bald die andere hebt und senkt. Und dieses seitliche Rollen ist schon schlimmer als das Schaukeln nach der Länge. Aber alle diese Bewegungen haben doch immer eine Art von Regelmäßigkeit, auf welche man sich zur Noth einrichten kann.

Davon ist aber bei einem Fischer-Kahn, welcher auf

hoher See vor Anker liegt, gar keine Rede. Er ist einem unvernünftigen Köter vergleichbar, den man gewaltsam am Strick hält. Der Kahn scheint sich um jeden Preis von dem Anker und dem Tau losmachen zu wollen. Er macht die tollsten Sätze und Kapriolen. Vor- und rückwärts, auf- und abwärts und nach allen möglichen Seiten. Drum prüfe reiflich, wer sich bindet, d. h. wer sich einem solchen kleinen Tollkopf anvertrauen will. Alle Reminicsenzen an das „O pescator' del' onda“ und andere sanftmüthige Fischer-Lieder halten nicht Stich vor der Seekrankheit und das Naßwerden hat man noch gratis. Wer aber glaubt es riskiren zu können, der borge sich zu der Fahrt wenigstens die hier zu Lande übliche lange, weite, blaugraue Jacke aus Want und jenen gut geölten Schifferhut, welche man den „Süd-Wester“ nennt. Auch darf er sich aus einem Rheumatismus oder Schnupfen nichts machen.

Hat er dann das Abenteuer zu Wasser glücklich überstanden, so denke er allemal, wenn er wieder zu Lande hinter einer Schüssel Lachs, Steinbutte, Strömling, Bratfisch, Flunder, Dorsch oder Häring sitzt, daran, welche Mühe es macht, diese Früchte dem Meere zu entreißen; und das „Olim meminisse juvabit“ wird ihm das Mahl würzen, das sich übrigens hier in Schwarzort auch auf Süßwasser-Fische ausgedehnt und durch die Mannigfaltigkeit der Zubereitung auszeichnet.

Abends hat man zu wählen zwischen Natur-Genuß und gesellschaftlichem Vergnügen. Was das letztere anlangt, so finden in dem Haupt-Hotel zuweilen improvisirte Bälle statt, selbst während eines Sturms, bei welchem im Dorfe die Fischer-Weiber wegen des Schicksals ihrer auf der See befindlichen Männer und Jungen zittern. Abgesehen vom Tanzen, regt die Musik wohl auch zum Singen an. Bei einer solchen Gelegenheit hörte ich zum ersten Mal den

„Kutschke-Marsch", welcher nach dem Kriege in Königsberg ebenso unvermeidlich war, wie am Beginn des Kriegs in Deutschland die „Wacht am Rhein", und in Paris das „à Berlin!" und die Marseillaise.

Der Text des Kutschke-Marsches hat eine endlose Reihe von Versen, von welchen sich die meisten dadurch auszeichnen, daß sie absolut keinen Sinn haben. Der einzige Vers, welchen ich (zwar auch nicht verstanden, aber doch) im Gedächtniß behalten habe, lautet so:

„Deine Mutter ist ein altes Weib
— Wohl auf der Eisenbahn —
Drum haßt sie alle junge Leut'
— Wohl auf der Eisenbahn —
Und da singen wir ein wunderschönes Lied — Vallera! —
Und fahren durch die Welt!
Wir fahren auf der Eisenbahn
So lang' es uns gefällt.
— Siehst Du wohl? —"

Daneben hörte ich auch eine neue Variation auf das alte „Freut Euch des Lebens", nämlich:

„Ein wilder Bär aus Polen fraß
Den Tischler sammt dem Winkelmaß
Und ließ das Veilchen unbemerkt,
Das an dem Wege blüht.
Freut Euch des Lebens ꝛc."

In unseren alten deutschen Chroniken steht von jedem Jahre gewissenhaft aufgezeichnet: „Zu selbiger Zeit sung und pfiff man das und das Lied." Man sollte diese gute Sitte unserer Altvordern wieder aufnehmen. Solche Lieder sind wichtig für die Gesellschafts-Wissenschaft und die Kulturgeschichte. Der „wilde Bär" repräsentirt die russische Grenzsperre, und der „Kutschke-Marsch" die furchtbar lange Eisenbahnfahrt aus dem Innern Frankreichs bis in das Land zwischen der frischen und kurischen Nehrung.

Am liebsten waren mir die Abende an der See. Der Sonnen-Untergang zu Wasser ist etwas ganz Anderes, als der zu Land.

Zu Berlin z. B. geht die Sonne natürlich hinter Charlottenburg unter; und dann natürlich kommt sie nach Spandau, und dann nach Potsdam, und was nach Potsdam folgt, das weiß auch schon jedes Kind. Alles bekannte, alte, abgedroschene Dinge.

Aber hier ist es jeden Abend anders, und besonders ergreifend ist es unmittelbar vor dem Sturme. Das dürfen Sie ja nicht versäumen, wenn Sie Vergnügen beim „Gruseln" empfinden.

Dann ist die See im Westen von schwarzen Wolken umlagert. Darüber steht die Sonne, wie Blut so roth. Anfangs ist noch ein heller schmaler Streifen zwischen der See und den dunkeln Wolken. Auch die See wird immer düsterer, blau, dunkelblau, dunkelgrau, schwarzgrau, schwarz. Und sie steigt, oder sie scheint wenigstens zu steigen. Sie wird höher, bis sie den unteren Rand der schwarzen Wolken erreicht hat und der helle Streifen verschwindet. In demselben Augenblicke färbt sich der obere zackige Rand der mächtigen Wolke mit der Farbe des glühenden Feuers; und Wasser und Wolken rücken immer höher. Die zitternde Sonne wird immer dunkler. Sie kann ihren Feinden nicht mehr entgehen. Sie wird von ihnen verschlungen. Steigt die unheimlich schwarze Fluth? Oder sinkt die klagende Sonne? Wer weiß es! sie verschwindet; wo geht sie hin? Wird sie wieder kommen? Und was nun? Das Meer wird immer dunkler; und hinter mir habe ich kein Land, sondern nur eine Sandwüste, über welche der Flugsand hinwegfährt in langsam schleppenden und Vernichtung drohenden Wolken. Alles dunkel, nur hin und wieder ein Licht, aber dieses Licht ist klein und roth gleich einem Blutflecken.

Und dann beginnt der Wind zu heulen, und wenn Du seine Sprache verstehst, so hörst Du genau die Lieder der alten Voluspa heraus, — die Lieder vom Weltuntergange:

„Der Weltbaum zittert, — der Ries' ist los;
Die Esche schauert — der hohe Baum;
Gram heult gräßlich — am Höllenthor;
Die Kett' ist gebrochen — der Wolf ist los."

Und dann wieder:

„Gesättigt mit Leben der Sterbenden,
Taucht er in Blut der Götter Sitz.
Die Sonne ist schwarz in Sommers Mitte.
Die Stürme streichen. Wißt Ihr mehr?"

Oder:

„Gen Osten saß im Eisen-Gefilde
Die alte Riesin. Sie brütet Wölfe.
Der Wölfe ärgsten brütet sie da,
Der die Sonne verschlingt mit Riesen-Wuth."

Solche Lieder versteht man nur in dem Norden.

* * *

Dieser Brief blieb nicht ohne Antwort, und da ich dem Leser die volle und ganze Wahrheit schulde, so theile ich die hiehergehörige Stelle mit.

Sie lautet:

*

— — Mit Ihren beiden „schönen, neuen Liedern" von der kurischen Nehrung ist Ihnen etwas Menschliches passirt.

Das Lied, dessen vierte oder fünfte Strophe mit: „Deine Mutter ist ein altes Weib" anhebt, hat mit Kutschke und seinem Marsche so wenig zu thun, wie die Kuh mit dem Rosenkranze. Es ist ein uraltes rheinisches

Volks- oder Soldatenlied, und ostpreußische Regimenter (die 33er) mögen es hier gehört und in das „Land der grauen Arvten" mitgebracht haben. Ich habe es wenigstens vor einem Dutzend Jahren schon gehört und mitgesungen. Sein Text ist ohne Refrain etwa folgender:

1. Als ich an einem Sommertag
Im grünen Klee im Schatten lag,

2. 3. Begegnet mir ein junges Mädchen,
Dem ich die Liebe antrage. (Verse vacant.)

4. Denn meine Mutter saget mir,
Ein Mannsbild sei ein wildes Thier.

5. Deine Mutter ist ein altes Weib,
D'rum hasset sie uns junge Leut'.

Der weitere Verlauf ist dann ganz wie bei dem alten Studentenlied

Peribat quidam clericus
Durch einen grünen Wald.

Was dann die Variation von „Freut Euch des Lebens" angeht, so hatman in Norddeutschland ein Gesellschaftsspiel, bei dem jeder Anwesende tant bien que mal zwei neue Anfangsverse zu dem alten Liede machen muß und die folgenden natürlich zu dem neuen Anfang möglichst wenig passenden Verse in choro nachgesungen werden. Der „Tischler mit dem Winkelmaß" ist einer der bekanntesten Aushülfsverse für den, der selbst keinen neuen machen kann. Mit der russischen Grenzsperre hat er verflucht wenig zu schaffen. — —

*

Das Urtheil über die wirkliche oder vermeintliche Differenz zwischen mir und meinem verehrten Herrn Correspondenten überlasse ich dem geneigten Herrn Leser.

III.

Die Nordspitze der kurischen Nehrung.

Schwarzort, im August 1872.

Begleiten Sie mich nun nach der „ultima Thule", nach der Nordspitze der kurischen Nehrung, welche vom Memeler Standpunkt aus Südspitze genannt wird.

Zwischen dieser und dem Festland führt das Tief das Süßwasser des kurischen Haffs der See zu. Das Tief ist eingedämmt zwischen zwei Molen, welche noch mit in die See hinein reichen, und wovon die auf der Nehrungs-Seite die Süder-Platte, und die auf der Landseite die Norder-Platte genannt wird. Man freut sich zu sehn, wie die tiefgefärbte See ihre dunkeln Fluthen an den langen Molen bricht und letztere mit weißem Schaum krönt. Denn es ist auch dies ein Sieg des Menschen über die Naturkraft, wenn gleich nur ein kleiner.

Der Kampf zwischen Menschengeist und Naturkraft spielt hier überall und auf der einen Seite ist der Mensch unterlegen, und leider müssen wir hinzufügen: durch eigene Schuld unterlegen. Es ist auf der Nehrungseite. Da drüben auf der Memeler Spitze aber steht es ganz anders; da hat die Kultur gesiegt.

Fragt man auf der kurischen Nehrung, wer an der Entwaldung und Versandung schuld sei, so bekommt man beinahe immer die Antwort: Die Russen; sie haben im siebenjährigen Kriege die Wälder ausgerottet.

Das ist jedoch nicht richtig, wie Herr Appellationsgerichtsrath Passarge in seinem, überall auf urkundliche Beweise gestützten Aufsatze über die kurische Nehrung in Band VIII der altpreußischen Monatsschrift überzeugend nachweist. Die Versandung hat schon weit früher ange-

fangen, und auch später sind keineswegs die Russen die alleinige Ursache derselben.

Es scheint, daß hier der Russe die Rolle des Sündenbockes spielt, auf welchen die Einwohner ihre und ihrer Vorfahren Missethaten abwälzen. Denn es ist vor Allem der Leichtsinn der nomadischen Fischerbevölkerung, welcher eine rechte Anhänglichkeit an die heimathliche Scholle nicht aufkommen ließ und den Werth nicht begriff, den der Wald für die Erhaltung der letzteren hat.

Schon die im Jahre 1615 erlassene und 1624 revidirte Waldordnung für den Sarkauer Forst, enthält die Vorschrift, „daß in Anbetracht dessen, daß solcher durch die übertriebene frühere Holzung beinahe ganz verhauen worden, derselbe in Zukunft mit aller Holzung verschont bleiben und Niemanden Etwas an Holz daraus verabreicht werden solle. Dies erinnert an die Tannenwälder in der Schweiz, in welchen bei schwerer Strafe (früher sogar bei Todesstrafe) Niemand einen Baum fällen darf, weil der Wald die einzige Sicherheit gegen Lawinen, Schnee- und Erdrutschen, wilde Wässer, Schneewehen u. drgl. abgiebt. Hier aber scheinen die strengen Verordnungen nicht so wirksam gewesen zu sein, wie in der Schweiz. Denn noch am 29. Dezember 1797 constatirte die Regierung von den dortigen Fischern Folgendes:

— „Ihr Aufenthalt in den Städten, wo sie ihre Fische absetzen, und selbst die unruhige Lebensart, die mit Ausübung der Fischerei unzertrennlich verknüpft ist, machen diese Menschen zu einer ganz besonderen Gattung. Alle ihre Wünsche und Bestrebungen beschränken sich darauf, sich von den gefangenen Fischen einen fröhlichen Augenblick zu verschaffen. Ganz mit der Gegenwart beschäftigt und ihres Unterhalts aus dem unerschöpflichen Meer und aus dem noch sicherern Haffe gewiß, kennen sie keine Liebe zum heimischen Grunde und Boden. Da er zur Sicherung ihrer

Subsistenz nichts beiträgt, so achten sie nicht der, zur Verhütung größerer Versandungen getroffenen Vorschriften. Es bleibt daher, soll dieser Landstrich nicht gänzlich in eine Sandwüste verwandelt werden, nichts übrig, als auf Staatskosten gegen die jährlich mehr überhand nehmende Versandung Anstalten zu treffen."

Zuweilen kam auch zu dieser Leichtfertigkeit der Untern mangelhafte Erkenntniß der Obern. So fragt z. B. der preußische Finanzminister in einem Rescript vom 4. August 1830: „welches Interesse denn die Erhaltung der Ortschaften auf der Nehrung und ihrer Bewohner haben könne, und ob solches mit der Höhe der zu diesem Zwecke aufzuwendenden Mittel im Verhältnisse stehe?" Er fügt mit nackten Worten den von streng-fiskalischem Geiste diktirten Ausspruch hinzu: — „Daß die Domanialverwaltung daran kein Interesse habe, indem die kurische Nehrung derselben mehr koste, als sie einbringe, ist schon früher von mir bemerkt worden." Was also dem Fiskus nichts einträgt, „ist werth, daß es zu Grunde geht."

Glücklicher Weise ist dieser Standpunkt von der Königsberger Regierung nicht getheilt und auch von der obersten Finanz- und Domänen-Verwaltung später wieder aufgegeben worden.

Allein auch noch im 19. Jahrhundert zeigen an Ort und Stelle selbst Vertreter der Intelligenz wenig Einsicht. Der damalige Eigenthümer der schönsten und größten Rittergüter des Samlandes — es heißt Bledau und liegt nicht weit von dem Bade Cranz an der Landstraße, welche von dort nach Königsberg führt — ein Justizkommissarius Batocki, gestattete 1825 ausdrücklich seinem Pächter, auf dem zwischenzeitig den Sandwehen erlegenen Kruge von Kunzen, die Sträuche und „Püscher" (Büsche?) auszuroden. Man macht davon Anzeige bei der Regierung und es entsteht nun ein Verfahren zwischen den Betheiligten, worin

lediglich die Rechtsfrage ventilirt wird. Die Regierung straft, sie läßt das Holz confisciren, es ergeht ein Inhibitorium an Batocki, aber es hilft nichts. Batocki setzt Alledem den äußersten Widerstand entgegen und bestärkt seinen Pächter in der Devastation. Der Pächter führt im April 1827 noch zwei starke vierspännige Fuder Holz ein, darunter acht Eichenstämme, durchgängig 9 Zoll dick am Stamm-Ende.

Auch der Prediger von Rositten scheint trotz des immer näher rückenden Verhängnisses den Werth des Holzes für die Kultur nicht zu begreifen. Er bittet 1804 um die Erlaubniß, das Gesträuch auf dem Pfarrland ausrotten zu dürfen. — „Er wünsche ja weiter gar nichts," fügt er höchst naiv hinzu, „als nur freie Räumchen zu bekommen, wo das Gras, das jetzt auf die mühsamste Weise aus dem Strauche herausgeschafft werden müsse, zusammengebracht und getrocknet werden könne; auch das Getreide auf dem Säe-Acker werde von den schönen trockenen Winden gar nicht angeweht, sondern müsse in regniger Witterung auf dem Halm verfaulen; eine Versandung des Pfarrlandes sei auch keineswegs zu befürchten, denn dasselbe werde durch mehrere andere Felder und Gesträuche gesichert (was natürlich ein Ende hatte, wenn die Besitzer der anderen Felder und Gesträuche eben so ausholzten, wie es der Herr Prediger für sich in Anspruch nahm); die Sandberge aber, welche bisher in grader Richtung auf das Pfarr-Land fortmarschirt seien, hätten nunmehr bereits größtentheils einen festen Standpunkt gefaßt." —

Herr Passarge liefert den Beweis, daß die vorhandene Versandung schon im siebenzehnten Jahrhundert begonnen und von da an sich in das achtzehnte, ja sogar bis in das neunzehnte hinein ihren unerbittlichen Fortgang genommen. Die Russen sind nur Einer der vielen Factoren in diesem Kampfe der Verwilderung wider die Kultur.

Dieselbe Sprache, wie der Pfarrer von Rositten, führten auch alle Andern. Jeder sagte: „Was thut's denn, wenn ich meinen Baum, meinen Busch, meine Hecke, meinen Wald umhaue? so lange alles Uebrige stehn bleibt, schadet das Bißchen nichts! Das ist auch ganz richtig. Aber wenn Alle so denken, dann holzt Jeder ab, und es bleibt am Ende nichts mehr stehn; und wenn sich jeder Einzelne weigert, seine Pflicht zu thun, so bricht das Verhängniß herein über Alle. Der Sand, welchen die Vegetation, unterstützt von der befruchtenden Kraft des Wassers, gebunden, wird mobil. Er beginnt zu marschiren. Er tödtet die Vegetation, und vertreibt die Menschen. Das Wiesen-Eckchen, wo der Pfarrer von Rositten sein Heu in die Sonne legen wollte, ist längst schon verschüttet; und das Aeckerlein, worauf die „schönen Winde" wehen sollten, liegt viele Klafter tief begraben; es waren grade die so schönen Winde, welche es unterschaufelten. Der Mensch hat der Naturkraft gegenüber die Herrschaft verloren, und wenn ihm nicht von Draußen her die rettende Hand gereicht wird, — hier auf diesem schmalen Streifen Land, der wie verloren liegt zwischen stürmischen Gewässern und einem mißgünstigen Himmel, da hat er aus sich selbst nicht die Kraft mehr, diese Herrschaft zurückzuerobern. Die Sandwehen rasen über Wasser und Land und sie

„Wachsen in des Himmels Höhen,
Und als wollten sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Riesengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig sieht er seine Werke,
Und bewundernd untergehn."

Den Wald abholzen, war das Werk von fünfzig Tagen.

Ihn wieder herzustellen gelingt kaum in einem halben Jahrhundert. Ein junger Schlag an geschützter Stelle kommt kaum in zehn Jahren nur anderthalb Fuß hoch über den Boden; an ungeschützter Stelle kommt er gar nicht auf.

Wir wollen den armen Pfarrer von Rositten nicht anklagen in seinem einsamen Grabe, das nun auch längst schon ein Spiel des Sandes und der Winde geworden. Seine schlechte ökonomische Lage führte ihn zu einem Verhalten, welches vermieden worden wäre, wenn die Gesammtheit oder der Staat fördernd oder verbietend hinter oder über ihm gestanden hätte.

Um es kurz zu sagen: Unbeschadet sonstiger wirthschaftlicher Freiheit muß ein gesetzlicher Zwang eingeführt werden zu Gunsten der Schutzwaldungen, wo dieselben nothwendig sind zur Abwehr der Gefahr der Versandung, der Abschwemmung, der Zerstörung durch Ueberfluthung oder Wasserstürze, Erdstürze oder Steingeröll, sowie derjenigen Gefahren, welche den Flüssen und Kanälen und ihren Quellengebieten durch Walddevastationen und den Grundstücken in hoher Freilage und in Seenähe durch die nachtheiligen Einwirkungen der Winde drohen. Sowohl im Hochgebirge als auch an der See sind solche Zwangsmaßregeln geradezu unentbehrlich geworden. Die Ueberschwemmungen im südlichen Frankreich und die Wasserarmuth und die „Ramblä's" in Spanien, das einst so fruchtbar war, bevor der religiöse Fanatismus die besten Bestandtheile der Bevölkerung, die wasserleitungskundigen Moresken, vertrieb oder vertilgte, stehen uns dort, die kurische Nehrung mit ihrer Sandwüste steht uns hier als warnendes Beispiel vor Augen.

Da wo es sich nur um Nachbarschaftinteressen handelt, müssen die zum Durchführen des Schutzsystems erforderlichen Mittel durch den betreffenden wirthschaftlichen oder communellen Verband aufgebracht werden; und der einzelne Be-

sitzer muß seine Sonderinteressen zurücktreten lassen zu Gunsten der Gemeinschaft. Das Grundeigenthum giebt nicht nur Rechte, es legt auch Pflichten auf. Die alte Flurgemeinschaft ist zwar beseitigt, aber ohne all und jede Gemeinschaft geht es doch auch nicht, namentlich was Weg, Wasser und Wald anlangt. Da sollte man an die Idee der mittelalterlichen Genossenschaften wieder anknüpfen. Sie würde sich auch heute noch als fruchtbar erweisen.

Da aber, wo der Verband der Nachbarn zu schwach ist und wo es sich um ein vorwiegendes öffentliches Interesse handelt, (und Beides ist auf der kurischen Nehrung der Fall), da muß der Staat mit seiner ganzen Kraft und mit seinen Geldmitteln eintreten.

Wenn er hier nur das alljährlich aufwenden wollte, was ihm alljährlich sein Bernstein-Regal in Ostpreußen einträgt, dann wäre geholfen; aber der Staat ist vom „Stamme Nimm“.

Die frische Nehrung, im Gegensatz zur kurischen, ist westpreußisch und zum größeren Theil Eigenthum der Stadt Danzig. Die frische Nehrung ist bei Weitem nicht so devastirt. Ich fand selbst nahe an ihrer nördlichen Spitze die abgeflachte Düne überall mit Gras beflanzt. Hin und wieder bildeten Plantagen von Birken, Kiefern, Weiden und Erlen recht hübsche Büsche und Wäldchen. Die Bäume zeigten frische Triebkraft und hatten keine Bartflechten; dazwischen wuchsen Blumen und Nesseln, und sogar Rosensträucher, die einen verspäteten Flor zeigten. Auch Rehe und Schmetterlinge sah ich dort selbst.

Danzig schreibt sich davon das Verdienst zu. Ob mit Recht, kann ich nicht untersuchen. Jedenfalls aber würden die Meliorations- und Vertheidigungskosten die Kräfte einer einzelnen Stadtgemeinde auf die Dauer übersteigen; und ich glaube, mein verehrter Freund, der Oberbürgermeister

von Winter in Danzig, sammt Magistrat und Stadtverordneten, würden gerne bereit sein, die frische Nehrung demjenigen zu schenken, welcher diese Lasten zu tragen bereit und im Stand ist; z. B. dem Fiskus, dessen Schultern am stärksten sind und der ja ohnedies in der preußischen Monarchie nun einmal der Hauptbesitzer der „Domänen und Forsten" ist.

Ich bin schon so oft von weisen Leuten, welche sich gerne um das öffentliche Wohl verdient machen und dafür einen Theil ihres Vermögens oder ihres Nachlasses opfern wollen, gefragt worden, was sie für eine Stiftung machen sollten.

Ich konnte ihnen bisher nichts antworten, als daß es mit den Stiftungen ein mißliches Ding sei, daß sich der Lauf der Geschichte auf Jahrhunderte im Voraus nicht übersehen lasse, und daß daher in der Regel die Stiftungen in Folge der veränderten Umstände ihrer ursprünglichen Bestimmung mehr oder weniger entfremdet würden; auch werde der Stifter vergessen.

In Zukunft werde ich solchen Unsterblichkeits-Candidaten sagen: „Kauft Euch die kurische Nehrung, oder die frische Nehrung, oder laßt sie Euch schenken; übernehmt dafür die Verpflichtung und ladet sie auch Euren Erben auf, oder macht auch, wenn es Euch beliebt, dafür eine Stiftung, daß diese Wüste der Kultur zurückerobert wird: die Zukunft wird Euch als Wohlthäter der Menschheit preisen."

Und wenn der Stifter selbst die Ausführung übernimmt, so wird er dasselbe Hochgefühl empfinden, das den alten Faust bei Goethe beseelt, da er spricht:

„Wie das Geklirr der Spaten mich ergetzt!
Es ist die Menge die mir fröhnt,
Die Erde mit sich selbst versöhnt,
Den Wellen ihre Grenze setzt."

Kehren wir nun nach der Nordspitze der kurischen Nehrung zurück. Dort auf der Ostseite des Haff ist die Kultur, hier auf der Westseite die Wildniß. Dort liegt das fleißige und betriebsame Memel mit seinen Holzreihen, seinen Mühlen und seinen zahllosen Schiffen. Es nennt sich mit Stolz: das kleine London. Leider ist der Accent nicht auf London, sondern auf klein zu legen. Es ist zwar wahr, Memel hat einen ansehnlichen Handel in Getreide, Flachs, Hanf und vor Allem in Holz; es hat eine Art Citadelle, welche von einigen Schanzen hier auf der Spitze der kurischen Nehrung secundirt wird; einen wasserreichen Fluß, die Dange (sprich Dann-je), welcher große Schiffe zu tragen im Stande ist; einen vortrefflichen Winterhafen; eine Navigationsschule, einen Leuchtthurm und eine Eisenbahn. Aber Alles das vermag einen Mangel nicht zu ersetzen. Es hat kein Hinterland. Es wird von der russischen Grenze umklaftert, welche nicht blos Schlagbäume und Grenzpfähle bedeutet, sondern eine Absperrung für Menschen und Waaren, für Thatsachen und Gedanken und für den ganzen socialen Verkehr. Trotzdem thut die Stadt sehr viel, um das Tief und den Hafen vor Versandung zu schützen. In ihren Waldungen herrscht nur Plänter-, keine Schlagwirthschaft. Kein Thier darf zur Weide hinein, kein Baum darf gefällt werden, bevor ihn das Alter zum Tode verurtheilt. Auf ihrem Ufer hat die Stadt eine große wüste Sandfläche in einen jungen und hübschen Nadelholz-Wald verwandelt, welcher „die Memeler Stadt- und Kaufmanns-Plantage" genannt wird. Hier, auf der Spitze der Nehrung, hat sie überall Strandhafer gesäet, welcher noch besser, als die Lupinen, den Sand bindet und Humus erzeugt; erst, nachdem letzteres gelungen, kann man es wagen, Kiefern zu pflanzen.

Während drüben um die Stadt herum das Getreide strotzt auf schwellenden Hügeln, die Wälder gedeihen, die

Straßen mit hübschen Bäumen bepflanzt sind, und einzelne schöne laubige und lauschige Anlagen, wie das „Königswäldchen", sich aus der Ebene abheben, sieht man auf der Nehrung nur Sand, Sand und abermals Sand. Ein paar kleine Verschanzungen, der Sandkrug, eine Hütte des Zwerch-Fährmanns, auf der Seeseite einige Fischerhäuschen, das ist Alles. Ein paar Netze flattern im Winde, aufgehängt über Stangen. Ein paar Strandläufer, schwärzlichbraune kleine Vögel, hüpfen im Sande und stoßen einen mehrmals wiederholten schrillen Ruf aus. Sonst herrscht die tiefste menschenleerste Einsamkeit auf dieser Nordspitze der kurischen Nehrung. Hier ist Alles Sand von dem Strand bis zum obersten, wellenförmig geschwungenen Grat der Hauptdüne. Oestlich und südlich von der „Grickin", dem Sandberge mit dem Vermessungs-Dreispitz, ragt der dunkle Wald von Schwarzort hinter dem weißen Sande hervor. Aber wer weiß, ob die nächste Generation sich noch dieses tröstlichen Anblicks erfreuen, ob nicht bis dahin der Sand die Bäume zerstören, durchfeilen, begraben, verschütten, ersticken wird? Ob nicht alsdann das Ganze nicht mehr eine Wohnstätte für Menschen, sondern nur noch eine Ruhebank sein wird für Seehunde, welche von den West- und Nordweststürmen ermüdet und zerschlagen, sich auf dem warmen Sande sonnen, um neue Kraft zu gewinnen; oder für die Kormorans, für jenen schwerschnabeligen Vogel, Mittelding zwischen Pelikan und Gans, welcher mit seinem schwarzen Gefieder, seinem Nacken-Federbusch und seinen unheimlich grünen Katzenaugen aussieht wie der leibhafte Satan? Er kommt aus Schweden, um hier Fischfang und Sommer-Villegiatur zu halten.

Seit 1827 hier der Eilwagen mit Mann und Maus im Sande ertrunken (sit venia verbo!), wagt nicht leicht Jemand zu Pferd oder Wagen diese Sahara zu passiren.

Er läuft die Gefahren von Scylla und Charybdis auf festem Lande. Hier oben auf dem Grat der Flugsand, dort unten am Strande der Triebsand. Der Triebsand ist der gefährlichere wegen seiner täuschenden Decke. Es verhält sich mit ihm ähnlich wie mit dem „Piezloch" im märkischen Moorgrund, dessen unheimliches Verhängniß uns Franz Ziegler in einer seiner märkischen Novellen mit gewohnter poetischer Kraft und Anschaulichkeit beschrieben. Der Triebsand vereinigt sich nämlich am Strande mit dem Wasser, um einen Strudel zu bilden, in welchem man keinen Grund findet. Dieser Strudel ist überdeckt mit demselben angefeuchteten grauen Sand, wie die übrige Spülung des Strandes, von welcher er sich in keiner Weise unterscheidet. Tritt man in gutem Glauben auf diese trügerische Decke, so versinkt man in dem Strudel, um nie wieder „das rosige Licht" zu schauen. Vor einigen Jahren ritten drei Herren von Bad Schwarzort auf der Ostseite der kurischen Nehrung, am inneren (östlichen) Haff-Strande, gen Norden. Im Anfange ging es recht gut. Der von der Brandung angefeuchtete Sand trug. Die Pferde hatten nicht so mit dem Sande zu kämpfen, wie man es vermuthete. Auf einmal versinkt das mittlere Pferd bis an den Hals. Der Reiter durchschaut sofort die Gefahr. Mit einem Schrei der Verzweiflung hebt er sich aus dem Sattel und wird so von seinem Nachbar links auf's Feste gehoben, während der Nachbar rechts dem nunmehr erleichterten Pferde in die Zügel greift und es mit Macht aus dem Loche reißt, in welchem ohne den Beistand Dritter Roß und Reiter auf Nimmerwiedersehen verschwunden sein würden.

Kurz nach dem großen Memeler Brande fuhr ein kleines Dampfboot von Pillau nach Memel. Es war befrachtet mit wallonischen Backsteinarbeitern nebst deren Werkzeugen. Sie wollten beim Wiederaufbau Memels helfen. Das Schiff

strandete an der „Südspitze", d. h. an dem nördlichen Ende der kurischen Nehrung. Hier warf es der Sturm an eine Stelle, wo sich ein kolossaler Triebsandstrudel gebildet hatte, — eine dickflüssige, ungreifbare, zähe Masse, welche gleich dem Bruchschlamm des Dorfmoores nicht wieder herausgiebt, was sie einmal erfaßt hat. Das Schiff begann in dieser Masse zu sinken. Keine Anstrengung half, weder die der Menschen, noch die der Maschine. Je mehr man arbeitet, desto mehr beschleunigt man das Sinken. Alle Versuche, sich zu retten, sind vergeblich. Jeder Versuch beschleunigt nur die Katastrophe. Vergebens sind alle Nothsignale. Es wagt sich Niemand heran. Was können hier die Lootsen helfen? Sie würden nur selber mit ihren Kuttern unrettbar in das Verderben gerathen. Auch die Leute auf dem Schiffe ermatteten. Resignirt und verzweifelnd legen sie die Hände in den Schooß. Wer kann gegen die Macht der Elemente? Einige beten, Andere fluchen. Dann wird es still. Vier Stunden, nachdem das Schiff gestrandet, ist es im Triebsande verschwunden. Man hat nie einen Knochen von der Mannschaft, nie eine Planke von dem Schiffe wiedergesehen. Vielleicht in hundert Jahren wird man beim Bernsteinbaggern oder beim Bernsteingraben wieder etwas davon finden, „unter dem Mist" — so lautet der technische Ausdruck. Unter „Mist" versteht man nämlich das große Lager von allerlei alten und kleinen Holztrümmern, womit der Boden des Haffs bedeckt ist. Ein Polier von den wallonischen Backsteinmachern hatte in Pillau das Boot verlassen, weil er am Lande etwas zu thun hatte; er kam über Königsberg, Cranz, Beck und die kurische Nehrung nach Memel, um dort zu vernehmen, daß er seine Landsleute im Diesseits nimmer wiedersehen werde.

Was soll aus der kurischen Nehrung noch werden? Ich weiß es nicht. Nur so viel steht fest, sie ist noch nicht fertig; und so, wie sie im Augenblick ist, kann sie schwer-

lich bleiben. Entweder wird sie, immer mehr von den Gewässern unterwühlt und weggefressen, dereinst gänzlich verschwinden, so daß das Haff, welches jetzt hinter ihr liegt und mit dem Süßwasser der Flüsse gefüllt ist, sich mit der Salzfluth vereinigt. Oder die Westwinde, welche hier dominiren, treiben all' die enormen beweglichen Sandmassen der Nehrung hinüber in das Haff, so daß letzteres immer stärker versandet und sich, berieselt durch die aus Littauen kommenden Flüsse und Bäche, zuerst in einen Sumpf und dann in fruchtbares Marschland verwandelt. Kurz, die Landzunge wird entweder zu Festland oder zu Wasser; das Haff wird entweder zur Salzfluth oder zu Land werden. — —

In der letzten Zeit stürmte es zuweilen hier zu Lande (oder soll ich sagen: hier zu Wasser?) recht kräftig. Aber die eigentlich klassischen Stürme kommen erst im Oktober und November. Nur ein so unermüdlicher Strandläufer und Dünenforscher, wie der Professor Julius Schumann, wagt sich bei solchem Wetter vor die Thüre.

Ein Sturm, der im Oktober wüthete, veranlaßte ihn, sich einen Tag lang zwischen dem Bade Schwarzort und dem Sandkruge auf der nördlichen Spitze der kurischen Nehrung umherzutreiben. Er erzählt uns seine Wanderung mit der Genauigkeit des Naturforschers und der Anschaulichkeit eines Dichters:

In der Nacht hatte sich der scharfe Südwest zum Sturm gesteigert. Das sonst so segelreiche Haff war verödet, leer und wüst. Ich hatte mir oft gewünscht, einmal zu sehen, wie der Sturm in den Dünen hause. Das gute Geschick wurde benutzt. Doch erst spät — es war bereits über 9 Uhr Morgens — brach ich auf, um nordwärts nach dem Sandkruge zu wandern. Die erste Stunde hielt ich das Haffufer, hatte somit zunächst den Schwarzorter Wald und dann fast immer Sturzdünen zur Linken, über die un-

aufhörlich Sand hinüberwallte. In der Ferne sehen die Sandmassen wie Wolken aus, die aus den Bergen aufsteigen, um sich in mäßiger Höhe wieder aufzulösen. Als ich an die Baumgruppe gekommen, die noch im Jahre 1800 zum Schwarzorter Walde gehörte, oder so mit ihm zusammenhing, daß sie dessen nördliches Ende bildete — eine uralte Eiche scheint ihre Trennung von ihren Schwarzorter Genossen noch zu betrauern — sah ich da einen Steinadler sitzen, den gesenkten Kopf gegen die Richtung des Windes gekehrt, Schwingen und Schweif in die Höhe gehoben. Erst als ich ihm auf Schußweite nahe gekommen, machte er sich auf, unwillig, wie es schien, über die Störung. Noch ein Paar Male ließ er sich forttreiben, wobei er sich nie über die Düne erhob. Die Masse des Gefieders schien ihm hinderlich zu sein. Bald folgten auf dem Lande sitzende Möven und Enten in Schaaren von Hunderten und Tausenden. Auch sie verließen nur zögernd ihre Plätze.

Um die aufgeregte See zu sehen, erstieg ich die hier besonders hohe Hauptdüne, auf der ich mich nur mit Mühe behaupten konnte. Obwohl sich in allen Theilen der sichtbaren Meeresfläche Wellenkämme überstürzten, so ließ sich doch die Scheidelinie ziehen zwischen dem brandenden, überall schäumenden Meeresstreifen und der hohen See, deren tiefes Dunkel durch eine wechselnde Reihe weißer Bänder aufgehellt wurde.

Am jenseitigen Fuße der Hauptdüne war ich durch die längs dem Strande sich fortziehenden Vordünen zum Theil wenigstens vor dem Sturme geschützt. Den Sand freilich bekam ich aus erster Hand, denn diese oft senkrecht abfallenden, an ihren Seitenwänden leicht angreifbaren Vordünen liefern das Hauptquantum des fortgetragenen Sandes. Doch gab auch die Hauptdüne ihren Beitrag dazu. Jede ihrer Schichten besteht nämlich aus einer zu oberst liegenden dünnen grünen ziemlich festen Lamelle (von Knollensand) und einer

dickern hellgrauen, lockern Lage (von Quarz- und Feldspathkörnern). Diese Schichten sind oft so regelmäßig wie die Jahresringe eines Baumes, ja ich bin geneigt, sie für Jahresschichten zu halten. Da sie, je tiefer sie liegen, desto weiter nach der See hin vortreten, so bildet sich hier eine Art Treppe mit breiten aber niedrigen Stufen. Bei jeder Schicht ist die obere grüne Lamelle — wohl in Folge der traubenartigen Form der einzelnen Körner, deren Höcker sich in die Lücken der benachbarten einlegen — so fest und glatt, daß der Wind über sie fortstreicht, ohne sie aufheben zu können. Er greift dagegen mit Erfolg die senkrechten Abfälle der Treppenstufen an.

Es war seltsam anzusehen, wie die Sandmassen an der sanft geneigten Ebene der Hauptdüne hinaufflossen. Tausende von Sandbächen, nur etwa zwei bis drei Fuß breit, oft miteinander communicirend und sich dann wieder trennend, strömten bergan. Wo einzelne alte, mit Grasnarben durchzogene Dünenreste hervorragen, staut sich bisweilen der Sand, wolkenartig aufwirbelnd — ich möchte lieber sagen, wie ein umgekehrter Wasserfall — wobei dann die dunkle Kuppe für kurze Zeit unsichtbar wird; ein paar Sekunden später tritt sie wieder hervor, da sich die Sandmassen vor ihr getheilt haben, um in zwei Strömen bei ihr vorbei zu fließen. Hebt sich der aufwirbelnde Sand auf einer hellen Wolke ab, so erscheint er braun wie Rauch.

Das Geräusch, das der auffallende Sand allein verursacht, läßt sich am Besten mit demjenigen vergleichen, das man zu hören bekommt, wenn feinkörniger Hagel niederfällt, doch ist es schwer diesen Ton zu scheiden von dem Brüllen des Meeres und dem, was ich das generelle Sausen um die Ohren nennen möchte.

Ich war ein und eine halbe Meile von Schwarzort entfernt, als ich eine Gruppe von fünfzig bis hundert

Steinen bemerkte und zwischen ihnen viele handgroße Stücke von thönernen Gefäßen. Die Steine von der Größe einer Faust, auch kleinere und größere, viele zerschlagen, meistens rothe Feldspathe, auch feinkörnige Granite. Die schwarzen etwas glänzenden Stücke schienen Fragmente von Schalen zu sein; ihr Durchmesser ist etwa ein bis zwei Fuß, der Rand meistens ein wenig umgebogen. Form und Material weisen auf sehr alte Zeit. Die Drehscheibe muß damals noch nicht bekannt gewesen sein. Der Thon ist mit sehr grobem scharfkantigen Grand von Quarz und Feldspath durchsetzt. Etwa fünfzig Schritte weiter eine eben solche Gruppe und weiterhin noch eine, auch höher am Berge hinauf noch zwei oder vielmehr drei — wenn ich eine kleinere mitzähle. Ich hatte ein altes Dorf vor mir. Von Holz war freilich keine Spur zu finden, doch das mußte längst verrottet, verschwunden sein. Die östliche Grenze dieser Reste menschlicher Wohnungen liegt heute hundertundneunzig Ruthen von der See. Die Entfernung vom Haffufer versäumte ich damals zu messen. Nachträglich indeß finde ich, daß hier die Nehrung (nach der Schnötter'schen Karte) vierhundertundsechzig Ruthen breit ist. Machen wir die Annahme, daß diese Ansiedelung einst fünfundzwanzig Ruthen vom Haff abgestanden, so folgt daraus, daß seit jener Zeit die Nehrung an dieser Stelle um zweihundertundfünfundvierzig Ruthen nach Osten vorgeschritten ist.

Doch sind es nicht vielleicht Holzschläger, die sich hier kurze Zeit aufgehalten haben? Am 11. September 1758 reichte die Littauische Kriegs- und Domänenkammer bei dem russischen Generalgouverneur in Königsberg eine Beschwerdeschrift ein wegen unbefugten Holzschlages von Seiten der russischen Besatzung der bei Memel liegenden Galeeren im Walde von Schwarzort. Am 26. Februar 1759 folgt eine zweite über denselben Gegenstand, wobei noch die Be-

fürchtung einer künftigen Versandung der Nehrung ausgesprochen wird. Im April 1762 eine dritte, auf die der russische Generalgouverneur eingeht, indem er das Verbot erläßt, die Waldungen auf der Nehrung völlig auszuholzen. Aber dagegen, daß es nur Holzschläger waren, welche hier arbeiteten, aber nicht wohnten, sprechen die zahlreichen Bruchstücke von Thongefäßen, die den in den Preußengräbern gefundenen gleichartig, nur roher gearbeitet sind. Dagegen spricht auch das gänzliche Fehlen von Holzresten, die in hundert Jahren nicht verschwinden können; dagegen auch der Umstand, daß die Nehrung in dieser kurzen Zeit nicht so stark (etwa eine Achtel-Meile) verschoben werden konnte. Daß aber diese Ansiedelungen ursprünglich an der nach dem Haffe gerichteten Abtheilung der alten Düne gelegen, ist augenscheinlich. Denn die schwarze, mit Holzkohle durchsetzte Humusschichte des alten Waldes tritt noch deutlich aus der kahlen Hauptdüne hervor, so daß sich der damalige Dünenzug leicht reconstruiren läßt. — Aber wann haben hier Menschen gelebt? Hennenberger nennt als das nördlichste Dorf der kurischen Nehrung Schwarzort. Zu seiner Zeit mußte also diese Stätte menschlichen Lebens und Leidens bereits untergegangen sein. Von ihr blieb uns nur das übrig, was der Verwitterung widerstand: die Steine, auf denen die Alten einst Feuer machten — auch der heutige Kure kennt keinen andern Herd als faustgroße Steine, die er auf die Erde legt — und ihre irdenen Gefäße.

Etwa tausend Schritte weiter liegt eine ähnliche Steingruppe und bald darauf noch eine, aber beide ohne Reste von irdenen Gefäßen; auch kommen vereinzelte größere Steine vor, die darauf hindeuten, daß hier ehedem die Wellen des Haffes angeschlagen haben. Weiter nach Norden liegen noch die Reste einer siebenten Feuerstelle, die überaus reich an Fragmenten von Thongefäßen ist. Auch dieses

Haus hat auf dem alten Waldboden gestanden, der indeß bald (etwa eine Viertel-Meile südlich vom Sandkruge) nicht mehr sichtbar ist. Unter ihm, meistens nur durch eine schwache Sandschicht getrennt, zeigt sich an allen Abfällen von Schwarzort bis hieher der kaffeebraune humose Sand des Urwaldes, der mit jenem zugleich verschwindet. Hier endete einst die kurische Nehrung.

Vom obern Geschoße des hochgelegenen Sandkruges ließen sich See und Haff weithin überschauen. Das letztere zeigte auffallend kurze Wellen, die mit bedeutender Gewalt gegen die vor zwei Ankern liegenden Schiffe zu schlagen schienen. Auch hatten die über Haff gehenden Dampfboote ihre Fahrten eingestellt.

Zurückkehrend hielt ich auf eine kurze Strecke das Seeufer. Vor mehreren Jahren hatte ich bei Lochstädt die stürmisch erregte See gesehen. Dort rollten die Wellen bis hoch aufs Land hinauf, um sich sofort wieder weit zurückzuziehen. Hier dagegen zeigte sich mir ein durchaus anderes Bild. Die See war stark gestiegen, so daß sie an vielen Stellen die Berge erreichte, aber das Wasser war bis fünfhundert, vielleicht achthundert Schritte ruhig und schaumlos wie das eines überstauten Wiesenstreifens. Das Meeresbette ist nämlich hier außerordentlich flach, so daß die große braune Möve weitab auf dem Grunde stehend fischen konnte. Hinter dieser Grenze freilich schäumte und toste es. Vielleicht, daß sich hier der Seegrund plötzlich senkt, wobei denn die anprallende Welle ihre ganze Kraft verlieren müßte; vielleicht auch, daß sich daselbst die See eine Barre aufgeworfen hatte. Nur dann und wann wogte die Wassermasse hoch hinauf und nöthigte zu noch größeren Umwegen. Bald brachte der an Stärke zunehmende Sturm heftig schlagenden Hagel, der später mit Regen wechselte. Das frische Wetter paßte zur wilden Natur, die mich um-

gab. Ich bog nach der Hauptdüne ein. Die hervorragenden Dünenreste sehen hier aus wie Trümmer zerfallener Burgen. Es wurde düster, so daß sich die lange Wellenlinie des mächtigen kahlen Sandrückens von dem dunkeln Himmel kaum nur abhob. Wo die nach der See hin gelegenen Vordünen eine Lücke ließen, leuchtete noch ein wenig der Schaum der Wellen auf, wobei fast unwiderstehliche Sturmstöße erfolgten. Bald indeß blieb in dieser öden Wüste die Richtung, in der Hagel und Sturm und Regen und Sandmassen den Wanderer treffen, der einzige Wegweiser — denn das Tosen der See ließ sich nicht mehr aus dem allgemeinen Lärm herausheben. Um Schwarzort nicht zu verfehlen, schlug ich links ab. — Hinab in eine Schlucht und dann bergauf — bald darauf kaum kenntliche Baumstubben — ich mußte nahe am Haff auf der gefährlichen Düne sein. — Vor mir in der Tiefe eine dunkle Masse — es war der Wald von Schwarzort. In einer halben Stunde war ich unten geborgen.

IV.

Schlechtes Wetter und gute Lektüre.

Schwarzort, im August 1872.

„Sie schildern mir ja diese kurische Nehrung, als wär' es die reine Wüste Sahara!" heißt es in Ihrem „Geschätzten" vom 15. d. M.

Ich hoffe, daß diese Worte nur ein Zeichen des Beifalls und nicht ein halb unterdrückter Zweifel sein sollen. Was aber die Sache selbst anlangt, so kann ich Ihren Ausruf nur beantworten mit der berühmten Phrase eines

weinlustigen Rheingauers, welcher, als er spät in der Nacht ein wenig stolpernd und polternd in das Schlafzimmer trat und von seiner Gattin angerufen wurde: „Aber Karl, Du bist ja ganz betrunken," in seiner bescheidenen Gewissenhaftigkeit entgegnete: Nein, mein liebes Kind, ganz nicht, — aber stark dreiviertels.

Nämlich so. Die Sahara und die kurische Nehrung stimmen miteinander überein, was den Sand und den Wind anlangt, aber nicht in Bezug auf das Wasser.

Hören Sie, was uns der berühmte Afrikareisende Gerhard Rohlfs über seine interessante Reise durch die große Wüste nach dem Tschad-See, im Innern von Afrika (1865 bis 1867), in Petermann's „Mittheilungen" in specie über den Sand und die Sanddünen der Wüste Sahara erzählt.

— „Jedenfalls," sagt er, „ist die Annahme, daß der Sand der Sahara ein Produkt des Meeres sei, die natürlichste und ungezwungenste Erklärung. Sehen wir doch, wie das Meer fortwährend noch Felsen in Sand zersetzt und ihn auf dem Lande ablagert, so an der Ostseeküste von Preußen, an der Mittelmeerküste Tripolitaniens, an der Atlantischen Küste von ganz Nordwestafrika. Auch haben sich andere Forscher der Sahara für diese Annahme ausgesprochen. Bei Schilderung seiner Reise durch Felsen schreibt Beurmann aus Kuka 7. September 1862 an Barth: „Alle diese Sandmassen wurden durch Wasserfluthen hier aufgehäuft, nicht durch den Wind."

So gewiß aber das Wasser den Sand der Dünen in die Sahara geschafft hat, ebenso gewiß ist es der Wind, der ihnen die äußere Form verleiht. Sie gleichen plötzlich starr gewordenen Wellen und Wogen im großen Sandmeer der Wüste. Ihre Richtung geht meist von Südost nach Nordwest, sowie im allgemeinen die Sandstrecken der Sahara von Ost nach West oder umgekehrt sich ausdehnen und

nirgends, soweit wir bis jetzt die Sahara kennen, von Norden nach Süden streichen. Manche Dünen haben eine Höhe von 3—400 Fuß. In der Regel ist die den herrschenden Winden abgekehrte Seite sehr steil, 35—40 Grad, so daß man oft Stufen auswühlen muß, um mit den Kameelen hinaufzukommen, und an Dünen von compactem Sande hängt sogar stellenweis der Kamm oben über, gerade wie eine im Ueberstürzen begriffene Welle. Die andere, dem Winde zugekehrte Seite fällt dagegen flach und leicht gekräuselt ab."

So schreibt Gerhard Rohlfs von der Sahara. Hören Sie nun, was der schon oben citirte Professor Julius Schumann von Königsberg († 1867) von der kurischen Nehrung schreibt, die er unzählige Male begangen, und die er mindestens eben so gut kennt, wie Rohlfs die Wüste Sahara:

„Um den längs der kurischen Nehrung," sagt er, „fortlaufenden 100—150 Fuß hohen langwelligen Sandrücken der Hauptdüne ziehen sich, in unregelmäßigen Intervallen rechtwinkelig abstrebend, Nebendünen nach der Haffseite hin, von denen einige zungenartig und abgeflacht ins Haff hineinlangen, andere kurz vor dem Haffufer steil abfallen. Auf dem Anberge der Düne sah ich wiederum sehr deutlich, daß der Kamm der Nehrung zur Zeit des alten Waldes merklich niedriger gewesen und mehrere hundert Schritte näher dem heutigen Seestrande gelaufen, daß somit die Nehrung allmählich höher geworden und nach Osten fortgeschritten ist. Während ihr Rücken in lang hingeschwungenen Zügen fortläuft, findet sich auf ihm ein oft sehr regelmäßiges System kleiner paralleler Sandwellen, die auf der Windseite sanft aufsteigen um auf der Leeseite ziemlich steil abzufallen. Sie sind Dünen en miniature. Nachdem der Wind die Sandkörner bis auf den Kamm getrieben, gleiten die schwereren Körner auf der anderen, steileren Seite

herab, während die leichteren den nächsten Wellenberg erreichen, um von da eine weitere Wanderung zu machen. Eine Messung gab mir als Breite einer solchen Sandwelle 3 Zoll, als Steigungswinkel 7½, als Fallwinkel 38 Grad. Häufiger als an anderen Stellen der Nehrung sendet hier die Hauptdüne nach der Haffseite hin Seitenzweige ab, von denen die meisten in einer scharfen Ebene wie abgeschnitten enden. Die Nehrungen nennen sie recht treffend Stürzdünen. Auch auf ihren Abfällen findet man das oben geschilderte System kleiner paralleler Sandwellen, die hier stets von der oberen scharfen Kante der Stürzebene gerade herab nach dem Fuße fortlaufen. Eine solche Ebene sieht so aus, als wäre sie regelmäßig abgeeggt. Und zwar dies nicht nur wegen der Wellenform, sondern auch wegen der dunkeln Farbe des in den herablaufenden Wellenthälern liegenden schwereren Sandes."

Soweit also die Aehnlichkeit zwischen der Nehrung und der Sahara.

Abgesehen von der Größe (nach der Berechnung von G. A. v. Klöden soll die Sahara 114,600 deutsche Quadratmeilen halten, was aber wohl ein Viertel zu viel ist), unterscheidet sich diese große Wüste von unserer kleinen dadurch, daß es in der letzteren sehr viel regnet und in der ersteren gar nicht. Die Sahara kennt überhaupt keinerlei regelmäßigen feuchten atmosphärischen Niederschlag, weßhalb auch in derselben kein vierfüßiges Raubthier fortkommt und keinerlei regenbedürftige Pflanzen. Uebrigens schreitet die Verbreitung der Pflanzen vom Südrand der Sahara gen Norden vor, da auch die feuchten Niederschläge von Centralafrika weiter nach Norden vorrücken, so daß die Möglichkeit vorliegt, daß die Wüste, wenn auch erst in einigen tausend Jahren, sich in Humus umwandelt und mit Wäldern bedeckt. Allein diese Frist dünkt der menschlichen Ungeduld zu lange.

Ein Franzose, Capitain Roudain, hat daher ein Projekt entworfen, wonach vom Mittelmeer aus ein Kanal von nur 16 Kilometer Länge nöthig sein soll, um der Sahara Wasser zuzuführen und sie wieder in das zurückzuverwandeln, was sie ehemals gewesen, nämlich ein Binnenmeer. Wenn das Projekt gelingt, wird die Luft, welche uns aus Afrika zukommt, wieder kälter werden. Die Gletscher in der Schweiz werden wachsen, und die Durchschnittstemperatur in Deutschland wird sinken. Eine recht boshafte französische Revanche-Idee das, find' ich.

Indessen wird die Suppe nie so heiß gegessen, wie sie gekocht wird, und so hoffe ich denn, es wird früher gelingen, die kurische Nehrung wieder zu bewalden, als die Wüste Sahara wieder zu bewässern.

Daß die Sahara wüste ist, dafür können wir nichts. Aber die kurische Nehrung haben die Menschen verdorben, und deßhalb müßten sie dieselben auch wiederherstellen.

Um aber wieder auf die atmosphärischen Niederschläge zurückzukommen, so könnten wir gegenwärtig der Sahara Etwas abgeben und behielten hier in Schwarzort doch noch genug davon übrig.

Es regnet nämlich beharrlich seit mehreren Tagen, und so bin ich genöthigt gewesen, mir von Memel Bücher zu holen, — „auf gut Glück," wie man zu sagen pflegt, und wirklich, das Glück hat mich merkwürdig begünstigt.

Ich habe nämlich außer den außerordentlich schönen „Geologischen Wanderungen durch Altpreußen" von Julius Schumann, die ich schon aus dem Sameland mitgebracht habe, acquirirt **ersten**s die „Straßburger Chronik des Jakob Twinger von Königshofen" und **zweiten**s „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen," sechs dicke Bände mit prachtvollen Kupfern von Chodowiecki.

Die Straßburger Chronik, geschrieben etwa 1415, ist

1870 um dieselbe Zeit, wo ihr Original in der schlechtverwahrten Straßburger Stadtbibliothek verbrannte, durch den Professor Hegel in Erlangen mit philologischer Treue an das Licht gestellt worden. „Die klugen Leute und die gelehrten Pfaffen,“ sagt der Königshofer Chronist, „die mögen's Lateinisch lesen, aber ich habe um der braven Bürger und Laien willen dies Buch auf Deutsch verfaßt.“ Und Deutsch ist diese Chronik von A bis Z. Sie war das ganze fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert hindurch ein wahres Volksbuch in Oberdeutschland und auch schon vor Erfindung der Buchdruckerkunst in Handschriften zahlreich verbreitet.

Auch in der Gesinnung ist der Chronist ein aufrichtiger Deutscher.

„Päbste, Bischöfe und die ganze Pfaffheit,“ schreibt er, „haben ihre Freiheiten und weltliche Würde doch nur von den (deutschen) Kaisern und Königen, dahingegen die Päbste fälschlich vermeinen, daß der Kaiser von ihretwegen Vogt und Pfleger des Reichs sei.“

Es giebt auch einen lateinischen Text der Königshofer Chronik. Bei diesem befinden sich einige, ebenfalls von der eigenen Hand des Chronisten geschriebene Stücke in deutscher Sprache, welche er nicht in seine deutsche Chronik mit herübergenommen hat. Eines derselben ist betitelt: „Abermals eine große Reise der Deutschen Heere zu Preußen, und wurden der Christen erschlagen auf dreihundert und mehrere tausend Mann,“ und erzählt den Tag von Tannenberg (1410), welcher die Herrschaft des Deutsch-Ordens in Preußen, und namentlich in Westpreußen, für immer erschüttert hat. Ich gebe hier diese merkwürdige Erzählung wieder, indem ich versuche, ohne den Charakter des Originals zu verwischen, den alemannischen Dialekt möglichst unserer gegenwärtigen Schriftsprache zu nähern.

Der Chronist schreibt:

— „Da man zählte nach Gottes Geburt vierzehnhundert und zehn Jahre, acht Tage vor Sanct Margarethen (8. Juli), da war groß Mißhelligkeit und Krieg zwischen den deutschen Heeren zu Preußen und Jagiello, König von Krakau, einem Heiden, der Christ geworden war, auf daß ihm König Ludewig von Ungarn seine Tochter Hedwig zur Frau gab. Der König Ludewig war der frommste Fürst in der ganzen Christenheit und hatte drei Königreiche, nämlich Ungarn, Krakau und Polonien (Klein- und Großpolen), und viele andere Länder dazu. Da er starb, hinterließ er drei Töchter. Die eine Tochter, und dazu das Königreich zu Ungarn, ward dem König Sigismund, welcher auch noch römischer König (Kaiser) wurde. Die andere Tochter, und dazu das Königreich zu Krakau, wurde Jagiello dem heidnischen König, um daß er sich taufen ließ und Christ ward mit dem Munde; aber mit seinen Werken hielt er sich immer noch zu den Heiden. Da diese zwei Töchter starben, so nahmen die vorgenannten beiden Könige Sigismund und Jagiello zwei andere Schwestern zur Ehe, nämlich die Töchter des Grafen von Syle (Cilly) in Ungarn. Doch das verfolge ich nicht weiter um der Kürze willen.

— „In diesem Kriege nun, auf den oben genannten Tag, sammelte sich König Jagiello von Krakau, welcher als Christ den Namen Wladislaw angenommen, mit unzähligem großem Volke der Heiden, wie mit König Witolde, dem König Sygemut, Witolds Bruder, den anderen heidnischen Königen und dem Kaiser der Tartarey, und zogen mit Heereskraft auf die deutschen Herren in Preußenland, und zogen zum Ersten auf die Stadt, genannt Lautenburg. Die gewannen sie und erstachen Alles, was in der Stadt war, Mann, Weib und Kind. Es entrannen aber viele Leute in die Pfarr-Kirche und in das Barfüßer-Kloster.

Das steckten die Heiden an, und verbrannten Alle, die darin waren. Aber die Jungfrauen, die trieben sie aus der Stadt in das Heerlager und thaten da mit ihnen, was sie wollten, und schlugen sie dann auf der Stelle zu Tode.

— „Danach, am Sanct-Margarethen-Tage (15. Juli), hatten sich denn auch die deutschen Herren gesammelt mit ihren Helfern und Gästen und kamen zu streiten. Und sie verloren den Streit und wurden ihrer zweimalhunderttausend erschlagen und auch Viele gefangen. Da blieben die Heiden vier Tage da liegen und zogen die todten Christen aus, daß sie nackt da lagen. Danach zogen die Heiden vor die Städte Osterrode, Sutburg und Holland, die ergaben sich Alle den Heiden auf Gnade und Ungnade. Danach zogen sie vor die Marienburg und stürmten sie. Da fielen die von der Marienburg aus, vernagelten denen draußen ihre Büchsen und erstachen hundertundvierzehn Mann. Dann liefen sie wieder in das Haus Marienburg hinein und hißten des Königs von Krakau Banner auf den Zinnen auf und schrieen: „Krakau! Krakau!“ Da wähnte der König von Krakau, sein Volk habe bereits die Veste gewonnen, und stürzten darauf die Heiden in die Marienburg. Und da die Ritter dachten, sie hätten nun genug der Heiden darinnen, da ließen sie das Schloßthor nieder und schloßen sie in der Marienburg ein und schlugen ihnen Allen die Häupter ab oben auf den Mauern, auf daß der Heidenkönig es sehen sollte. Danach gruben sich aber die Heiden unter der Erde hindurch und gedachten so die Marienburg zu gewinnen. Da liefen die Ritter von der Marienburg herunter und schlugen sie in dem Graben zu Tode. Da brach der König Witold auf und zog von dannen. Und da er kam an die Passarge, da begegnete ihm der Ordensmeister von Lifelant (Livland) mit seinen deutschen Heeren und erschlug der Heiden auf fünfzehntausend Mann, ehe es nur König

Witold gewahr ward. Und da nun der König Witold erkannte, daß die Seinen jenseits der Passarge erschlagen waren, da floh er wieder zurück zum König von Krakau; der lag noch vor der Marienburg. Danach kam der Bischof von Heilsberg und ergab sich mit seinem ganzen Lande und mit den eilf Städten, welche zum Bisthum gehörten, an den König von Krakau und den König Witold.“ — —

Heilsberg war die Burg des damaligen Bischofs von Ermeland. Er war also der „kleine Ermeländer“ von damals, welcher zuerst das böse Beispiel gab, dem deutschen Orden abzufallen und zu den Heiden überzulaufen. Ob er wohl hier auch nach dem Grundsatz handelte: „Man soll Gott mehr gehorchen, als den Menschen!“? — —

Der Chronist fährt fort:

— „Dasselbe thaten danach auch alle Städte und Bischöfe jenseits der Weichsel. Deren sind wohl achtzig. Ausgenommen blieben drei: Marienburg, Königsberg und Fischhausen (im Samland). Diese drei haben die deutschen Herrn noch in den Händen.

— „Und also lag das Heidenheer vor der Marienburg; da fuhren die Tartarenheiden in das Kloster Sancti Bernhardi zu Bicolm, auf anderthalb Meilen von Marienburg weiter, und viertheilten alle Mönche, so sie da fanden.“

Ich las hier in Schwarzort diese Stelle der Chronik mit Andacht. Sie ist eine richtige Illustration zu jenem „Soweit die deutsche Zunge klingt.“

Vor fünfthalbhundert Jahren sitzt da im Südwesten, in dem wein- und liederreichen Alemannen-Lande auf dem linken Rheinufer, ein biderber Chronist und bringt in wohlgesetzten deutschen Worten zu Papier, was die vieledeln und gestrengen „deutschen Herrn“ in dem fernen alten Preußenlande, in dem äußersten Nordosten gethan und erlitten; aber es ist derselbe deutsche Geist, welcher das Schwert der

Ordensritter und die Feder des Chronisten regiert. Und Straßburg damals 1415 deutsch, ist heute 1872 wieder deutsch, und soll es, so Gott will, verbleiben. Während in Straßburg, 1870 in Folge der Fahrlässigkeit der Franzosen und Französlinge das Original der Chronik verbrannt, wird in Leipzig eine deutsche Ausgabe davon gedruckt, als Bestandtheil jener Sammlung „die Chroniken deutscher Städte vom vierzehnten bis in's sechzehnte Jahrhundert", einer Sammlung, welche bekannt wird durch eine deutsche Akademie der Wissenschaften (München) auf Veranlassung und mit Unterstützung eines deutschen Königs (Maximilian II. von Bayern), dessen Verdienste um die Kunst und Wissenschaft bekannt sind.

Endlich aber sitzt, wenn man Kleines mit Großem zusammenstellen darf („si parva licet componere magnis", sagt Ovidius) heute hier im Nordosten, umtobt von Sand und von Stürmen, von Wind und von Wetter, ein Sohn des Südwestens, wo er vordem am sonnigen Rhein die schwellenden Trauben gekeltert, über dieser Straßburger Chronik, um mit glühenden Augen zu lesen, was sich vor beinahe fünfhundert Jahren der deutsche Südwesten vom deutschen Nordosten erzählt hat, — heute wo die Straßburg den Franzosen und die Marienburg den Polen wieder entrissen und mit dem wiederhergestellten deutschen Reiche vereint sind.

Ich überlasse es Ihnen, die endlos kulturgeschichtlichen und nationalen Perspectiven weiter zu führen. Hier am Strande läßt sich wirklich hübsch darüber sinnen und brüten.

Dann aber springe ich plötzlich mit einem Salto mortale von der Königshofer Chronik zu „Sophien's Reisen". Es ist ein Sprung von vierthalb Jahrhunderten. Dieser Roman ist nämlich 1770 in erster, 1776 in zweiter und 1778 in dritter Auflage erschienen und erzählt uns die Reise einer jungen Dame mit den Abenteuern, welche sie auf derselben erduldet.

Um nur einen ungefähren Begriff von der damaligen Geschwindigkeit zu geben, will ich das Datum einiger Briefe mittheilen, welche Fräulein Sophie im ersten Bande schreibt:

1.	Erster	Brief,	datirt	den 11.	Mai 1761,	von	Memel,
2.	Zweiter	„	„	„ 13.	Mai	„	„	Pröküls,
3.	Dritter	„	„	„ 14.	Mai	„	„	Heidekrug,
4.	Vierter	„	„	„ 15.	Mai	„	„	Tilsit,
5.	Fünfter	„	„	„ 17.	Mai	„	„	Insterburg,
6.	Sechster	„	„	„ 18.	Mai	„	„	desgleichen,
7.	Siebenter	„	„	„ 19.	Mai	„	„	desgleichen,
8.	Achter	„	„	„ 23.	Mai	„	„	Wehlau.

Und so geht es weiter in gleichem Tempo bis nach Königsberg in Preußen, von wo Sophie am 10. Juni 1761 den achtundzwanzigsten ihrer furchtbar dickleibigen Briefe schreibt.

Wer kennt heutzutage noch das Buch „Sophien's Reise von Memel nach Sachsen" und wer von uns hat es gelesen? Höchstens einige Freunde literatur- und kulturgeschichtlicher Studien. Sonst Niemand. Und doch wurde es vor etwa hundert Jahren in Deutschland, und namentlich in dem Deutschland östlich der Elbe, kaum mit geringerem Eifer verschlungen, als damals Richardson's Romane in England; und sogar in Kortum's „Jobsiade" spielt es eine Rolle. Denn der Candidat der Gottesgelahrtheit Hieronymus Jobs, im Examen nach dem „Kübuz" befragt (einem hebräischen Buchstaben, dessen Bekanntschaft Jobs natürlich niemals gemacht hat), antwortet mit gottesfürchtiger Dreistigkeit:

„Das Buch, genannt „Sophien's Reisen
Von Memel nach Sachsen", thut es weisen,
Daß sie den mürrischen Kübuz bekam,
Weil sie den reichen Puff früher nicht nahm."

Auch die Pracht, womit (natürlich nach damaligem bescheidenem Maßstabe gemessen!) das Buch ausgestattet, und

die Chodowiecki'schen Kupfer, womit es geziert ist, beweisen, daß es damals ein Modeartikel ersten Ranges war. —

Ich also gehöre heute zu den wenigen Angehörigen des Deutschen Reichs, welche den 1770 und folgende Jahre in sechs starken Bänden und in wiederholten Auflagen erschienenen Roman des 1738 in Hinterpommern geborenen und als Superintendent und Prediger in Breslau 1821 verstorbenen Johann Timotheus Hermes lesen; und obgleich ich beinahe gewiß weiß, daß ein Gleiches bei meinem geneigten Leser nicht der Fall ist, so glaube ich es dennoch verantworten zu können, wenn ich das alte Buch heranziehe, um vermittelst einer Parallele einige Sätze zu veranschaulichen, die ich aufzustellen beabsichtige.

Man klagt heutzutage über die Vielbändigkeit unserer Romane. „Sophien's Reise" ist auch vielbändig, und die Bände sind dickleibig dazu, viel dickleibiger, als bei unseren Romanen von heute. Denn jeder Band hat durchschnittlich an siebenhundert enggedruckte Seiten.

Aber man vergegenwärtige sich nur einmal die bunte Mannigfaltigkeit, die fast erdrückende Fülle an Personen, Charakteren, Handlungen und Ideen, den reichen Inhalt und die geschmackvolle Form unserer heutigen Romane und vergleiche Alles das mit dem Roman vor hundert Jahren. Die gute alte Sophie reist sechs dicke Bände und eine halbe Ewigkeit hindurch bloß von Memel nach Leipzig, eine Strecke, welche man heute sehr bequem in zwei Tagen zurücklegt, ohne unterwegs andere Unglücksfälle oder Abenteuer zu erleben, als höchstens ein Seestürmchen en miniature auf dem kurischen Haff, oder einen exemplarisch schlechten Kaffee in dem „Gasthause zum Seehund" zwischen dem Bade Cranz und der „Haupt- und Residenz-Stadt" Königsberg in Preußen.

Man klagt über die Reflexionen unserer Roman-Schrift-

steller von heute und schilt sie langweilig. Man findet einzelne Partien in dem „Landhaus am Rhein“ gedehnt; man tadelt, daß das erste Kapitel in der „verlorenen Handschrift“ uns nutzloser Weise zuerst auf der Straße im Mondschein herumführt und dann erst in das Haus, wo der erste Akt spielt. „Warum denn nicht gleich direkt in das Haus?“ fragt der nervöse, ungeduldige, zappelnde, dampfgetriebene, lokomotivsüchtige Leser des Jahres 1872. Bitte, greifen Sie hundert Jahre zurück nach „Sophien's Reisen“, damals mindestens fast ebenso berühmt wie das „Landhaus am Rhein“ und die „verlorene Handschrift“! Das Schnellste, das man damals kannte, und womit man, wenn einem das Glück wohlwollte, in drei bis vier Monaten „von Memel nach Sachsen“ kommen konnte, war der Eilwagen, welcher den Tag drei Meilen zurücklegte, aber natürlich bei Weitem nicht jeden Tag ging. Und woraus besteht der auf solchen Eilwagen-Stationen verfaßte berühmte Roman des Jahres 1770? Aus Briefen, lautend, als wenn Anfang und Schluß von einem sentimentalen Kammerkätzchen und der eigentliche Körper von einem eifrigen Landgeistlichen herrührten. Die nicht immer sehr appetitliche Handlung bildet schmale Brocken, welche — rari nantes in gurgite vasto — in einer endlosen Brühe von Reflexionen über Erziehung und Leben, über Religion und Literatur, über Gott und die Welt, über das Studium der „Gottesgelahrtheit“ und die finanzielle Lage der hochwürdigen und ehrwürdigen Geistlichkeit u. s. w. umherschwimmen, auch keineswegs neu sind, sondern uns erinnern an den berühmten Ausspruch in dem anonym erschienenen, aber immer noch höchst lesenswerthen Werke „Welt und Haus“, Germanien, 1815 (Bd. I. S. 15): „Die Schriftstellerei hat die Produkte des menschlichen Geistes so durcheinander geworfen, daß Niemand mehr sein Eigenthum erkennen kann. Wenn es eine literarische Auferstehung gäbe,

und die Alten forderten ihre Knochen zurück, was würde dann von unsern Körpern übrig bleiben?"

Was uns heutzutage wahrhaft erschreckt, wenn wir noch einmal „Sophien's Reise" in die Hand nehmen, ist die damals herrschende Rohheit der Sitten und die Oede des Daseins. Man sieht hier jene Sitten geschildert von einem Zeitgenossen, der nicht eine Satire schreiben, sondern möglichst Anmuthiges darstellen — rühren, ergreifen und belehren wollte; — und doch, wie breit und pedantisch der, allemal mit Erschaffung der Welt oder mindestens mit dem ersten Sündenfalle beginnende Dialog; wie ordinär, steif und verzopft die Charaktere, wie plump und roh, wie eng und eckig, wie hölzern und doch ängstlich die Lebensgewohnheiten! Und dabei schildert der gute Ehrenpastor Hermes all dieses kleinliche Elend in wahrhaft „himmlisch-gläubiger Naivität" als eine selbstverständliche Gabe Gottes, an deren ewiger Dauer nicht im geringsten zu zweifeln.

Ja, die Strecke von Memel nach Sachsen ist gar nicht lang; und doch braucht Sophie dafür ein halbes Dutzend schmerbauchiger Bände; und doch lasen Sophien's Zeitgenossen ihre „Reise" mit Andacht — und doch ist diese „Reise" so arm an Stoff und Gedanken. Das heutige Publikum aber ist vor Allem stoffhungrig. Das bringt nun einmal die Richtung des Zeitalters so mit sich, welche von den Tartüffes eine materialistische und von den guten Leuten eine realistische genannt wird. Für unsere heutigen Romane-Verschlinger und Leihbibliothek-Wärwölfe ist daher „Sophien's Reise" kein Futter. Aber für mich, hier in meiner kimmerischen Nacht, war sie, auch abgesehen von der zufälligen Nähe von Memel, ein wahres Labsal. Kein Kulturhistoriker der Welt kann uns ein so anschauliches Bild von den damaligen Zuständen geben, als es der gute Pastor thut, natürlich ohne es zu wissen und zu wollen. Und kein

noch so eifriger „Reichsfreund“ kann uns besser den Fortschritt schildern, den Deutschland seit hundert Jahren gemacht hat, als dies ein Vergleich zwischen den Personen und Zuständen im „Landhaus am Rhein“ und denjenigen in „Sophien's Reisen“ zu bewirken im Stand ist. Dieses vor hundert Jahren so pastorale, so ehrwürdige Buch ist für uns profane Menschen von heute sehr oft außerordentlich putzig und schnurrig; und wo die Leute von 1770 ohne Zweifel Thränen der Rührung vergossen haben und einander in die Arme gesunken, da mußte ich hier, 1872 auf der kurischen Nehrung, zuweilen so laut und herzlich lachen, daß mein Zimmernachbar mit dem Stiefelzieher an die Verbindungsthüre klopfte und mich fragte, was denn los sei, und ob er nicht theilnehmen dürfe an meiner Heiterkeit, die ihm wahrhaft unbegreiflich sei bei diesem hündischen Wetter.

Und was das Letztere anlangt, so hat er recht. Es regnet noch immer, und wenn man aus dem Salzwasserbad steigt, empfängt man auf dem Rückweg noch umsonst (frustra et gratis) ein Süßwasser-Regenbad, daß man mit durchnäßten Kleidern nach Haus kommt. Ich denke, der Klügste giebt nach, und ich werde, wenn keine Besserung eintritt, den Rückzug antreten, unterwegs noch ein wenig die Marienburg und den Dom von Marienwerder studiren (wozu man des guten Wetters nicht bedarf) und dann gegen Anfang der nächsten Woche nach Berlin zurückkehren, wo ich Euch, unter den Fittigen unseres Hauptmannes versammelt, zu finden hoffe. Also auf Wiedersehn!